

Neue Monatshefte

UNIVERSITÄT BERLIN

HEFT 9
SEPTEMBER 1934 / BERLIN

PREIS
1 MARK

U H U
1934



UNIV-BIBL
BERLIN.
3 SEP 34

P. B. 1120
K. K. v. Frick



Bevor Sie sich einen Wagen kaufen,

das heißt einen Wagen, der Ihnen Freude macht und Sie nie im Stich läßt, fahren Sie bitte einmal den neuen Hanomag Probe. Es ist erstaunlich, was ein Hanomag leistet, wie er die Berge nimmt und wie sicher er in der Kurve liegt. Auf diesen Wagen kann man sich verlassen, denn er besitzt alle Einrichtungen, die zu einem technisch vollkommenen Fahrzeug gehören: Kasten-Tiefrahmen, Viergang-Getriebe, Ein-Druck-Zentralschmierung, hydraulische Vierradbremse, bequeme breite Sitze, vorbildliche Federung. Verlangen Sie ausführliche illustr. Drucksachen. Probefahrt kostenlos.

HANOMAG

H A N N O V E R

Neue Monatshefte

UHU
1934

Inhaltsverzeichnis des Septemberheftes

	Seite		Seite
Hindenburgs Vermächtnis an die Jugend. Von Ernst von Salomon. Mit einer Porträtaufnahme von A. v. Bloß	2	Arbeit an der Jugend. Aufzeichnungen von Menschen, die die Jugend formen und bilden	55
Commer am Sund. Eine Liebesgeschichte von Katja Petersen. Mit Zeichnungen von Fritz Biermann	4	Unsere Fahne flattert uns voran. Fotografie	57
Treue Spielgefährten am Strand. Vier Augenblicksaufnahmen	6	Die Kurve. Eine scharfe Wendung in fünf Aufnahmen	58
Blinde Augen über blizender Klinge. Bildnisstudie	12	Tausend Perlen sprühen empor. Fotografische Studie	60
Kleine Helfer großer Tennismeister. Ein Balljunge erzählt unserem Mitarbeiter B. von Reznicek. Mit Fotografien	13	Die Dachkletterer von Cambridge, ein lustiger Studentensport. Von G. A. von Jhering. Mit Zeichnungen von Martin Koser	64
Jahrtausende schauen auf uns herab. Fotografie	17	Der Karitätenkasten. Eine Kindheits Erinnerung von Marie Sieverling	68
Was hab' ich mir vergessen? Ein Stoffsprenger von Charlie Koellinghoff mit Zeichnungen von Walter Trier	18	Adebar gewinnt mit Längen. Vor und hinter den Schranken der Rennbahn. Von W. Zibaso. Mit Fotografien	70
Etwas Tee gefällig? Die Welt im Maßstab ihres Teeverbrauchs. Von H. E. Fernanz. Mit Fotografien und einer Zeichnung	20	Zweite Jugend des Jahres. Ein Herbstgedicht in Prosa von Karl Foerster. Mit Zeichnungen von Wilhelm Petersen	76
ABC der deutschen Alpen. Berge vom Bodensee bis Berchtesgaden. Mit Fotografien	25	Wie bitte? Eine Tierstudie	78
Sendet 300 Elefanten Breitformat Kottbus! Zirkusplakate erzählen von Artisten-Schicksalen. Von Dr. A. H. Kober. Mit Fotografien	34	Hanna Kickers vom E. B. Eintracht 20. Eine heitere Wandergeschichte. Von Norbert Jacques. Mit einer Zeichnung von Otto Linnefogel	79
Stechenpferde. Vorgeführt von Lenau. Mit Zeichnungen von Gerhard Brinkmann	37	Gewitter. Gedicht von Ludwig Emanuel Keindl. Mit einem Stimmungsbild	85
Ginkgo biloba, ein Baum aus dem Fernen Osten, besungen von Wolfgang von Goethe. Mit einer Abbildung	40	Herbstmode für die Straße. Vier Modeaufnahmen	86
Dampferfahrt durch den Mittagsfrieden. Eine Aufnahme vom Genfer See	41	Ein Platz verändert sein Gesicht. Beobachtung eines Fotografen	88
Das zweite Ich im Zauberbergglas. Vom Spiegel und seiner magischen Kraft. Von Charlotte Halm. Mit Abbildungen	42	Seefahrt tut not. Bilder aus der Geschichte des Seemanns. Von Richard Widders. Mit zeitgenössischen Abbildungen	89
Das Lieblingsbuch. Zeichnung von G. Williams	49	„Ein halbes Pfund von denen zu dreißig, bitte.“ Fotografie	95
Der Tiger. Begegnung mit dem König des Dschungels von Waldemar Bonsels. Mit Zeichnungen von Max Ludwig	50	Für Rätseljäger. Ein Bilderrätsel	96
Einkende Sonne in der tropischen Wunderwelt Haitis. Ein Holzschnitt von Richard A. Sölderer	54	Umschau der Neuen Monatshefte. Triumphe in Dur und Moll: die drei Sträuße — Wagner erträumt Rheingold / Verschieden Wort, verschieden Ding / Die Welt jenseits der Grenze / Der Eishändler / Briefmarken-Sammler erzählen	98
		Neue Rätsel. Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer	112

Das Titelbild zeichnete Viktor Friese

Nachdruck und Übersetzung verboten. Copyright 1934 by Ullstein Aktiengesellschaft, Berlin. Printed in Germany

Hindenburgs

Vermächtnis an die Jugend

Der große Marschall als Vorbild und Symbol

Un seinem siebenzigsten Geburtstag erwartete der General-Feldmarschall seinen Obersten Kriegsherrn zu Gast; er erwartete das Gefolge des Kaisers, Fürsten, Generale, Diplomaten, alles, was im Deutschland des Großen Krieges Rang und Namen hatte. Aber er begann seinen Geburtstag damit, daß er drei kleine Kadetten in Kreuznach von der Straße weg an seinen mit esbaren Geschenken reich besetzten Frühstückstisch rufen ließ. „Sie traten vor mich hin“, schrieb er später, „so wie ich die Jugend liebe, frisch und unbefangen, leibhaftige Bilder längst vergangener Zeiten, Erinnerungen an selbsterlebte Tage.“

Die drei Kadetten — heute sind es Männer von dreißig Jahren —, welche dem freundlichen Impuls des Feldmarschalls jene Stunde verdankten, haben über ihre Gefühle und Empfindungen nicht berichtet. Aber während sie an dem Frühstückstisch aufräumten — und jedermann wird sich ausmalen können, wie frisch und unbefangen sie dies taten —, konnte keine Schranke sein zwischen ihnen, den kleinen Männern im bunten Rock, und dem Manne mit den breiten grauen Achselstücken und dem Marschallstab, keine Schranke, die das Alter der Jugend setzt, keine auch, welche die Fülle des Erfolges bietet dem ersten zaghaften Beginn. Denn diese Jugend, leibhaftiges Bild längst vergangener Zeiten, Erinnerungen an selbsterlebte Tage, war dem Greise verbunden durch den Dienst an derselben Idee, dem er ein langes, reiches und ernstes Leben hingegeben war. Und sie war ihm verbunden durch die Wahrhaftigkeit, mit der dies Leben geführt werden mußte, vom ersten bis zum letzten Tage, sollte der Dienst erfüllt sein, so wie die Idee es gebot.

Des Reiches Feldmarschall und Präsident nahm am Leben eines Jahrhunderts teil durch stete, tätige Gegenwart. Sein Name bleibt für die Deutschen der Name dieser Zeit, Mythos und Symbol. Das spürte die deutsche Jugend immer stark. Sie bekannte sich zu diesem Namen, vor ihm schwand jeder Generationenstreit. Dieser Name und dieser Mann war der Jugend ein Bekenntnis zur Zukunft, da der Name dieses Mannes ein Bekenntnis zu jedem Tage seines Lebens war. Wie kann sich ein Anspruch der Jugend anders

rechtfertigen, anders erfüllen als so? Hindenburg, das ist der Wille zur Wirklichkeit. Nicht auszuweichen vor der großen Härte des Geschicks. Gibt es eine ernstere Parole, als die, die dieses Lebens Führung uns gebietet? So ist er der deutschen Jugend nah. Da sein Leben nicht ihm selber gehörte, sondern dem Reiche, kam ihm die Fülle. Die Fülle kam ihm aus der Wirklichkeit, einer höheren Wirklichkeit, jener, welche die Jugend heute und je ersehnt.

Dies zu wissen, ist das Vermächtnis Hindenburgs. Es trifft die deutsche Jugend ganz. Vielleicht nur einmal stand sie unter gleichem Bann, als Bismarck starb, Altpreuße wie er, dem Ziele nachstrebend im Dienst, die Krönung suchend in den Eielen. Als Bismarck im Jahre 1898 starb, war Hindenburg schon General. An ihn war die Fackel weitergegeben, das unsichtbare Preußen fand in ihm den neuen Kern. In unserer Jugend leuchtete der Name auf, es wurde zu Beginn des Großen Krieges der Fackelträger sichtbar, von allen ersehnt, von allen erkannt, und die Fackel erlosch nicht bis in unsere Tage. Bis in unsere Tage konnte die Jugend, wenn sie den Blick erhob, dies ernste Gesicht leuchten sehen, den kantigen Kopf mit den herben Linien, den ruhigen Blick, die Unererschütterlichkeit des rechten Sins.

Hindenburg stand der deutschen Jugend nahe, weil er in aller Wirrnis da war. Er sprach nicht oft zur Jugend, aber er wußte um sie, und er verlor nie das Vertrauen. Wenn er sprach, war es von jenen Dingen, um die es ihm in seinem ganzen Leben ging:

„Ihr seid unsere Zukunft! Ihr müßt einst das Erbe der Väter auf eure Schultern nehmen, um es zu erhalten, zu festigen und auszubauen. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, muß die Jugend Ein- und Unterordnung lernen. Nur aus Manneszucht und Opfergeist, wie solche sich stets im deutschen Heer bewährt haben, kann ein Geschlecht er stehen, das den großen Aufgaben, vor welche die Geschichte das deutsche Volk stellen wird, gewachsen ist. Nur wer gehorchen gelernt hat, kann später auch befehlen! Und nur wer Ehrfurcht vor der Vergangenheit unseres Volkes hat, kann dessen Zukunft meistern.“ Ernst von Salomon.



Der Großvater mit seinem Enkel

Sommer am SUND

Eine Liebesgeschichte

von

Katja Petersen

„Heute abend kommt Puschy!“ sagte Birgit Sörensen und rutschte vor Aufregung auf den bunten Kissen des Verandafessels hin und her. „Heute abend!“

„Ich danke meinem Schöpfer, daß du endlich „heute“ sagen kannst“, antwortete Sörensen und zündete seine Frühstückszigarette an. „Soweit ich mich erinnere, besteht dein Zeitmaß seit einem Monat in der Berechnung, ob Puschy

in vier Wochen, in vierzehn Tagen oder übermorgen kommt. Du benimmst dich wie deine Tochter vor Weihnachten.“

„Was versteht ihr Männer von Mädchenfreundschaft!“ rief Birgit, „ihr habt ja kein Herz. Die Gefühlswelt der Frau bleibt euch verschlossen — leid tut ihr mir!“

„Mit Recht“, bemerkte er trocken und stand auf. „Ich komme mir bereits minderwertig vor — außerdem für die

Dauer von Puschys Besuch total überflüssig. Auf Wiedersehen, lille Birgit.“

„Bitte sei pünktlich heute abend“, bat Birgit und küßte ihn so heftig, als solle die Trennung ein Jahr dauern. Sie sah schuldbewußt aus.

„Wir kommen schon noch rechtzeitig zur Bahn!“ Er lachte vor sich hin, während sie ihn durch den Vorgarten zum Tor brachte und ihm nachwinkte, bis er mit dem Rad um die Ecke bog.

Birgit holte die Blumenschere und begann mit großer Sorgfalt Rosen zu schneiden. Birgit war bis vor fünf Jahren eine gutdeutsche Brigitte gewesen. Dann hatte sie den Schweden Gunnar Sörensen geheiratet und die gläubige und leidenschaftliche Liebe zu ihrem Mann auf sein Vaterland übertragen. Seitdem hieß sie Birgit Sörensen behauptete, es sei das einzige schwedische Wort, bei dem sie keinen Fehler mache.

Brigitte hatte mit 24 geheiratet, aus einem behüteten Tochterleben in ein um-



... Brigitte zog Eva durch den Garten und das Heckenpörtchen zu einem eingezäunten Stück Strand, wo bequeme Liegestühle standen . . .

begtes Ehefrauendasein hinein. Ihre Eltern waren kurz nacheinander gestorben, etwa ein Jahr nach Brigittens Heirat, als Kersti, das erste Enkelkind, kaum sechs Wochen alt war. Die Taufe hatten sie nicht mehr erlebt, das Enkelchen nicht mehr gesehen, Brigitte trauerte heute noch darum. Sie fuhr jedes Jahr einmal nach Deutschland, um die Gräber der Eltern auf dem Stahnsdorfer Waldfriedhof zu besuchen und ihre wenigen Verwandten zu sehen. Möglichst versammelte sie dann auch die Gymnasiumsfreundinnen von früher um sich. Aber am wichtigsten von allem war das Zusammensein mit Puschy.

Puschy, die mit ihrem standesamtlichen Namen Eva Falk hieß, war Brigittens beste Freundin. Sie war ein Jahr früher als Brigitte im Nachbarhaus zur Welt gekommen, sie hatten Kinderwagenfahrten nebeneinander gemacht, sie hatten in Brigittens elterlichem Garten auf dem gleichen Sandhaufen gespielt, waren von den gleichen Bäumen gefallen und schließlich, da Puschy zart war und man sie so spät wie möglich einschulte, waren sie auch noch in die gleiche Klasse gekommen und hatten nach zwölf Jahren zusammen Abitur gemacht. Dann mußten sie getrennt marschieren. Brigitte ging ins Ausland, um dort ihre mangelnde Sprachbegabung zu bekämpfen; sie war in Lausanne, sie war in Oxford und schließlich in Florenz. (An Schweden dachte damals keiner.) Puschy hingegen arbeitete sich auf der Akademie

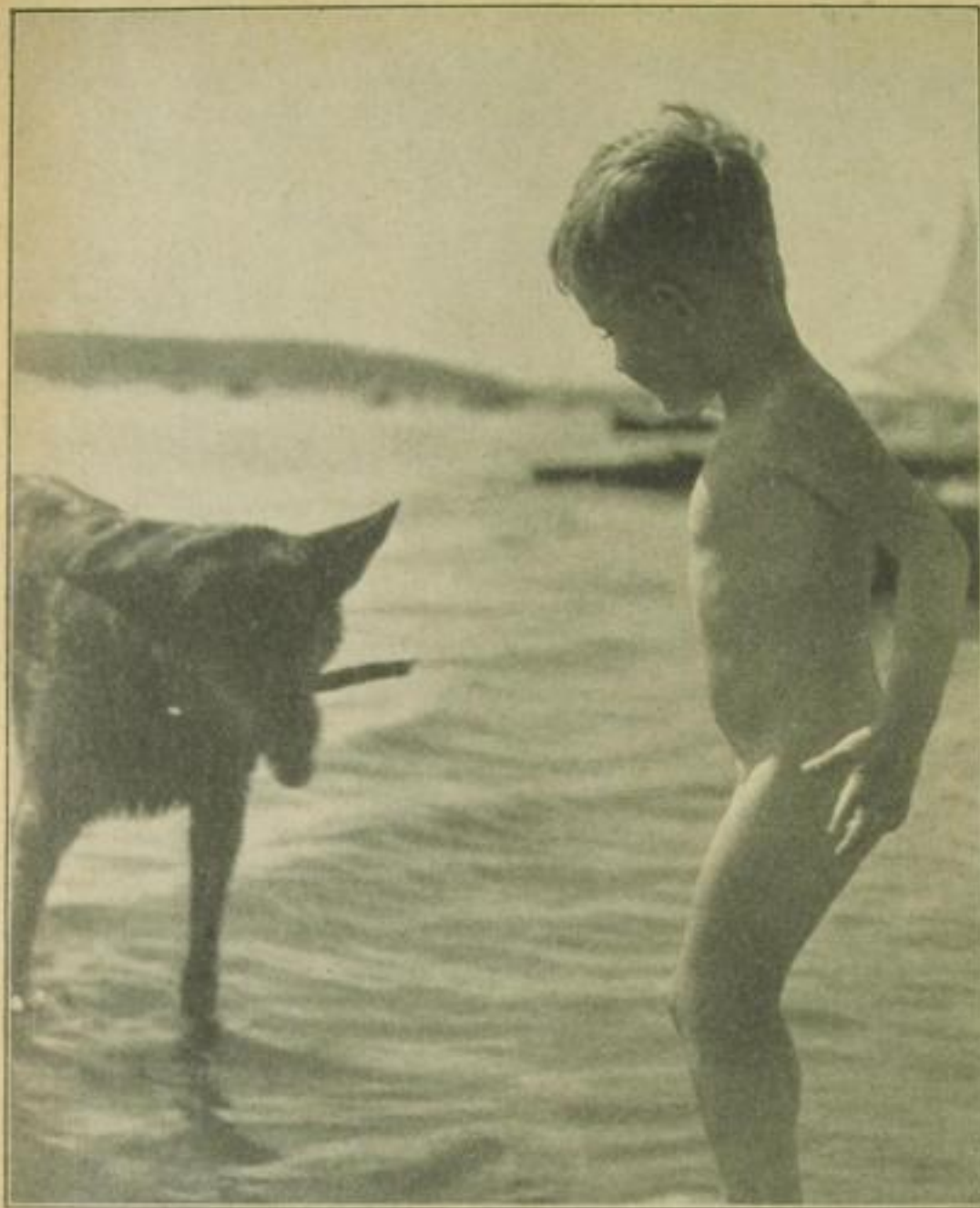
verbissen durch die vorgeschriebenen graphischen Lehrjahre, sie mußte so schnell wie möglich Geld verdienen. Nach zwei Jahren heiratete sie einen Kollegen, einen hochbezahlten Reklamezeichner, der immer Schulden hatte und von Puschy die Miete für die gemeinsame Atelierwohnung erarbeiten und zahlen ließ. Ein Jahr später, mit 23, ließ Puschy sich scheiden — und Brigitte hatte noch immer nichts erlebt! Wenige Monate danach tauchte der Chemiker Dr. Sörensen auf, Sohn eines väterlichen Geschäftsfreundes. Er und Brigitte verliebten sich so prompt, wie man es sich nur wünschen konnte, sie korrespondierten ein Jahr lang auf deutsch und englisch, „prüften“ sich gründlich, dann kam die Verlobung, halbjährige Aussteuerjahren, Hochzeit. Womit, wie in einem alten Roman, Brigittens Leben seine endgültige Form gefunden hatte.

Puschy? Was war inzwischen mit Puschy? Birgit, in ihrer sonnigen Veranda, die Füße hochgestellt und lillibror, den „kleinen Bruder“ Ewen an der Brust — Birgit sann über die Schicksalswege ihrer Freundin nach. Sie wußte einiges aus Puschys kurzer, stürmischer Ehe. Sie wußte von Puschys zeichnerischen Erfolgen; von den Kämpfen und Niederlagen wußte sie nichts. Leicht hatte ihre Freundin es nicht, das konnte Birgit vermuten, aber Puschy sprach nicht davon. Wenn sie einander in Berlin trafen, erzählte



... Zwei Tage später wurde Eva mit Sörensens zum Essen zu Herrn Lundgren gebeten. Er wohnte in der Stadt, in einem dunklen, weiträumigen Patrizierhaus. Ein Diener servierte, es war feierlich und ziemlich langweilig . . .

Birgit von ihrem Glück. Wenn sie sich schrieb, dann schrieb Birgit von Mann und Kindern und dem Haus am Sund. Puschy plauderte von der Kleinstwohnung, die sie seit zwei Jahren statt des möblierten Zimmers bewohnte, von den Balkonpflanzen, von Sonntagsausflügen mit gemeinsamen Freunden, und daß diese oder jene Zeitschrift eine Illustration bestellt, womöglich ein Titelbild angenommen habe. Manchmal kam ein Satz über Gunnar, Kersti und Ewen. „Ich beneide dich“, schrieb Puschy. „Bist du nicht unsagbar glücklich?“ „Natürlich bin ich glücklich“, antwortete dann Birgit. „Aber Kinder haben ist gar nicht so einfach. Die Verantwortung und das Gebundensein! Freu dich deiner Freiheit, die ist viel wert.“ Auf derartige Sätze ging Puschy dann nicht ein. Birgit wollte es in der Erinnerung scheinen, als hätten sich solche sehnsüchtigen Randbemerkungen neuerdings in Puschys Briefen häufiger wiederholt. War sie am Ende nicht glücklich? Nun, man würde es erfahren. Birgit klingelte der Kinderschwester und legte ihr Ewen, der schon am Einschlafen war, in die Arme. Sie sah einen Augenblick nach Kersti, die mit der deutschen Haustochter zusammen Erdbeeren pflückte, und ging dann nach oben, um das Gastzimmer nochmals zu überprüfen. Heute abend kam Puschy! Zum erstenmal seitdem Birgit verheiratet war, kam sie in ihr Haus. Jedes Jahr



Rolf und Peter am Strand

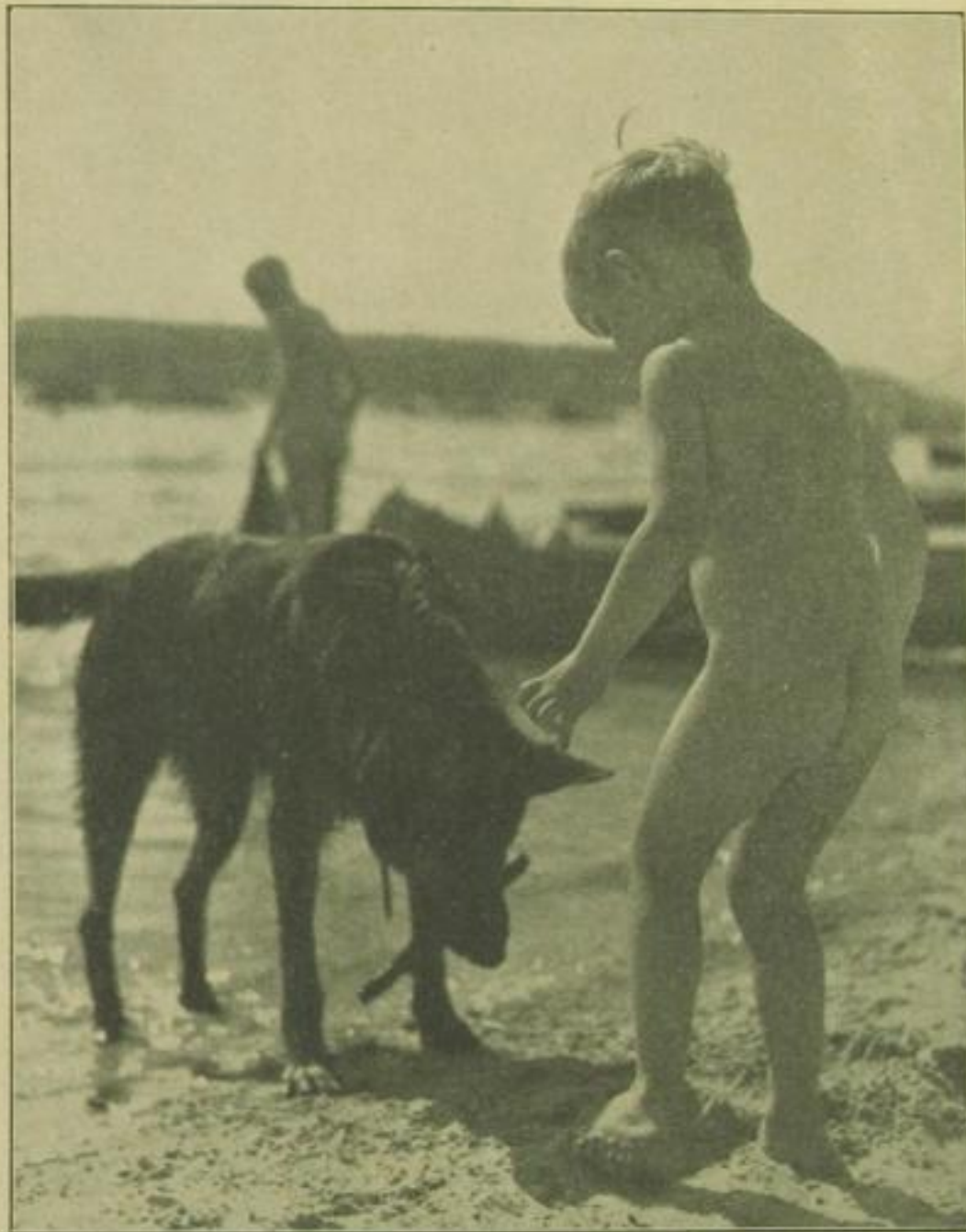
hatte sich die Reise bisher aus irgendwelchen Gründen zer-
schlagen. Nun kam sie. Nun würde man endlich erfahren,
wie es Puschy in Wirklichkeit ging. Und wenn nicht alles
so wunderbar war, wie Puschy es verdiente, so würde man
eben nachhelfen, punktum! — — —

Zur selben Zeit stand Eva Falk auf der Fähre, sah
die Kreideseifen von Rügen kleiner und kleiner werden und
hatte bald nichts mehr vor sich als die Ostsee, glatt und so
unwahrscheinlich blau wie das Mittelmeer. Nur das Azur
des Sommerhimmels war blasser und zarter als im Süden,
und Möwen hatte es dort unten auch nicht gegeben. Aber
die Luft war fast ohne Bewegung, und die Sonne brannte
hernieder, als führe man von Neapel nach Capri, statt von
Sagñiz nach Trälleborg.

Eva verließ den Platz am Heck und ging ins Restaurant.
Sie bestellte Kaffee und kaufte sich ein paar der unverzollten
holländischen Zigaretten, die sie so gern rauchte und so selten
bekam. Der Kaffee kam; sie merkte, daß sie in Schweden
war, es gab frische Sahne dazu und leichtes Knuspergebäck,
alles überreichlich und zum Erstaunen billig. Eva wurde
ein wenig schlecht von der ungewohnten Sahne, sie ging
zurück in die frische Luft und streckte sich auf einem Bord-
stuhl. Plötzlich merkte sie, daß sie müde war, müde bis zur
Erschöpfung.

Es war zuviel, dachte Eva und machte die Augen zu,
weil sie Angst hatte, zu weinen — aus Müdigkeit, aus
Nervosität, aus Mutlosigkeit. Ach, es war zuviel — dieser
Daseinskampf, dies Geheze, das Rennen um einen Zwan-
zig-Mark-Auftrag, diese ewige Angst vor der Zukunft —
und zu alledem noch der Abschied von Felix. Das war nun
schon ein Vierteljahr her — nein, länger, er war schon seit

dem 15. April in Hamburg. Sie hatte geglaubt, es kaum
zu spüren, die täglichen Sorgen waren ja viel zu groß, wer
vermag noch Kraft an Gefühlsdinge zu wenden? Sie waren
beide so vernünftig, sie wußten, daß man eine aussichtslose
Sache beenden muß, und hatten es getan und sich in ihre
Arbeit vergraben. Das ging auch ganz gut, ein oder zwei
Monate. Eva fühlte eine gewisse Erleichterung, daß ihre
Kraft nun nicht auch noch durch Herzenskomplikationen
beansprucht wurde, sondern frei war für den Beruf; die Leere
spürte sie erst Wochen später. Dann freilich um so heftiger,
sie hatte es nicht für möglich gehalten — so etwas wurde mit
der Zeit doch besser? Ich bin eben heruntergewirtschaftet,
dachte sie, das ist der ganze Grund. Jetzt werde ich mich



Der brave Rolf hat den Stock aus dem Wasser geholt

erholen, drei Wochen lang nichts als mich erholen, dann wird
alles in Ordnung kommen.

Sie schlief ein und erwachte erst wieder in der Abend-
kühle, als die Fähre zum Stillstand kam. Verschlafen stol-
perte sie in ihr Abteil hinunter, um sich die fremde Sprache,
das fremde Land. Einmal mußte sie noch den Zug wechseln,
ein freundlicher Schaffner half ihr. Die Nacht war hell-
grau, sie konnte die roten Holzhäuser an der Strecke er-
kennen und wußte, daß sie in Schweden war. Um elf Uhr
fiel sie in Brigittens Arme, Gunnar sammelte das nicht
sehr elegante Handgepäck auf.

Es war Brigitte, die ununterbrochen sprach, während sie
in die Autodroschke stiegen und den endlosen Strandweg ent-
lang fuhren; Eva erfuhr, daß Gunnar dieses Jahr einen
Wagen hatte kaufen wollen, aber Evas Ankunft hatte zu
viel Geld verschlungen, nun käme der Wagen nächsten
Frühling. Sie wollte eine Limousine, Gunnar einen Roadster;

was Puschy meine? Vierziger mindestens, man müsse doch die Bekannten einmal mitnehmen, d. h. die hatten meist schon Autos. „Alle haben Wagen, unser ganzer Kreis, du wirst sie ja kennenlernen.“ Lauter reizende Menschen, so lustig und freundschaftlich, übrigens gehöre man zur ersten Gesellschaft, Bürgermeisters bewohnten das Nachbargrundstück, man sei befreundet, die Bürgermeisterin habe den Dokortitel und neun Kinder, der Nachbar zur Linken hingegen sei zwar reich — zähle aber nicht zur ‚Gesellschaft‘. „Du bekommst ein Zimmer mit Seeblick, Puschy, und Rosen bis unters Dach . . .“ Es rauschte an Evas Ohren vorbei wie ein Wildbach im Traum. Sie wußte nicht, wie sie ins Haus kam, Sunnar sah ihre Müdigkeit und dispensierte sie nach dem zweiten Butterbrot von weiterem Essen. Sie stolperte die Treppe empor, sah wie durch einen Schleier die zwei schlafenden Kinder, fühlte Brigittens Gutenachtkuß, streifte mechanisch ihre Kleider ab und fiel in ein schmales, kühles, weißes Bett. —

Brigitte ihrerseits dachte noch lange nicht an Schlaf. Sie ging mit ihrem Mann im Garten auf und ab, erst über die mondbeschienene Rasenfläche, von der aus



Eher ins Wasser zurück, als auf die kostbare Beute verzichten

sie liebevolle Blicke zum Siebelfenster schickte, dann durch den „Liebesgang“, die rosenumrankte Pergola. Hier war es, daß sie plötzlich stehenblieb und erklärte: „Puschy muß wieder heiraten.“

„Will sie denn?“ fragte Sunnar zweifelnd.

„Natürlich“, erklärte Brigitte mit Festigkeit. „Wenn man so schlecht aussieht und so abgekämpft ist wie Puschy, dann ist man müde und will heiraten.“

„Ehrenvoll!“ brummte Sunnar.

„Das verstehst du mal wieder nicht“, sagte sie überlegen. „Puschy ist eine wunderbare Frau und Mutter.“

„Mutter auch?“ wunderte er sich. „Woher weißt du?“

„Bitte sei mal ernsthaft. Sie soll heiraten und zwar hierher. Ich habe keine Freundin hier, die mit Puschy erjezt.“

„Mit wem willst du sie denn verheiraten?“ erkundigte er sich und drückte ihren Arm an sich.

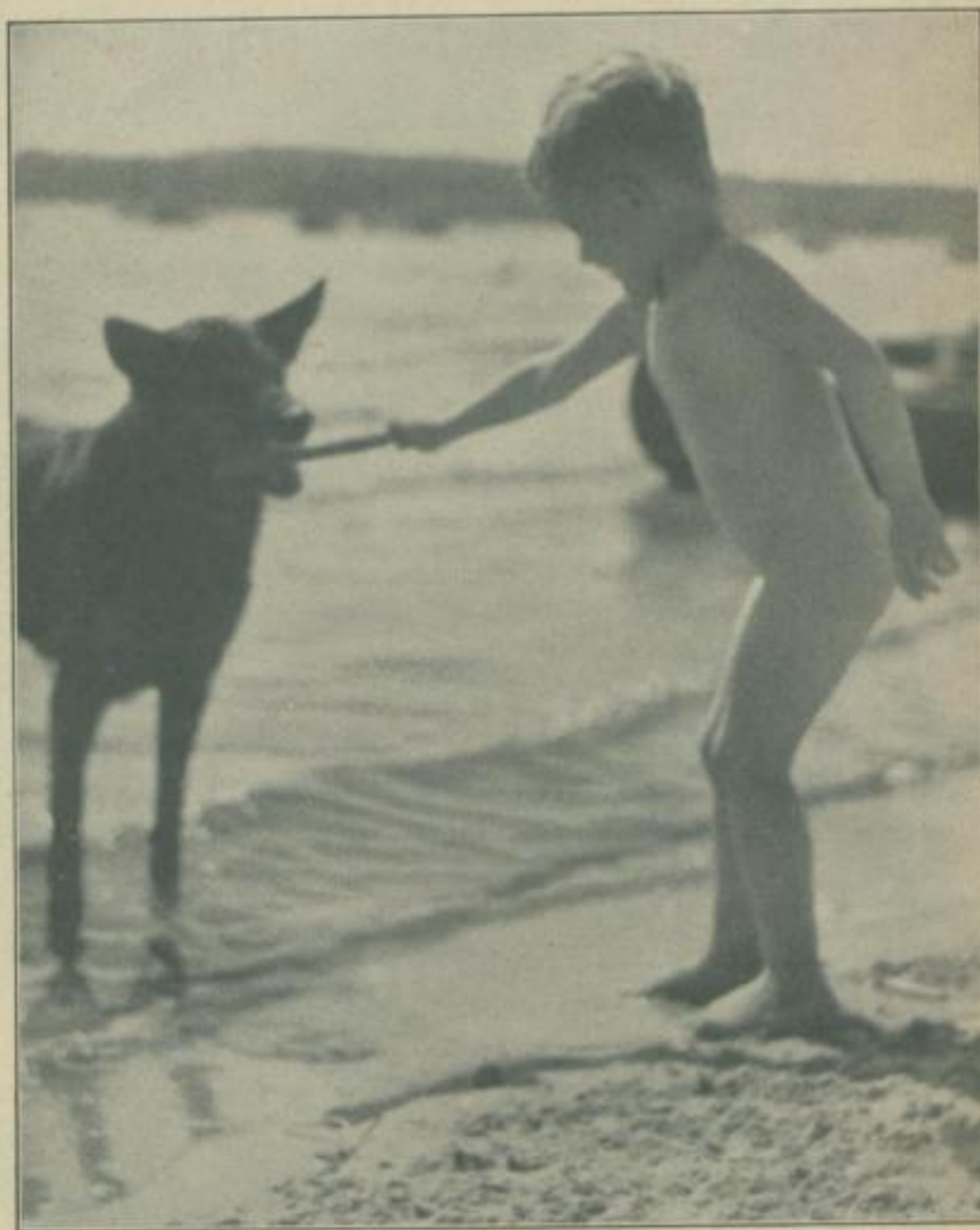
„Na, mit Lundgren!“ antwortete Brigitte sehr selbstverständlich. „Er ist geschieden, sie ist geschieden, enttäuscht sind sie beide, zum Alleinbleiben passen sie nicht — warum sollen sie sich nicht heiraten?“

„Gar nicht schlecht . . .“ antwortete er nachdenklich. Brigitte strahlte: „Ich bin so glücklich, Sunnar. Puschy soll ebenso glücklich werden.“

„Heil'ge Einfalt!“ murmelte er und küßte seine sehr schöne und sehr geliebte Frau. „Wie rührend bist du, lille Birgit . . . Komm schlafen jetzt, es ist bald ein Uhr . . .“

*

Eva erwachte am andern Morgens um neun mit dem üblichen Gefühl des Reisenden, der nicht weiß, wo er sich befindet. Im ersten Blinzeln entdeckte sie weißlackierte wohlvertraute Möbel; aber es dauerte noch Minuten, bis sie wußte, daß sie Brigittens früheres Jungmädchenzimmer um sich hatte. Der nächste Gedanke galt Feliz; das genügte, um sie ärgerlich und vollends wach zu machen. Sie sprang aus dem Bett, stieß den hölzernen Laden auf, prallte geblendet vor glitzernder Morgensonne zurück und hatte es plötzlich sehr eilig, sich zu waschen und in die frischen Kleider zu kommen, die bereits wie durch Zauberei aus den Koffern genommen waren und in den Schränken hingen. „Ich lauf ans Meer“, dachte Eva glücklich, vielleicht kann ich schon



Immer der gleiche Schluß: Wer könnte Peters Bitten widerstehen?

vor dem Frühstück baden. Brigitte schläft sicher noch — hier lebt man bequem!"

Das war ein Trugschluß. Als sie sich vorsichtig die Treppe hinunter und durch die Haustür ins Freie getastet hatte, fand sie die Freundin bereits bei den Blumen und in der Veranda nur noch ihren eigenen Platz hinter dem Kaffeewärmer gedeckt. Brigitte, die Haustochter, die Kinderchwester und ein Hausmädchen ramten mit Schüsseln und Kannen, und um Evas Tasse drängten sich Haferbrei, Speck mit Eiern, Käseplatten, Wurst und dazu noch die Bestandteile eines normalen mitteleuropäischen Frühstücks. Sie aß, bis sie nicht mehr konnte. Brigitte sah ihr strahlend und schwärmend zu. „So!“ sagte sie dann aufspringend und Eva hochziehend. „Nun komm! Ich habe Kersti mit Dorle zum Markt geschickt, lille bror schläft bis zur nächsten Mahlzeit, systen macht die Schlafzimmern, und wir haben zwei Stunden Zeit bis zum Lunch, um uns auszusprechen. Das Haus zeige ich dir heute nachmittag — jetzt komm mit!“

Sie zog Eva durch den Garten und das Heckenpförtchen zu einem eingezäunten Stück Strand, wo bequeme Liegestühle standen und man einen wunderbaren Blick über den breiten Sund hatte, bis hin zu den silbrig verschwimmenden Türmen von Kopenhagen. Ach, Eva hätte sich gern ausgestreckt und übers Wasser gestarrt und den Dampfern und Fischerbooten zusehen, die in der entfernten Fahrtrinne ihren Weg zogen, und nichts getan als die himmlische Stille genießen. Aber das war nun nicht zu machen. Da war Brigitte, ihre liebste Freundin Brigitte, die sie kurz und geradezu fragte: „Sag mal, Puschy, bist du eigentlich glücklich?“

Eva zuckte ein wenig und sah zur Seite: „Sag bitte nicht mehr Puschy, Brigitte!“ bat sie dann. „Ich mag den Namen nicht. Er paßt nicht mehr zu mir, zu meinem Alter, und auch nicht recht in unsere Zeit, finde ich. Bitte, Brigitte, sag Eva zu mir!“

„Bitte, Eva, sag Birgit zu mir!“ antwortete Brigitte gutmütig lachend. „Ich bin bereits fünf Jahre Schwedin.“

„Kann man das werden?“ fragte Eva nachdenklich. „Ich glaube, ich würde immer Deutsche bleiben.“ — „Das ist nicht so weit voneinander ab“, meinte die Freundin. Eva schwieg. Sie fand es sehr weit ab voneinander. Bevor sie weitersprechen konnte, rief die schrille Stimme der Köchin ein ununterbrochenes „Fru Sörensen“ durch den Garten. Sie erschien rot und bekümmert. Es handelte sich darum, ob die Walderdbeeren mittags zu Grütze verarbeitet oder roh mit Sahne gegeben werden sollten. Sie bekam Bescheid und trollte sich.

„Bist du glücklich?“ fragte Brigitte abermals und faßte nach der Hand ihrer Freundin, die schlaff von der Lehne herunterhing. Eva senfte: „Wer ist glücklich, Birgit?“ — „Ich!“ antwortete Brigitte überzeugt und klopfte gleich darauf erschrocken an das Holz ihres Liegestuhles.

„Man kann nicht glücklich sein, wenn man allein ist...“ sagte Eva leise. „Und wenn man so arbeitet wie ich und nicht weiß für wen.“ Erst stockend, dann immer heftiger brach das Langunterdrückte aus ihr: Einsamkeit und Lebenskampf, zu schwer auch für die begabteste und selbständigste Frau. Ist man denn auf der Welt, um kleinen Bildaufträgen nachzujagen, sich von früh bis spät zu schinden; Gewissensbisse zu empfinden, wenn man sich ein Paar dringend notwendige Schuhe kauft, abends todmüde nach



Die Dorfschönen warten auf ihre Tänzer

Fot. Scherapow



Ungarische Bauernhochzeit

Fot. N. Y. T.

Hause zu kommen und keinen Menschen zu haben, der sich auf einen freut, der einen braucht, zu dem man gehört? Ja, man lebt freilich in der Volksgemeinschaft, die aufstrebt und neue Kräfte entfaltet; das ist schön, das ist Trost. Aber man gehört nicht zur Jugend, man ist dreißig; zu alt, um mit den Jungen zusammenzugehen, aber zu jung, um auf Glück und Gemeinschaft zu verzichten.

„Mein Gott!“ sagte Brigitte erschüttert, und ihre jahrelang gehegte Vorstellung von der freien, stolzen und tapferen Eva bricht endgültig zusammen. Während sie noch überlegt, was da zu sagen sei, ertönt wieder das unvermeidliche „Frau Sörensen“. Diesmal ist es ein Anruf des Konditors, der vergessen hat, ob die Kuchen heute oder morgen geliefert werden sollen. Brigitte stürzt zum Telefon, der Damenkaffee findet heute um zwei statt, sie muß ihm die Wichtigkeit der Lieferung persönlich klarmachen. Atemlos kommt sie zurück und streckt sich wieder neben Eva aus: „Warum heiratest du nicht?“ fragt sie sachlich. Eva lächelt: „Nur die ganz jungen Mädchen kriegen Männer. Die zu mir passen sind vergeben oder haben Hemmungen, ohne Geld zu heiraten. Und Geld haben sie nicht in meinen Kreisen. Ist ja auch nicht so wichtig . . .“

„Hast du denn keinen Freund?“ fragt Brigitte, geradezu, sehr gespannt. Eva wird rot wie ein Backfisch: „Ich hatte einen, fast zwei Jahre lang. Da es vorbei ist, kann ich es dir sagen. Er war sehr lange ohne Arbeit, zu Ostern hat er endlich eine Assistentenstelle in Hamburg bekommen. Es langt kaum für ihn allein. Da haben wir uns natürlich getrennt. Ich habe meine Auftraggeber in Berlin und — es ist überhaupt besser so. Er ist zu jung, knapp ebenso alt wie ich, keine Zukunftssache, weder für ihn noch für mich.“

„Also würdest du einen andern heiraten?“

„Aber natürlich — wenn er nett und anständig zu mir ist. Ich will doch so gern zur Ruhe kommen, Birgit — ich bin müde“, sagte Eva leise.

„Du wirst heiraten!“ erklärte Brigitte kategorisch. „Paß

auf, du — ja! Was ist denn schon wieder?“ Diesmal war es Dorle, die deutsche Haustochter, die die auf dem Markt gekauften Fische zeigen wollte. Ein bißchen viel aß man hier, fand Eva. Jetzt gab es schon wieder Lunch. Das landesübliche kleine Essen, ein warmes Gericht, Smörgåser, Milch und Obst. Und um zwei kamen Brigittes Freundinnen, die ganze „erste Gesellschaft“ der kleinen Industriestadt. Es waren lauter hübsche, lebhaft, ungewöhnlich gut angezogene Frauen, die Eva herzlich aufnahmen — sie hatten schon so viel von ihr gehört. Alle zusammen kamen sie pünktlich um zwei, tranken Kaffee, aßen sechserlei süßes Gebäck, machten einen Spaziergang durch den Garten ans Wasser, bewunderten die Kinder, aßen Obstsalat mit Sahne und gingen Schlag vier Uhr wieder alle zusammen fort. Dann hatte man den Nachmittag vor sich. Sunnar kam gegen fünf, sie ruderten zum Badehaus, schwammen und trieben später ein wenig Gymnastik auf dem Rasen. Um sieben wurde zu Mittag gegessen, dann machten sie einen Dämmer Spaziergang zur Mole, kehrten zurück, tranken Schlummerpunsch, gingen schlafen . . .

Eine Reihe gleichmäßiger Sonnentage brach an, eine wunderbare Erholung für Eva. Sie wurde bedient und verwöhnt, sie hatte nichts zu tun, als sich auszuruhen. Ihr Tag teilte sich in schönstem Gleichmaß ein zwischen Sonnen- und Meerbad, Essen, Spazierengehen, Schlaf. Sie spielte ein bißchen mit den Kindern, sie fuhr hier und da mit Brigitte zur Stadt, Einkäufe machen. Sie las kaum, sie erhielt wenig Post, sie schrieb keine Briefe. Die Beziehung zu ihrem wirklichen Leben lockerte sich, Heimat schien plötzlich das weiße rosenumrankte Haus und der sonnige Garten am Sund. Sie hatte schon lange keine Eltern mehr, sie hatte nie Geschwister gehabt, ihre Ehe war eine Episode gewesen. Sörensens waren ihre Familie, wie Bruder und Schwester waren sie zu ihr, und ihre Freunde wurden Evas Freunde. Sie fuhr mit ihnen Auto, sie verkehrte in ihren Häusern. Und überall, wo sie hinkam, traf sie Björn Lundgren.

Als sie knapp eine Woche bei Sörensens war, hatte Brigitte ihr zu Ehren eine Gesellschaft gegeben. Eine echt schwedische Gesellschaft mit sorgfältig vorbereiteten Speisen und andächtig ausgewählten Getränken. Eva hatte ihr cremefarbenes Spitzenkleid anziehen müssen — jetzt, da sie sonnengebräunt war, kleidete es sie entzückend — Brigitte hatte sie geküßt und gesagt: „Bildschön siehst du aus . . . hoffentlich wird es dein Glück!“ — und hatte ihr Herrn Lundgren als Tischherrn gegeben.

Er war 48, sprach gut Deutsch, machte Eva sogleich maßvoll den Hof, und sie freute sich, daß er trotz seiner Jahre schlank war und viel Sport trieb. Er hatte zwei halbwüchsige Kinder, die bei ihm lebten. Lieber Gott, dachte Eva, gib mir Ruhe und einen Pflichtenkreis, wie er einer Frau zukommt . . . Am nächsten Tag schickte Herr Lundgren Blumen, gelbe Rosen für Brigitte, rote für Eva. Vielleicht hatte er die Absicht gemerkt, vielleicht war er trotzdem nicht verstimmt. Denn Sonnabend nachmittag fuhr er mit Eva im Wagen nach Moelle, in den Felsen küßte er ihre Hand und Arm und ließ dann erschrocken ab. Beide schwiegen. Auf dem Heimweg schloß Eva die Augen und dachte an Felix. Sobald Lundgren mir einen Antrag macht, sage ich ja, gelobte sie sich voller Wut und Schmerz. „Sind Sie mir böse?“ fragte Lundgren bedrückt, als er Eva aus dem Wagen half und sich respektvoll über ihre Hand beugte. Schade, dachte sie, daß er eine Glaze hat! Und sie schüttelte lächelnd den Kopf.

Zwei Tage später wurde sie mit Sörensens zum Essen zu Herrn Lundgren gebeten. Er wohnte in der Stadt, im zweiten Stock eines dunklen weiträumigen Patrizierhauses in der Nähe seiner Fabrik. Eva überwand eine Enttäuschung; wenn es doch ein kleines weißes Haus am Sund gewesen wäre! Sie bewunderte anteillos große alte Möbel und den damastgedeckten, silberglänzenden Tisch. Die Weine waren noch etwas schwerer, die Gänge noch ein wenig zahlreicher als bei Sörensens. Die Kinder wurden nicht gezeigt, angeblich waren sie auf einer Ferienreise. Ein Diener servierte, es war feierlich und ziemlich langweilig. Um halb elf Uhr brach man auf, für den nächsten Tag war eine Fahrt nach Kopenhagen geplant. Aber man würde mit dem Nachmittagsdampfer zurückkehren und abends wiederum Herrn Lundgren in der Villa Sörensen sehen. „Es wird!“ sagte Brigitte zu Sunnar, als sie schon im Bett lagen. „Morgen wird es — Gott sei gelobt!“

Eva konnte schwer einschlafen. Vierzehn Tage bin ich jetzt hier, überlegte sie. Eigentlich könnte ich schon wieder arbeiten. Ich habe sechs Pfund zugenommen und fühle mich zum Bäumeansreißen. Aber ich glaube, ich reiße lieber schwedische Bäume aus. Diese Himmelsruhe — nein, ich bleibe hier. Ich habe Unruhe genug gehabt für ein Menschenleben! Sie horchte noch einen Augenblick auf den Nachwind und auf den fernen Anschlag der Wellen. Bei Lundgren kann man den Sund nicht hören, dachte sie und schlief ein. Am andern Morgen standen sie schon am Zugfenster, Eva und Brigitte; Sunnar kam wie üblich im letzten Augenblick, er hatte erst noch im Büro die Post durchgesehen. „Hier ist ein Brief für dich, ich habe den Boten abgefangen“, sagte er und drückte Eva einen weißen Umschlag in die Hand. Eva warf einen Blick auf die Schrift, wurde blaß und stopfte ihn schweigend in ihre Tasche.

Während der Fahrt mit der Bahn, mit der Fähre und wieder mit der Bahn sprach sie nicht. In Kopenhagen riß

sie sich zusammen, sie redete, lachte und stimmte in Brigittens immer neue Begeisterung über diese scharmanteste aller nordischen Städte ein. Sie saß und aß mit in den Obstkellern, sie kummelte über den Ströget, sie sah die Bärenmützen-Wache wechseln vor Amalienborg: alles geschah durch einen Schleier, sie sah sich selbst mit Sörensens laufen wie eine fremde Kinofigur. In der Tasche lag der Brief, ein Stück Papier, ein Mühlstein. Er trug den Poststempel „Hamburg“ und die Schrift von Felix. Ich bin ja verrückt, dachte Eva verzweifelt. Nur die Schrift brauche ich zu sehen, und alle Vernunft ist beim Teufel! Und ich bilde mir ein, er müsse um die nächste Ecke biegen hier in Kopenhagen, und alles wäre wie zuvor, bloß schöner . . . Nein, ich will den Brief nicht lesen, ich werfe ihn fort — noch besser, ich schicke ihn ungeöffnet zurück, damit er mit kein zweites Mal schreibt . . .

Nachmittags hatte Sunnar eine geschäftliche Sitzung, und die zwei Frauen fuhren nach Klampenborg. Auf den Wiesen von Dyrehavn begann Brigitte auf die Freundin einzureden: „Eva kind, du weißt, heute abend kommt Lundgren. Sei ein bißchen lebenswürdiger als gestern abend, nicht so steif. Er ist Feuer und Flamme, aber zurückhaltend, man muß ihn ermuntern. Er ist ein Ehrenmann, Sunnar kennt ihn, seit er auf der Welt ist. Du wirst doch ja sagen, Eva kind, bestimmt?“

„Natürlich sag' ich ja!“ versprach Eva und fühlte nach dem Brief. Sie zuckte zusammen: War das nicht Felix, der schmale Bursche dort im hellen Anzug, der das Damwild fütterte? Warum spürte sie ihn denn nur so verzweifelt stark, als sei er ihr ganz, ganz nahe?! Jetzt grade heirate ich Lundgren, dachte sie verbissen.

Auf der Rückfahrt, diesmal mit dem Schiff, saß sie still an Deck, starrte über die opalene See zur grünen schwedischen Küste hinüber und beschloß: dort kommt meine Heimat. Sie mußten sich beeilen. Evas verlangte stürmisch nach der vorletzten Mahlzeit, nachdem man ihm jetzt untertags die Flasche gab. Sie hörten seine kräftige Stimme schon vom Strandweg aus. Eva lief ins Siebelzimmer, sich umzukleiden. Vorher holte sie den Brief mit spitzen Fingern und schob ihn, als ob er brenne, in einen größeren Umschlag, den sie schloß und an Felix adressierte. Dann zog sie das einfache Schantungkleid mit dem roten Gürtel an und ging gefaßt nach unten, Herrn Lundgren zu begrüßen.

Beim Essen sprachen sie schwedisch, Eva verstand schon eine Menge, und sie und Dorle sollten sich üben. Dann verschwand Dorle mit der Kinderschwester, die andern gingen einträchtig durch den Garten zum Strand, den Sonnenuntergang bewundern. Brigitte richtete es so ein, daß die Gäste vorangingen; sie selbst zog ihren Mann im letzten Augenblick auf einen Seitenweg in den Gemüsegarten und hinüber auf die andere Seite des Hauses. Eva und Lundgren fanden sich allein in der Pergola. Die Rosen dufteten betäubend, die Luft wurde blau und still, Herr Lundgren ergriff schweigend den Arm seiner Begleiterin, und Eva seufzte unhörbar in sich hinein und dachte: Jetzt kommt es . . .

Es kam: die maßvolle skeptische Liebeserklärung eines nicht mehr jungen Mannes und die vorsichtige Frage, ob man sich wohl entschließen könne, solle, wolle. Eva schwieg fünf Minuten. Dann murmelte sie etwas, was sie gar nicht hatte sagen wollen; sie sprach von Bedenkzeit. Und dann ganz plötzlich: „Bitte, entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin gleich wieder unten!“ Sie machte ihren Arm

frei und rannte ins Haus. Herr Lundgren sah ihr gerührt nach; sie war so scheu, so sensibel, man mußte pfleglich und behutsam mit ihr umgehen.

Eva lief in ihr Zimmer empor, als solle sie einen Treppenlaufrekord aufstellen. Da lag der Brief an Felix. Sie riß ihn auf und nahm den noch geschlossenen zweiten Umschlag heraus. Ehe ich antworte, fühlte sie verzweifelt, muß ich wissen, was da drin steht. Ich muß es einfach wissen, ich . . .!

Aber im Begriff, den ungelesenen Brief zu öffnen, hielt sie ein. Langsam, zärtlich legte sie den weißen Umschlag mit der kräftigen kleinen Handschrift auf den Tisch zurück. Es war nicht nötig, ihn zu lesen. Es war ganz gleich, was drin stand. Sie wußte ohnedies, was zu tun war.

Sie ging die Treppe wieder hinunter, durch das stille Haus in den nächtlichen Garten. Was da drüben glühte, war kein Leuchtkäfer, es war ja auch nicht Johanniszeit, sondern Herrn Lundgrens solide Zigarre. Auf dies Fünkchen ging sie zu, blieb stehen und sagte regungslos aus dem Dunkel: „Bitte, seien Sie mir nicht böse. Es ist eine Ehre und ein Vertrauensbeweis, daß Sie mich zur Frau wollen. Aber ich kann nicht. Wahrscheinlich verpasse ich meine beste Chance — Sie können das nicht so beurteilen, Herr Lundgren. Ich — ich muß zurück nach Deutschland. Hier bei Ihnen hätte ich es gut, viel besser, als wenn ich nach Hause gehe. Aber ich muß nach Hause. Es — ich bin nicht frei“, flüsterte sie am Schluß ihrer Rede kaum hörbar. Es war gelogen und war doch wahr.

Sie fühlte, wie ihre Hand ergriffen und geküßt und ein paar Worte dazu gesprochen wurden. Vor Erregung sprach

Herr Lundgren schwedisch. Es war wohl eine Bitte um Entschuldigung bei den Gastgebern, denn gleich darauf lief er fort, direkt durch den Garten. Eva schlich ins Haus zurück, das Unangenehmste kam erst jetzt. Sörensens warteten bei schon geistertem Sekt, es gab eine erregte Auseinandersetzung mit Brigitte und eine richtige Verstimmung mit Gunnar. „Ich kann nicht“, sagte Eva immer wieder. „Ich muß nach Deutschland, und ich muß zu Felix!“

„Was schreibt er denn überhaupt, der Verbrecher?!“ wollte Brigitte schließlich wissen.

Eva hob die Schultern: „Ich weiß es nicht“, gestand sie. „Es ist ja auch ganz gleich. Seid nicht böse — ich fahre morgen früh nach Hamburg.“

Sie fuhr wirklich. Aber zum Glück öffnete sie den Schicksalsbrief noch vor Malmö und erfuhr, daß Felix die fünf Urlaubstage des ersten Jahres in Kopenhagen verbringe, ab Donnerstag, erreichbar Hotel Soundso; Eva sollte hinkommen, er könne sie einladen. Und dann wollten sie noch einmal über alles sprechen. Er sähe eine Möglichkeit für Eva, auch in Hamburg zu arbeiten. Was habe im übrigen der Alte Fritz auf das Heiratsgesuch des Leutnants geschrieben, der keine Kautions stellen konnte? „Er hat bisher gelebt — sie hat bisher gelebt. Also werden sie auch zusammen leben können.“

Kein Patrizierhaus, kein Familiensilber, kein Auto und keine Fabrik. Kein Rosenleben mit einem Wort. Aber als Eva im letzten Augenblick auf die Kopenhagener Fähre sprang, statt nach Trälleborg zu fahren, funkelten ihr alle Sterne einer hellen Zukunft in den Augen.



... Eva lief ins Siebelzimmer, sich unzulkeiden. Vorher holte sie den Brief von Felix mit spitzen Fingern und schob ihn, als ob er brenne, in einen größeren Umschlag, den sie schloß und an Felix adressierte . . .

Zeichnungen von Fritz Biermann

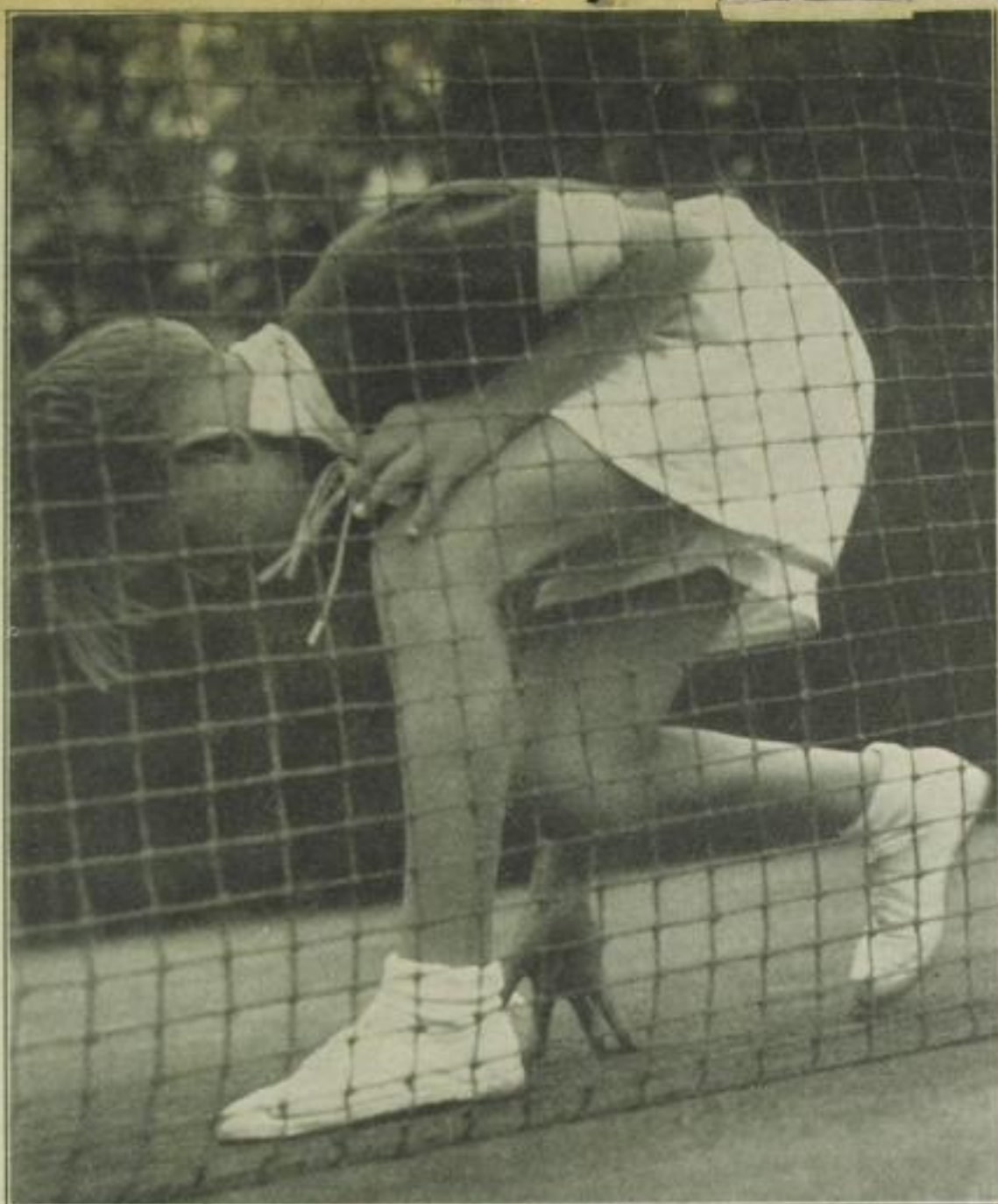


Blitzende Augen über blitzender Klinge

Fot. Bieber

Kleine Helfer großer Tennis- Meister

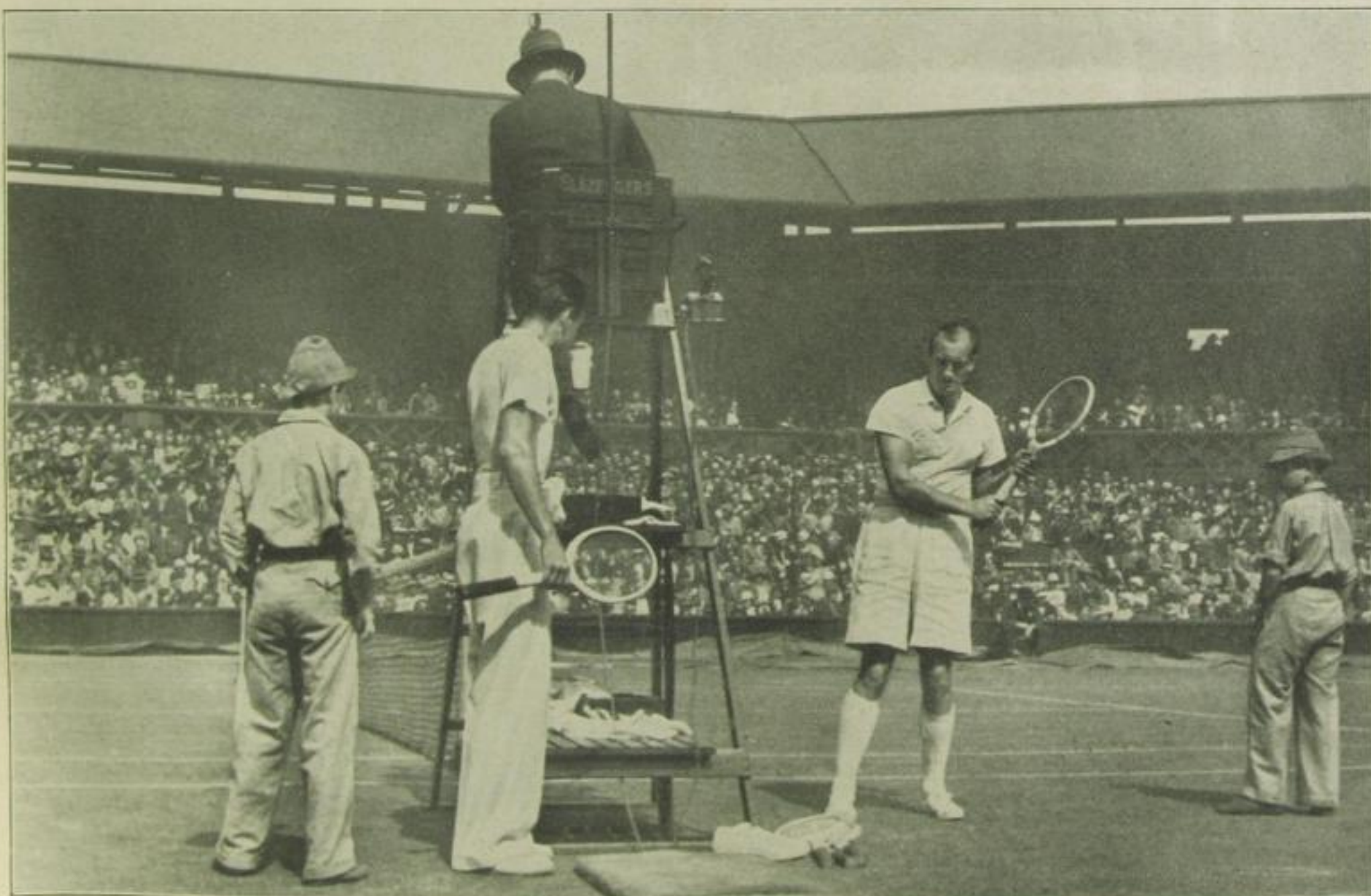
Ein Balljunge erzählt
unserm Mitarbeiter
B. von Reznicek



So muß es gemacht werden

Das Bälleauflesen während eines Tennis-Großkampfes ist nicht einfach. Der Junge muß tief gebückt unter Netzantennehöhe blitzschnell ins Feld springen, um beim Einsammeln der Bälle das Auge des Spielers nicht abzulenken

Es klingt so einfach: Tennisbälle-Auflesen, und ist doch ein schweres Handwerk, das gelernt sein will, wenn man als Mitwirkender bei den ganz großen Tennis-schlachten zugelassen werden möchte. Der nach Pfadfinderart gefertigte Dress der Ball-



Fot. Mauritius

Seitenwechsel in Wimbledon

Fred Perry, der spätere Wimbledon-Sieger, stärkt sich beim Seitenwechsel der Spieler mit einem Trunk für die Fortsetzung des harten Kampfes. Der knapp unterlegene Prager Koderich Menzel probiert in Gedanken einen Schlag aus. Die beiden Balljungen in langer Hose, Schlapphut und grauem Flanellhemd haben ihren Standort verlassen und betrachten lässig ihre Meister.

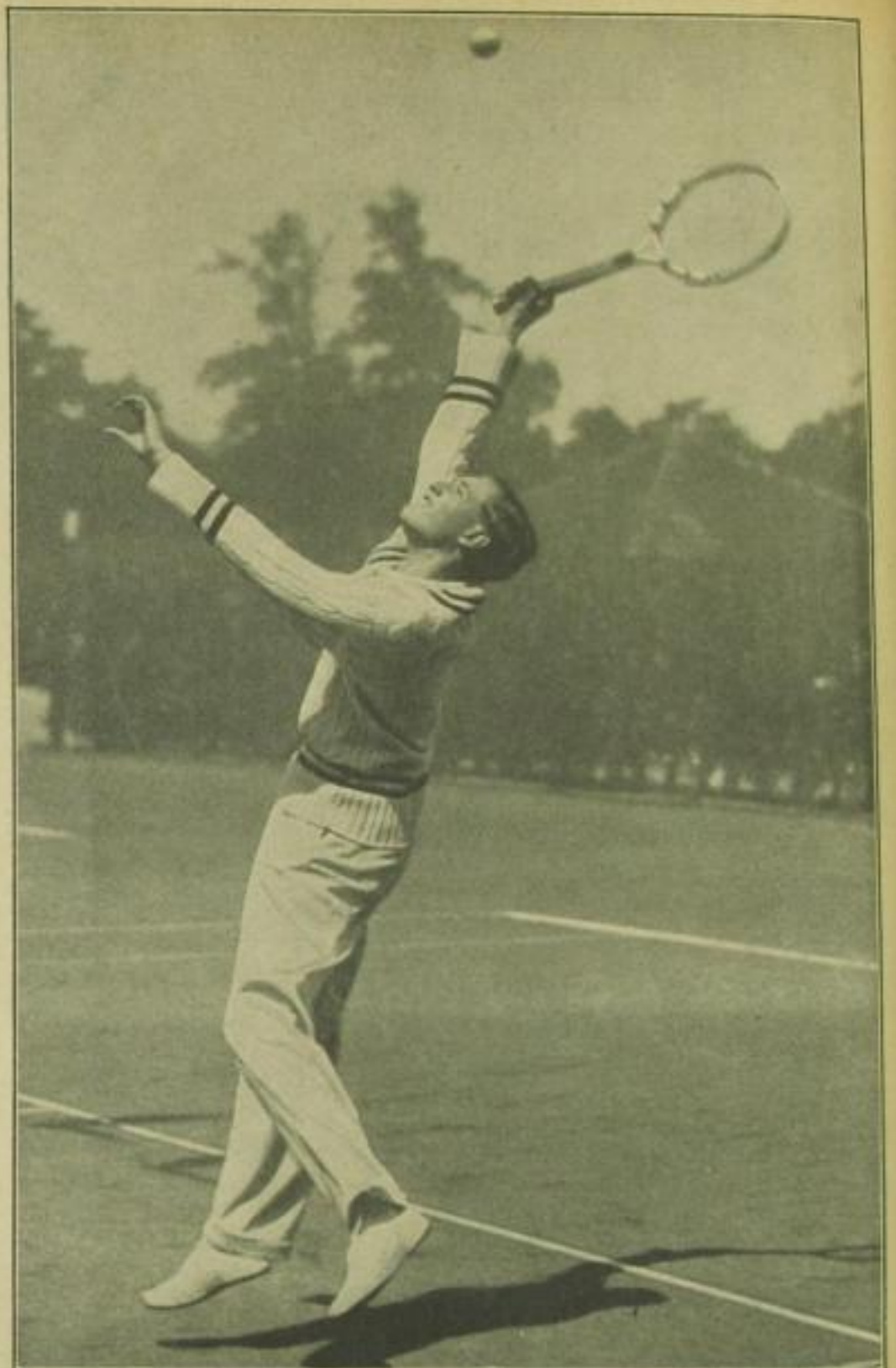
jungen von Wimbledon mit den langen grauen Hosen, dem Schlapphut und grauem Flanellhemd ist ein Ehrenkleid, auf das das halbe Hundert der sorgfältig ausgesuchten und monate-, oft jahrelang erprobten Buben stolz ist. Die Balljungen im Tennis sind, wie die Caddies im Golf, nicht nur einfache Figuranten, die den Spielern die Bälle zuwerfen und die Bälle sammeln, sondern unentbehrliche Helfer, deren Fähigkeiten den Verlauf eines Kampfes oft mehr beeinflussen, als ein Laie allgemein annimmt. Hören wir, was Fred, einer der bewährtesten der jungen Wimbledon-Balljungen-garde, darüber zu erzählen weiß:

„Ob wir uns auf die Wimbledon-Wochen vorbereiten,



... der große Cochet fing als Balljunge an ...

fragen Sie? Natürlich. Wir müssen bei anderen Turnieren uns erst bewähren, müssen selbst Tennis spielen können, um genau zu wissen, wann wir im Spiel dazwischenspringen dürfen, um einen Ball in Nähe oder mitten im Feld schnell herauszufischen, wie oft wir neue Bälle nehmen müssen, die in Wimbledon nach jedem siebenten Spiel gewechselt werden. Jeden einzelnen Punkt müssen wir mitzählen wie der Schiedsrichter, denn nur auf den beiden großen Meisterschaftsplätzen gibt es die elektrischen Anzeiger, auf allen andern Courts haben wir den Spielstand an den Tafeln anzuzeigen. Glauben Sie mir, oft wissen wir besser als die Spieler oder Richter,



Ein Balljunge erzählt:

... Gramms Spiel ist am schönsten anzuschauen. Er kann alles, ist zu allen freundlich und darum hier in Wimbledon grenzenlos beliebt ...



wie der Kampf steht, und die Champions fragen uns schnell, ob es „dreißig“ oder „fünfzehn beide“ steht.

Oft haben wir es nicht leicht, und die Spieler wünschen uns zum Teufel, wenn es ihnen nicht schnell genug beim Zuwerfen geht oder wir zum Aufschlag einmal zwei statt drei Bälle in die Hand geben. Wenn Spieler verlieren, sind immer wir Balljungen dran schuld. Am schlimmsten war darin Tilden. Er durchbohrte uns mit seinen Blicken, wenn wir uns nur um einen Zentimeter zu nahe an

... der Australier Crawford ist der kaltblütigste und nervenloseste Spieler. Er hat ein so feines Abmingsvermögen, daß er immer richtig zum Ball steht. Es sieht aus, als ob er gar nicht läuft ...

den Platz hockten, bereit, wie ein Hundertmeterläufer auf den Ball loszuflitzen. Oder wenn wir uns hinter seinem Rücken nur bewegten oder hushten, drehte er sich im Spiel noch um und murmelte irgendeinen amerikanischen Fluch. Und doch haben wir alle leidenschaftlich für ihn gesammelt und stundenlang vor der Garderobentür gewartet, um ein Autogramm zu bekommen. Vielen von uns hat er nach einem Match einen ganzen Arm voll Schläger geschenkt, die unter uns verteilt werden sollten. Es war herrlich, ihm zuzusehen, wie er immer wieder neue Schläge hervorholte, bei seinem Aufschlag sich hoch aufreckte, daß man förmlich Furcht bekam. Dann fletschte er wieder die Zähne bei einem scharf abgehackten Schlag, als ob er jemand abmurksen wollte. Ich glaube, Wimbledon würde viel drum geben, wenn wir ihn wieder erleben könnten!

Borotra ist das genaue Gegenteil davon. Der lacht immer, ist immer vergnügt und macht mit uns dauernd Witze. Wir müssen seine Käppis auf dem Tisch neben dem Schiedsrichterstuhl bereithalten und ausgepreßte Zitronenscheiben, die er in den Mund nimmt. Ueberhaupt müssen wir genau wissen, was für Gewohnheiten jeder Spieler hat. Der Amerikaner Shields trinkt, wie wenn er am Verdursten wäre, schon nach dem ersten Spiel und schwitzt dann auch literweise. Crawford hat oft schon einen Kognak oder Whisky „genascht“, eigentlich ist das ja sehr schädlich, aber manchmal ein letztes Rettungsmittel, besonders bei den Amerikanern und Australiern. Die Engländer nehmen fast ausschließlich nur Tee, Perry lutscht duzendweise Zuckerrüfeln. Der Prager Menzel braucht bei jedem Seitenwechsel einen Kamm, um sich durch seine Mähne zu fahren, und viele Damen — — — einen Spiegel, in den sie beim Passieren der neutralen Zone am Schiedsrichterstuhl rasch hineinklicken.

Wer uns am meisten imponiert und am besten gefällt?

Schwer zu sagen. Schade, daß der Australier Crawford zuletzt von der Grippe so mitgenommen war. Er ist der kaltblütigste und nervenloseste Spieler. Man merkt ihm keine Mühe an, und es sieht aus, als ob er gar nicht läuft. Weil er eben immer richtig zum Ball steht und ein feines Ahnungsvermögen hat. Man glaubt gar nicht, daß er mit seinem altmodisch geformten fast viereckigen Schläger so unwahrscheinlich schnelle und genau in die Ecken gesetzte Rückhandschläge ausführen kann, — er hat sich sein Racket nach dem Muster des Schlägers seines Lehrers Brookes, des berühmten Wimbledon-Siegers der Vorkriegszeit, bauen lassen.

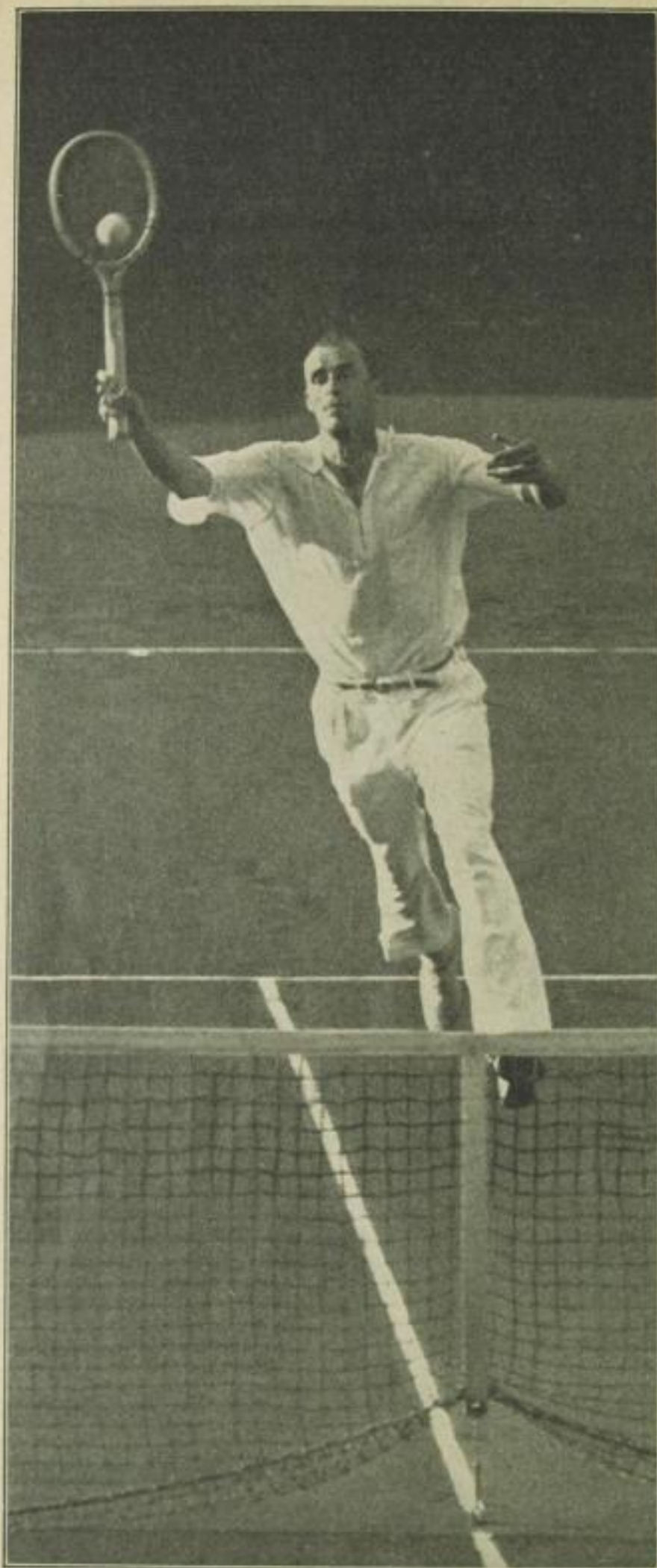
Natürlich sind wir immer für die Draufgänger begeistert und halten für sie die Daumen. Wenn der Franzose Borotra wie ein Hecht zu einem Flugball ans Netz springt oder Shields schmettert, daß man sich in die Ecke verkriecht, um nicht von dem Ball getroffen zu werden, dann wünschen wir uns, auch einmal so spielen und an solcher Stelle kämpfen zu dürfen. Warum denn eigentlich auch nicht? War der große Cochet nicht auch Balljunge, als er anfang, oder der Pole Flozinski, der deutsche Profi Najuch? Wenn ich mir aus den Spielern, die ich kenne, das Beste an Schlägen aussuchen dürfte, würde ich den Aufschlag von den Amerikanern Tilden oder Stoeffen, den Rückhand von Crawford, den tiefen Flugball von Gramm, das Temperament von Borotra, die Klugheit von Lacoste, die Nerven von Wood und das Draufgängertum von Perry wählen. Dann könnte mich kein Spieler der Welt schlagen, — glauben Sie mir.

Ob ich auch bei Gramm „gearbeitet“ habe? Selbstverständlich. Wir haben ihn alle gern. Sein Spiel ist am schönsten anzuschauen. Er kann alles. Sieht immer wie aus dem Ei gepellt aus, ist zu allen freundlich und ein Muster an Ritterlichkeit. Darum ist er auch so grenzenlos beliebt hier in Wimbledon. Wissen Sie, was Captain Brand von



Ein Balljunge erzählt:

... Eilij Aussen hat die glänzendste Laufarbeit von allen Spielerinnen ...



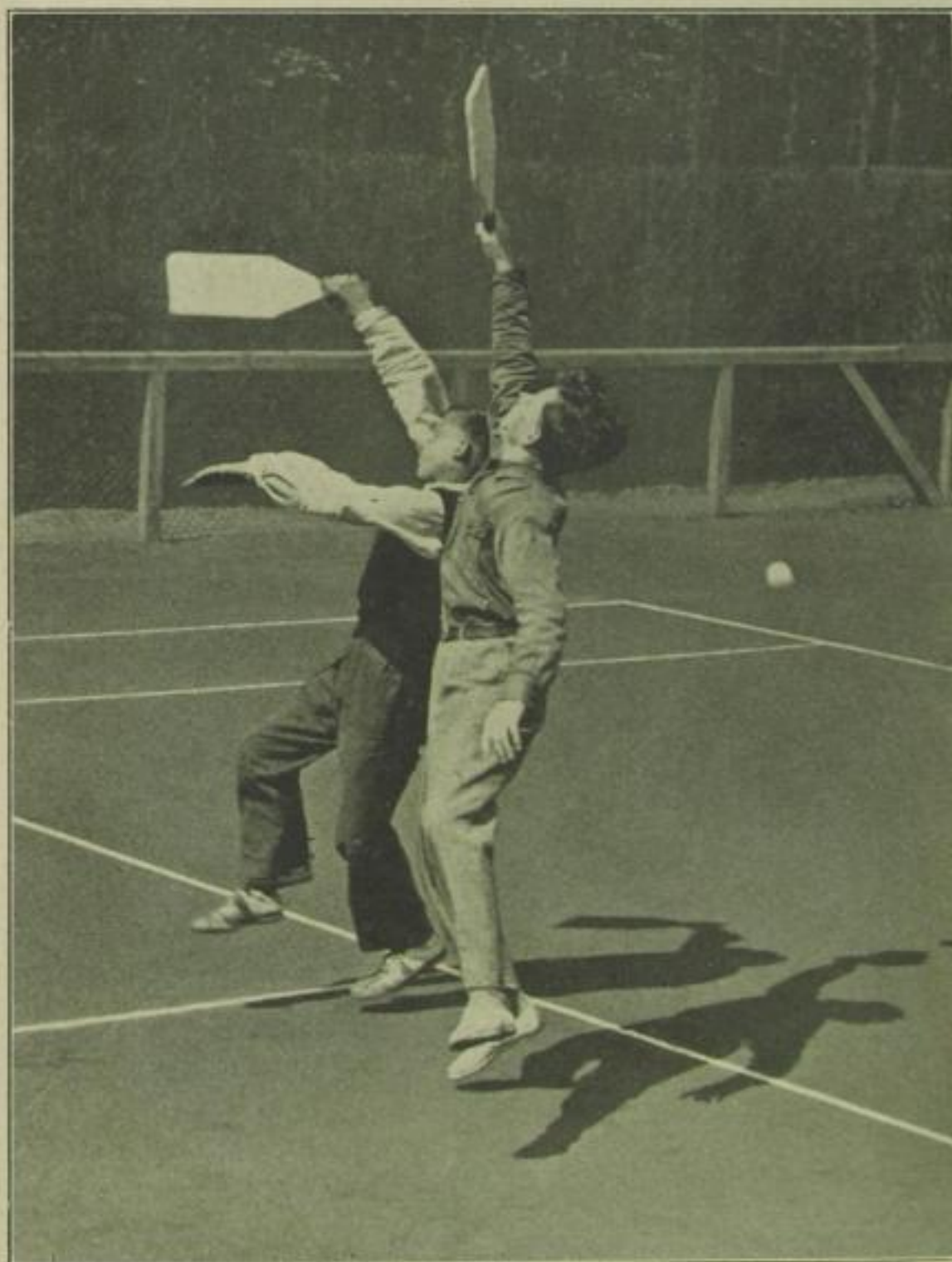
Ein Balljunge erzählt:

... Tilden durchbohrte uns mit seinen Blicken, wenn wir uns nur um einen Zentimeter zu nahe an den Platz hockten. Und doch haben wir leidenschaftlich für ihn gesammelt. Es war herrlich, ihm zuzusehen, wie er bei seinem Anschlag sich hoch aufreckte, daß man förmlich Furcht bekam ...

ihm gesagt hat, — Sie kennen doch den weißhaarigen Captain Brand, der dort oben in der Rundfunkkabine immer redet und ein alter Freund von den berühmten Brüdern Doherty war? Brand sagte: Wenn Grammm einmal Wimbledon gewinnen sollte, wird er der beliebteste Wimbledon-Sieger nach Laurie Doherty sein. Und Brand muß es ja wissen — der hat alle erlebt.

Ob wir lieber bei den Herren oder Damen sammeln? Das kommt darauf an. Im allgemeinen sind

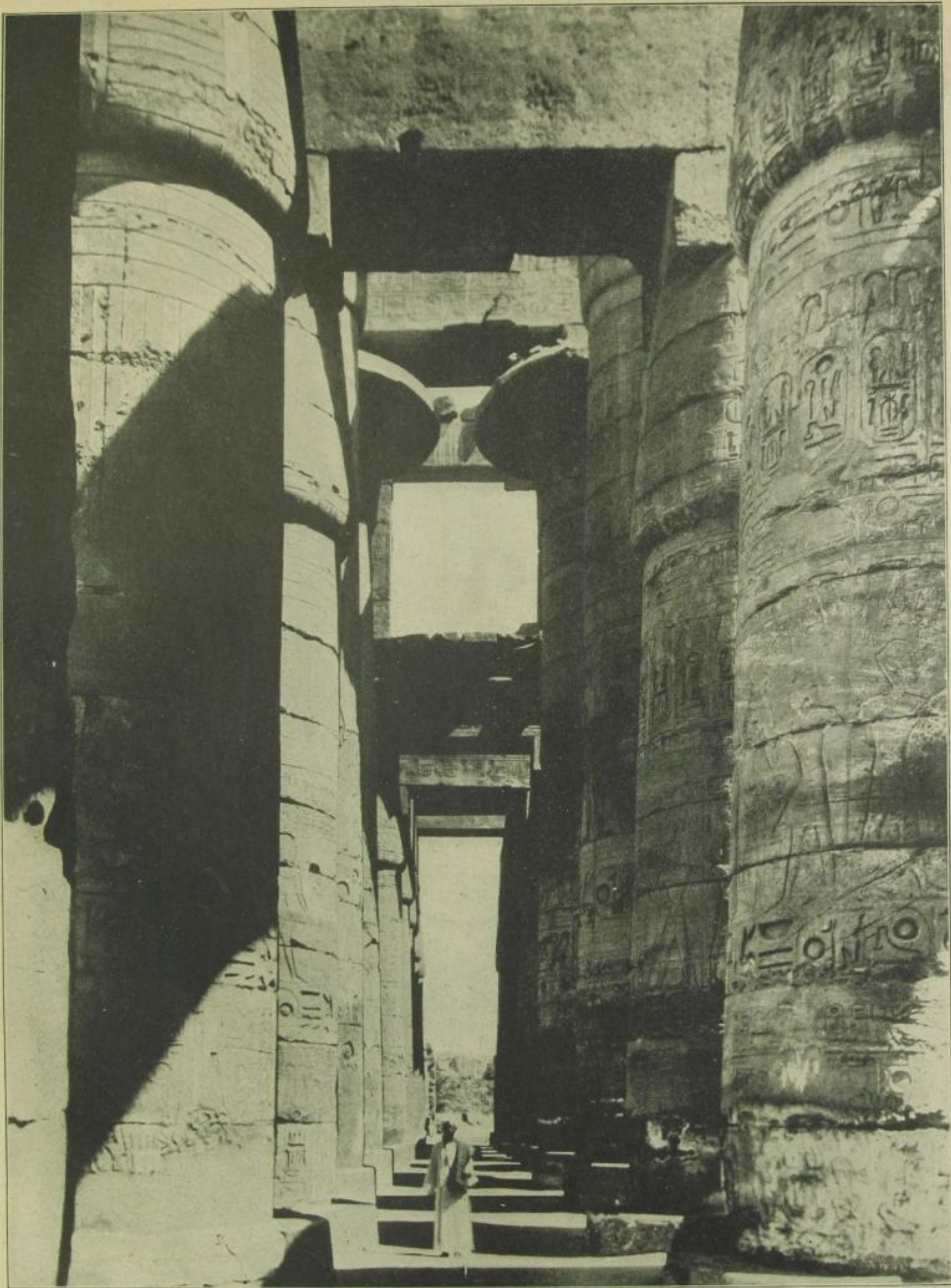
die Mädels viel nervöser, und man muß sehr aufpassen. Dafür dauert ein Damenmatch meist nur eine knappe Stunde, denn es geht ja höchstens über drei Sätze, bei den Herren oft über fünf Sätze. Mein längstes Match, das ich als Balljunge erlebte, dauerte dreieinhalb Stunden, ausgerechnet in einer Vorrunde. Am interessantesten ist es, Helen Jacobs und Elisabeth Ryan zuzuschauen. Die beiden Amerikanerinnen spielen wie die Männer mit allen raffinierten Schlagarten, wir können alle von ihnen noch was lernen. Aber sonst passiert es uns manchmal, daß ein verzweifelter „rabbit“, wie die Neulinge genannt werden, uns fragt, was man machen soll, um noch zu gewinnen! Oft kennen wir von früher her den Gegner irgendeines Spielers, gegen den dieser noch nicht gestartet ist, und müssen dann unter vier Augen erzählen, was dessen Stärke oder Schwäche ist. Aber gern geben wir solche Auskünfte nicht, jeder muß selber sehen, wie er weiterkommt. Am schönsten auf dem Platz sehen Gilly Nuffem und Eileen Whittingstall aus — alle Fotografen und Zeichner rennen auf den Platz, wenn sie spielen, und die Zuschauer nehmen ihr Fernglas zur Hand — oben in der letzten Reihe des Meisterschaftsplatzes sitzt man ja sehr weit weg, so groß ist die Tribüne! Gilly Nuffem hat die glänzendste Laufarbeit von allen Spielerinnen der Gegenwart und eine Sicherheit, die verblüfft. Wenn sie wieder ganz mit den Nerven auf dem Posten ist, wird sie wenige zu fürchten haben, wir haben oft erlebt, wie sie ein fast verlorenes Match noch gerettet hat.“



Aufnahmen Schirmer

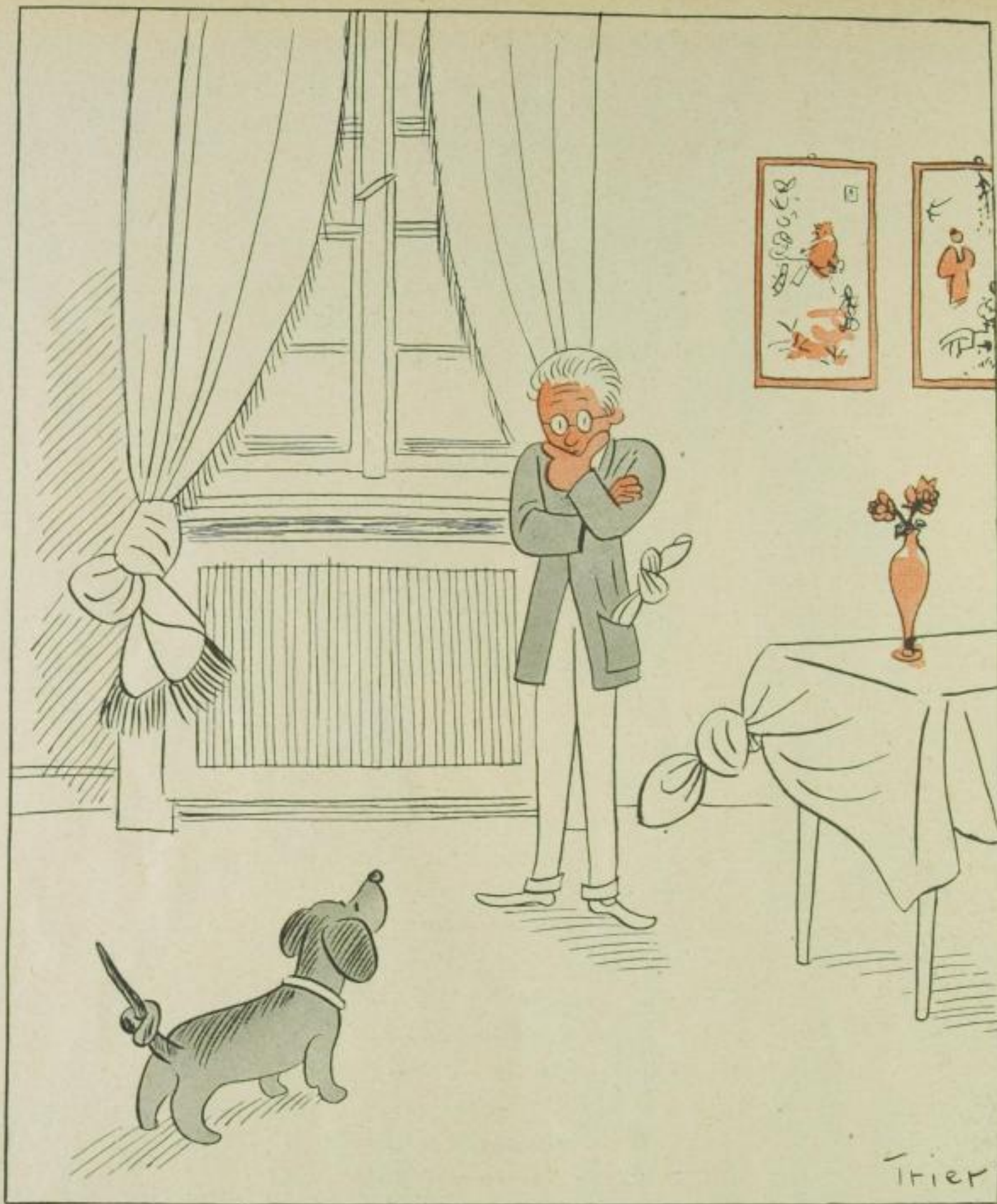
Ich hätte soo aufgeschlagen ...

Frühmorgens und nach Feierabend spielen die Balljungen mit einfachen Holzschlägern selber leidenschaftlich Tennis. Dabei kopieren sie genau die Bewegungen und Schlagarten der großen Tennismeister



Pressefoto

Jahrtausende schauen auf uns herab
Die Riesensäulen des Amon-Tempels in Karnak mit Reliefs und Hieroglyphen-Inschriften.



Was hab ich n^{ur} vergessen?

Ein Stoßseufzer von Charlie Koellinghoff

Mit Zeichnungen von Walter Trier

Es ist und bleibt der Mensch vergeßlich,
 Und oft wird dies zu seinem Fluch!
 Es ist der Knoten nicht verlässlich,
 Den du dir knüpfst ins Taschentuch!
 Was soll dir des Kalenders Mahnung,
 Die eines Tages rot erscheint —
 Du hast doch h e u t e keine Ahnung,
 Was einst du mit „D. D.!!!“ gemeint ...

Erst wenn dich Onkel Oskar schneidet
 Und deine Grüße ignoriert,
 Dann weißt du, daß du ihm verleidet,
 Weil damals du nicht gratuliert!
 Nachts hörst du plötzlich voller Schrecken,
 Daß deine Uhr mitnachten tickt,
 Und kriegst es mit dem großen Wecken,
 Obwohl du kaum erst eingnickt ...



An Uhr'n, die aufzuziehn vergessen
Man hat, läßt sich die Zeit nicht messen . . .

Du stürzt in deine sieben Sachen —
Wenn du zu spät kommst ins Büro,
Dann hast du leider nichts zu lachen — —
Schnell: Socken, Hosen, Stiefel — — so!!!

Und hast den wildgewordenen Kragen
Gebändigt du und umgetan — —
Dann hörst du's erstens: s e c h s Uhr schlagen
Und dann — die Zeitungsbotin nah . . .

Raum daß der erste Neuschnee knarrte,
Fühlt in der Tasche deine Hand
Die längst verblichne D s t e r - Karte,
Die man dir auf die Seele band! . . .

Was nützt dir der verführerische
Schatz im Zigarrenfuttermal —:
Zu Haus, vergessen, auf dem Tische
Dein Feuerzeug liegt wieder mal!
Auf eines aber kannst du wetten:
Hast du das Feuerzeug zur Hand —
Dann liegen deine Zigaretten
Zu Hause, auf des Nachttischs Rand! . . .

Suchst du beim abendlichen Baden
Die Wanne auf zur feuchten Kist —
Dann kommt Besuch, den du geladen
Und wieder mal vergessen hast!

Gleichzeitig Hochzeit ist bei Krauses,
Und voller Grimm und voller Schreck
Streift dort der Blick der Frau des Hauses
Dein — — ganz vergessenes Bedeck.

Und eilst du dennoch hin per Achse —
Vergißt du das Bezahlen prompt,
Und zum Vermögen schwillt die Tase,
Bis der Schofför dich mahnen kommt! . . .
Kehrst du zurück von diesem Essen
Und schließt die Tür auf — springt das Licht,

Das abzuknipsen du vergessen,
Mit grellem Hohn dir ins Gesicht.

Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Ist, wenn dein alter Papagei,
Den du vergessen zuzudecken,

Nachts, etwa zwischen zwei und drei,
Erhebt ein greuliches Geschrei! . . .

Schickt Morpheus endlich seine Boten,
Dann knüpfst du, zwischen Schlaf und Traum,
Mit einem Seufzer einen Knoten
In deines frischen Lakens Saum

Und suchst in deinem tiefsten Innern,
Kaum morgens aus dem Bett gehüpft,
Vergeblich dran dich zu erinnern —
Zu welchem Zweck du ihn geknüpft! . . .



Etwas TEE Gefällig?



Gezeichnet von W. v. Demme

Die Welt in der Phantasie des Teetrinkers

Bei dieser Karte ist die Geographie zu Gunsten geblieben. Die Länder sind hier gezeichnet nach dem Ausfuhrwert ihres Teeverbrauchs — wiewohl an der Spitze stehen England und China, in einigen Abständen folgen Japan, Holland und Rußland, Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten. Italien mit diesem Ländern im Teeverbrauch nicht konkurrieren.

„Der Teeraum“, sagt Okakura in seinem berühmten Buch vom Tee, „ist die Oase in der schrecklichen Wüste des Daseins; hier kann der müde Wanderer aus dem allgemeinen Quell einer höheren Lebenskunst trinken.“



Rückkehr von der Teeplantage
Frauen und Kinder bringen auf der Insel Java (Niederländisch-Indien) die Teeblätter, die sie tagsüber gepflückt haben, in Bündeln verpackt zur Sammelstelle.

Ph. K. V. T.

Seit die Schiffe der Ostindischen Compagnie um das Jahr 1600 die erste Partie chinesischen Tees nach Europa brachten, ist die Zahl der Freunde dieses wohl-schmeckenden Getränks in der zivilisierten Welt unablässig gestiegen. Freilich sind die Länder der Erde in ganz verschiedenem Maße am Teeverbrauch beteiligt. England und China stehen an der Spitze; sie konsumieren allein 8/10 Prozent der jährlichen Ernte. Von den 40 1/2 Millionen Pfund, die England im Jahr einführt, werden, im Durchschnitt gerechnet, für jeden Bewohner des Inselreichs, ob jung oder alt, täglich sechs Tassen bereitet. China, mit seiner etwa zehnmal größeren Bevölkerungszahl, verbraucht nur doppelt soviel. In einigen Abständen folgen Japan, Holland und Rußland — während so große Länder wie Deutschland und Frankreich, ja selbst die Vereinigten Staaten, mit den 100 Millionen Tassen, die England in einem Jahr trinkt, nicht konkurrieren können. Wenn man auf einer Erdkarte diese fabelhafte Verteilung der Teetrinker in der Welt als Maßstab für die Größe eines Landes annimmt, so erhält man ein höchst merkwürdiges und auf den ersten Blick bestechendes

Bild. Holland erscheint anfänglicher als Deutschland und Frankreich zusammen und England viel größer als der ganze amerikanische Doppel-Kontinent.

Man kann natürlich wirtschaftliche Gründe beibringen, um dieses Bild zu erklären. Man kann sich auf die Kolonialinteressen Englands und Hollands berufen oder darauf hinweisen, daß die Karawanenwege durch die Wüste Gobi seit alters her dem russisch-chinesischen Handel geöffnet haben. Schließlich muß aber doch auch ein Bedürfnis der Bevölkerung nach Tee vorliegen und seine Ausbreitung begünstigt haben. Dieses Bedürfnis ist bei den einzelnen Völkern — den Teetrinker-Ländern sehen die Kaffeetrinker-Länder gegenüber — ganz verschieden stark ausgeprägt. Vielleicht lassen sich in der Geschichte des Tees einige Klümpchen hierfür entdecken.

Die Tee-Kultur der Ostasiaten

Die Chinesen verknüpfen mit der Teeplantage seit alten Zeiten religiös-mythologische Vorstellungen. In Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr., so erzählt die Sage, kam ein

frommer indischer Mönch nach China, der sich die Augenlider abgeschnitten hatte, um bei seinen Andachtsübungen nicht durch den Schlaf gestört zu werden. Aus den Wimpern der fortgeworfenen Lider aber sproß die heilkräftige Tee-pflanze empor, mit deren Hilfe man den Schlaf vertreiben konnte. Dieses Wundermittel für fromme Asketen ist dann das Nationalgetränk des genügsamsten Volkes der Erde geworden. Mit Erstaunen berichten schon die ersten portugiesischen Missionare aus China, daß die ganze Bevölkerung des Landes den „schlafvertreibenden warmen Extrakt an Stelle des Weins“ trinke. Unzweifelhaft stehen mit diesem Brauch bestimmte Eigenschaften des chinesischen Volkscharakters in Einklang, und viele Dichter, darunter der Kaiser Kien-Lung (an den Voltaire poetische Briefe gerichtet hat), haben begeisterte Verse über den Lieblingstrunk ihrer Landsleute verfaßt. Am klarsten sagt ein Poet des 11. Jahrhunderts, Su-Tung-Po, warum der Teegenuß eine solche Rolle in der chinesischen Kultur spielt: „Der Tee gibt den Gedanken Maß und dem Geist Harmonie; er vertreibt alle Lässigkeit und behebt die Müdigkeit; er macht

wach und verhindert den Schlaf; er reinigt und erfrischt den Körper und verleiht die Fähigkeit klarer, ruhiger Beobachtung.“

So kommt es, daß im Reich der Mitte die Teekultur zum Maßstab einer verfeinerten Lebenskunst überhaupt geworden ist. Zahlreiche Zeremonien sind mit dem Genuß, ja mit dem Servieren des Tees verknüpft und werden durch besondere Lehrer gelehrt. Die gelassene Höflichkeit, die Selbstbeherrschung und graziöse Feinheit des gebildeten Chinesen und Japaners ist in der Schule des Teeraums erworben.

Die gesellige Pflanze

Die gesellige Bedeutung des Tees gibt sich in China, wo der Strauch in kleinen Gärten — nicht in Plantagen von Aktiengesellschaften, wie in Britisch-Indien — gezogen wird, schon bei der Ernte kund. Viermal im Jahr, zwischen April und Oktober, vereinigt sich die Familie des kleinen Pflanzers mit den Nachbarn, die Arbeit des Pflückens zu verrichten. Die Frauen spielen dabei eine Hauptrolle. Während sie mit Daummagel und Zeigefinger — übrigens, mit größter Sorgfalt und Sauberkeit — die jungen Blattknospen abknipsen, sammeln die Männer die Ernte in großen Körben und sortieren sie. Manche chinesische Ballade besingt dieses Volksfest: eine der schönsten davon lautet so:

*Wo tausend Hügel das Tal umschließen, steht
unsere kleine Hütte,
Und auf den schrägen Hängen ringsum sprießt
der Teestrauch.
In der frühen Dämmerung muß ich aufstehen,
so schnell ich kann,
Denn ich muß zur Arbeit gehn und den Tee
pflücken.*

*Einen Korb trage ich am Arm und im Haar
Blumen,
So steige ich den Hügel hinan und pflücke
stundenlang.
Wie fröhlich lachen wir Schwestern auf unserem
Pfad, wie glücklich sind wir bei der Arbeit.
Mein Mund steht nicht still, und ich sage, wenn
ich hinuntersehe: Seht, da liegt unsere Hütte!*

*Das Lachen und Kichern hört nicht auf, wäh-
rend wir den Hügel umwandern.
Aber das nächste Mal, wenn ich dorthin gehe,
will ich ein anderes Gewand anziehen,
Will den Aermel hochstreifen und meinen Arm
zeigen, denn er ist schön anzusehen, mein
Arm —
Oh, wenn es einen schönen runden Arm auf
der Welt gibt, so ist es meiner!“*

Sind die Blätter von den Zweigen einzeln abgepflückt, so läßt man sie eine Zeitlang im Schatten liegen, dann beginnt der wichtige Prozeß des Dörrrens und Röstens. Zunächst drückt der Arbeiter so viele Blätter, wie er mit der Hand fassen kann, zu einer Kugel zusammen, um den Saft herauszupressen; gleichzeitig rollt er sie. Dann werden die Blätter fünf Minuten lang in einer flachen eisernen Pfanne unter ständigem Umrühren erhitzt, wieder gerollt und auf Gestellen getrocknet, nochmals gedörrt und geröstet, bis der Tee ganz trocken ist und etwa drei Fünftel seines



Fot. A. P.

Teeschmecker wandern von Tasse zu Tasse

Die großen Welthandelshäuser, die den Tee aus Indien, Ceylon, Java und China nach Europa importieren, haben eigene Teeprüfer, von deren Urteil und Geschmack der Ruf der Firma abhängt. Sie müssen alle die Sorten, die von den Plantagen angeboten werden, durchkosten. Auf einer Feingoldschale wird von jeder Sorte die gleiche Menge abgewogen und überbrüht. Der Teeschmecker nimmt dann mit dem Löffel einen Schluck, gurgelt ihn so lange, bis er einen hastenden Eindruck von der Güte der Sorte hat, und speit ihn aus. So geht es an manchen Tagen bis zu fünfzigmal hintereinander.



Presse-Foto

Japaner beim Pflücken der Teeblätter

Auf der Insel Formosa dehnen sich weite Plantagen mit Teesträuchern aus, deren Blätter den sogenannten Oolong-Tee liefern. Er wird in großen Mengen besonders nach Nordamerika verkauft.

Gewichts verloren hat. Ist diese mühsame Arbeit vollendet, so bringen die Teebauern ihre Ernte zum Händler, der sie nochmals sortiert, trocknet und in Kisten verpackt. Dann wird der „schwarze“ Tee nach Europa und Amerika verschickt, während die Chinesen selbst den etwas anders verarbeiteten „grünen“ Tee trinken, dessen Aroma feiner, dessen Geschmack aber weniger kräftig ist. Freilich kann sich nicht jeder „Sohn der Mitte“ täglich eine Tasse Tee leisten, sonst wäre Chinas Teeverbrauch noch viel größer.

Jede Ernte, von denen die erste die besten Sorten liefert, dauert etwa zehn Tage. Der gesamte Tee-Ertrag Chinas beläuft sich auf über eine Milliarde Pfund. Man kann sich also leicht denken, daß während der vierzig Erntetage der größte Teil der Bevölkerung auf den Beinen ist, um die Gaben des heiligen Strauches einzusammeln, und daß der kunstvollen, nach alten Ueberlieferungen vollzogenen Arbeit der Trocknung eine ungeheure volksverbindende Kraft innewohnt.

Die „impertinente Neuigkeit“ in Europa

In Europa verstand man nicht sogleich, warum die Ostasiaten den „Heimwasser“-Extrakt so schätzten. Man war an stärkere, berauschende Getränke gewöhnt, an Bier und hausgemachten Wein. Nur wenige Leute begriffen, daß sich im

blütenfeinen Aroma des Tees ein großer zivilisatorischer Wert verbarg, und daß die Erlernung des Teetrinkens zugleich eine Schulung des Geschmacks und der moralischen Ansichten bedeutete. Selbst in England, wo man schon fünfzig Jahre nach der ersten Einfuhr von Tee die Freunde des neuen Getränks in Garraways berühmtem Kaffeehaus und im „Sultaninen-Kopf“ beisammensitzen sah, fand der Teegenuß, den Patin die „impertinente Neuigkeit des Jahrhunderts“ nannte, besonders unter der älteren Generation heftige Gegenerschaft. Die Liebhaber von Ale, Brandy und Beefsteak sahen im Trinken dieses „schwächlichen, nur für Weiber passenden Zeugs eine niedrige, unwürdige, indische Praxis“, und es wird berichtet, daß sich noch um 1720 einige energisch veranlagte Ladies bei ihren Nachmittags-Visiten ausdrücklich ein Glas Porter und eine Tabakspfeife statt der Tasse Tee ausgebeten hätten. Auch die Aerzte waren bedenklich. Sie sahen „die Schönheit und Jugend der Frauen, die Gestalt und die Kraft der Männer in Gefahr“. Ein besonders eifriger Dr. James erklärte sogar: „Wie Hippokrates keine Mühe schente, die Pest in Athen auszurotten, so habe ich es mir zur Lebensaufgabe gesetzt, die grassierende medizinische Verrücktheit, Tee aus China zu importieren, auszurotten.“ Er hat seine Absicht ebensowenig durchsetzen können wie jener Deutsche Hanemann, der alle Teehändler kurzerhand als

unsittliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft gebrandmarkt wissen wollte.

Die Bemühungen der Seefreunde, vor allem des königlichen Hofes und der Landedelfrauen, das Volk zur Abstinenz von geistigen Getränken zu erziehen, waren stärker. Man veranstaltete Tea Parties für das Gesinde, später sogar, als die Tea-totaler-(Nur-Teetrinker-)Bewegung aufkam, öffentliche Tee-Freistände, bei denen als Anreiz für das Volk auch Sandwiches umsonst gereicht wurden. Da sich die Leute natürlich zunächst auf die Butterbrote stürzten, wobei sich hier und da etwas unsanfte Auseinandersetzungen entwickelten, sind diese Teefeste unter dem Spottnamen „Sandwich-Fights“, das heißt „Sandwich-Schlachten“, bekannt geworden. Sie haben aber ihre Wirkung getan. Die Tea Parties entsprachen eben dem Geist und der Moral einer neuen Zeit, die nicht im Rausch, sondern in sachlicher, geregelter Arbeit ihr Heil suchte.

Für den europäischen Berufsmenschen bedeutet der Tee fast das gleiche wie für den maßvollen, genügsamen Chinesen. In den berühmten Worten, die Queen Victoria bei ihrem Regierungsantritt sprach: „Bringt mir eine Tasse Tee und die Times!“ drückt sich ein gut Teil der Geschichte ihres Landes und der europäischen Neuzeit überhaupt aus.

Das Geschäft.

Natürlich hat die Ausbreitung des Teeverbrauchs in aller Welt die Phantasie der Kaufleute mächtig angeregt. Als erste kamen die Engländer auf den Gedanken, sich von der chinesischen Produktion unabhängig zu machen. Es ist ihnen nach vielen vergeblichen Versuchen gelungen, im Laufe des letzten Jahrhunderts den sehr empfindlichen Teestrauch in Indien und Ceylon anzupflanzen. Auch die Holländer haben sich das Monjunklima Javas und Sumatras zunutze

gemacht und die chinesische Ausfuhr bereits um fast das Doppelte überholt. Noch größer ist das japanische Geschäft mit dem sogenannten Dolong-Tee.

Auf den Plantagen der Engländer, Holländer und Japaner ist die patriarchalische Form der Ernte und Zubereitung, die von den chinesischen Kleingärtnern noch treu geübt und bewahrt wird, längst aufgegeben worden. Maschinen haben die menschliche Hand ersetzt, soweit es möglich war. Große, der breiten Öffentlichkeit unbekannte Gesellschaften sorgen für eine gleichbleibende Rentabilität ihres Plantagenbesitzes: sie sind die eigentlichen Teekönige, bei denen alle bedeutenden Händlerfirmen ihren Bedarf kaufen. Diese Teekönige arbeiten mit ungeheuren Kapitalien. Allein die indischen Gesellschaften haben etwa 100 Millionen Dollar hinter sich, und die japanische Gesellschaft der Familie Mitsou, der größten Teezüchter der Welt, gründet sich auf ein Kapital von 300 Millionen Dollar — weit mehr, als die meisten Kohlen- und Stahlfirmen Europas aufweisen können.

Dennoch hat auch in diesen riesigen, rationalisierten Betrieben der Tee seine Eigenschaft, ein Maßstab für die individuelle Kultur des Geschmacks zu sein, nicht ganz verloren. Selbst die modernsten Teehändler müssen sich bei ihren Mischungen auf die feine Zunge und Nase eines (natürlich fest angestellten) Teeschmeckers verlassen. Wie ein späterer Nachkomme der alten chinesischen Teekenner eilt dieser Mann von Tasse zu Tasse. Er kennt den besonderen „Flair“ jeder Sorte, er sucht in Gedanken die Gärten der Plantage ab, um den Geschmack des Tees durch eine Mischung kaum merklich zu verändern, und während er wortlos von einer Tasse kostet, wandert sein Geist über die „Tausend Hügel, die das Tal umschließen“. Er ist die letzte romantische Figur in der Geschichte des Tees. Der seigneurale Liebhaber der Teekultur aus alten Zeiten hat sich in einen — Spezialisten verwandelt. H. E. Fernanz



Affen als Teeplücker

In Paris erschien vor hundert Jahren ein Büchlein über den Tee von dem Teekaufmann F. Marquis, in dem allerlei amüsante Geschichten erzählt werden. So wird dieses Bild, angeblich nach einem chinesischen Original, wiedergegeben und dazu berichtet, daß im Reiche der Mitte Affen abgerichtet würden, um die Teeblätter an unzugänglichen Stellen zu pflücken. Sollten diese Affen nicht in Wirklichkeit — Bären gewesen sein, die man Herrn Marquis aufgebunden hatte?

A. B. C. der deutschen Alpen

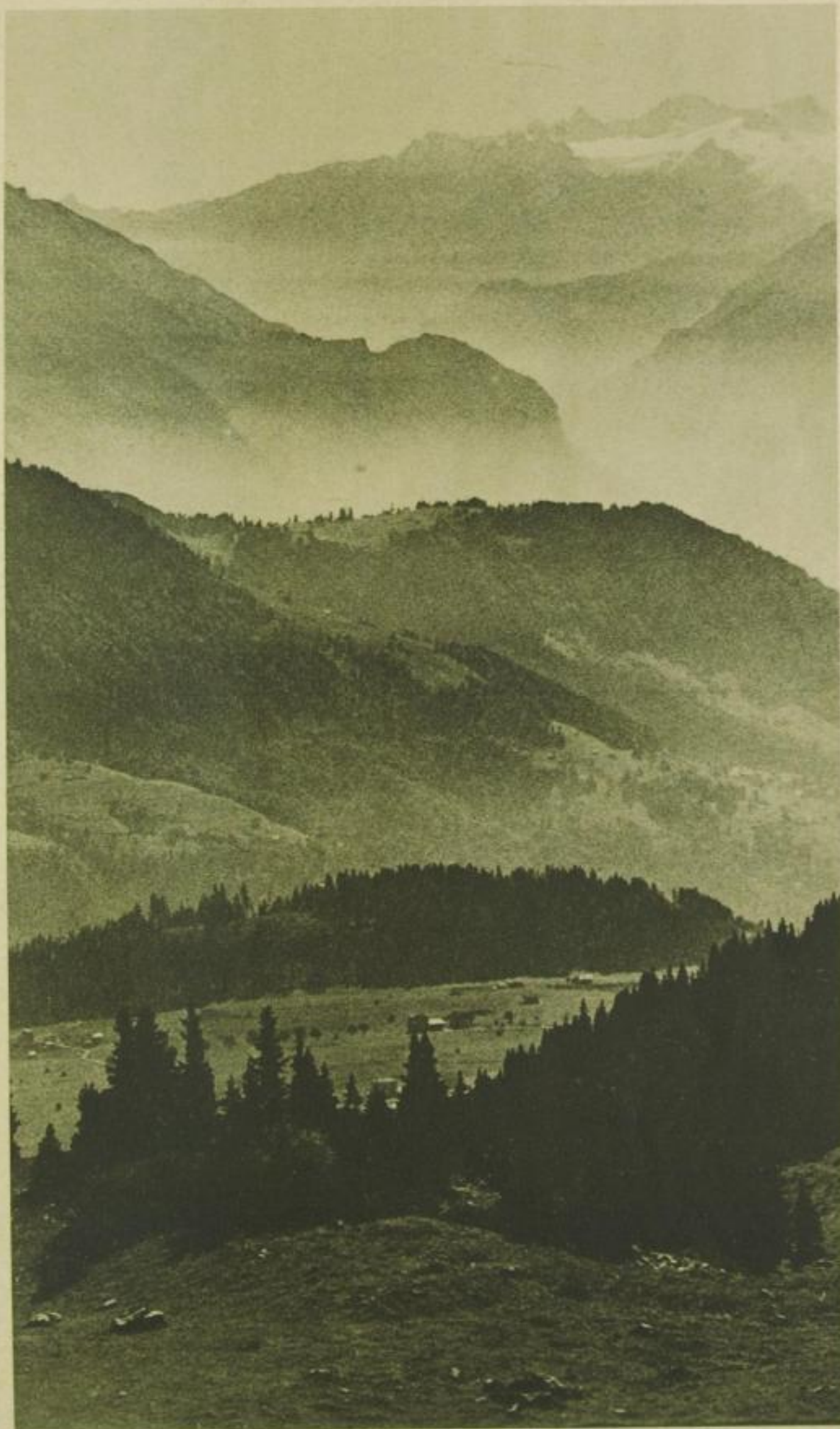
Berge
vom Bodensee
bis
Berchtesgaden

In den beiden letzten Heften führten wir unsere Leser an das deutsche Meer, die Ost- und Nordsee — heute fahren wir mit ihnen gen Süden und zeigen ihnen die Wunder der deutschen Hochgebirgswelt.

Abfahren: Eilfahrt zu Tal über Schneefelder oder Schuttreißen, wenn sie nicht zu steil sind. Leicht gebückt, auf den Gispickel oder einen handfesten Stoß gestützt, saust der Abfahrende hinunter. Wer nicht die nötige Übung besitzt, soll es lieber bleiben lassen, sonst endet das Vergnügen mit einem nicht immer harmlosen Salto.

Abseilen: Luftreise des Kletterers an steilen Felswänden. Um einen festen Felsblock oder einen Mauerhaken wird eine Keepschnur geschlungen, durch die das Seil läuft. Damit geht es rasch im freien Hang oder gegen die Wand gestützt in die Tiefe.

Alleingänger sind, wie überall im Leben, auch in den Bergen an-



Steigende Morgennebel im Hochgebirge

Fot. Hoge



Ein Haus

Alte Volkskunst lebt wieder auf
Ein Haus in Mittenwald mit Wand-
malereien an der Estrade: Speien
aus dem Leben Jesu: Betende, die
grüßen Christus am Kreuz, darüber der
Spruch: Was uns nicht getötet — ge-
ht uns nützen gebildet

zutreffen. Viele lieben es, auf Be-
gleitung zu verzichten, weil sie sich
dann ganz ungestört dem Natur-
genuss und ihren persönlichen Nei-
gungen hingeben können. Bei den so
häufigen Wetterstürzen im Gebirge
eine nicht ganz ungeliebliche Sache,
denn schon so mancher Alleinwanderer
ist niemals wieder heimgekehrt.

Allgäu: eine der südlichsten Land-
schaften des Deutschen Reiches, von
der All durchzogen, rings von
hohen Bergen umstanden. Die
Hauptorte sind Oberstdorf, Immen-
stadt und Garmisch, aber auch die
kleinsten Hütten an den Hängen sind
im Sommer von Fremden besetzt, die
sich hier in herrlicher Natur er-
holen wollen.

Alpenbahnen: eine Vereinigung
moderner Technik, von passionierten
Bergsteigern oft, aber sehr zu Un-
recht, mit schalen Augen angesehen.
Nur mit ihrer Hilfe wird es vielen
Bergbegünstigten, die nicht über die
nötigen Körperkräfte verfügen, er-
möglicht, von höherer Warte aus weit

über das Land zu schauen. Auf reich-
deutschem Boden liegen die Preussische
Bahn bei Reichenhall, die Wendelstein-
bahn bei Brannenburg im Zental, die
Zugspitzebahn, Wankbahn und Kreuz-
bahn bei Garmisch-Partenkirchen und die
Nebelhornbahn bei Oberstdorf.

Alpenglücken: eine der herrlichsten Natur-
erscheinungen, die man meist kurz nach
Sonnenuntergang, seltener auch kurz vor
Sonnenaufgang beobachten kann. Die
Bergwände und Firnfelder erstahlen
dann in rötelichem Licht, das alle Schat-
tungen vom Hellroth bis zur tiefsten Pur-
purfarbe annehmen kann.

**Alpenverein, Deutscher und Oesterreich-
ischer:** die größte deutsche Bergsteiger-
organisation mit über 200 000 Mitglie-
dern, die sich um den Bau von Schutz-
hütten, die Anlage von Wegen und die
Ordnung des Fährwesens außerordent-
liche Verdienste erworben hat.

Ausrüstung ist das wichtigste Kapitel für
den Bergsteiger. Auch wer nur leichte
Touren macht, soll es in präzisierender



Sonnenlicht über den Bergen

Der Gletscher bei Garmisch-Partenkirchen mit dem gewaltigen Maffel der Zugspitze



Ein See

Schweres Gewölk zieht von Süden herauf

Der Jäger bei Berchtesgaden mit dem Hochalpen, der den niedrigsten Gipfel der Alpen, den Blaueis, auf seiner Schulter trägt

der Kleidung mit festen, genagelten Schuhen und warmer
Unterleibung im Rucksack tun. Für den Hochtouristen
kommen dazu Eispickel, Eisel, Steigeisen, Schneehülse,
Faschhandschuhe und Kletterschuhe.

Bozener: kleiner smaragdgrüner See bei Garmisch-Parten-
kirchen, dessen Wasser fast stets 10 Grad Wärme aufweist
und niemals zufriert.

Bavrischzell, Doel in herrlicher Lage am Fuß des Wendel-
steins, seine Bewohner bekannt durch ihre Freude an Gesang
und Jucherspiel. In einem der schönsten bayerischen Volks-
lieder bejagen.

Bivouac, auch Bivak genannt, Uebernachtung in freier
Natur, manchmal auf engstem Raum an steiler Felswand,
wenn hereinbrechende Nacht die Beendigung der Tour ver-
hindert. Bei gutem Wetter ein Erlebnis von überwältigender
Erwiderungslichter, bei schlechtem Wetter oft ein Wagnis
auf Leben und Tod.

Benediktenswand: vielbesuchter, 1800 Meter hoher Berg
zwischen Kochelsee und Yse, von dem man weithin über
die Kette der Nordalpen und die bayerische Hochebene sieht.
Seine Nordwand fällt 200 Meter steil ab.

Berchtesgaden: eine der schönsten Sommerfrühen der deut-
schen Alpen in weitem, parkähnlichem Tal, das hohe Berg-
spitzen, darunter der gewaltige Wapmann, der Holz Höl
und der sagenumwobene Untersberg umgeben. Mit elek-
trischer Bahn ist in kurzer Zeit der Königssee zu erreichen.
Dicht bei dem Ort ein altes Salzbergwerk, in das man, als
Bergmann gekleidet, einfahren kann. Am Oberjatzberg bei
Berchtesgaden liegt das Landhaus Adolf Hitlers.

Bergführer: kenntlich an großen Abzeichen auf der Brust
und meist auch an großen Bärten. Wer ihrer Hilfe bedarf,
verpflichtet sie schon im Tal. Alle sind starke, leistungsfähige
Männer, die die Berge aufs genaueste kennen und die volle
Verantwortung für das Leben und Gelingen ihrer
„Herren“ tragen müssen.

Bergsteigersprache: die Fachsprache der „Zünftigen“, mit
geheimnisvollen Ausdrücken durchsetzt, dem Ueberschwenglichen
meist unverständlich.

Bergwacht: Vereinigung von Bergsteigern, deren Mit-
glieder verpflichtet sind, in den Bergen gegen alle Lawenwüche
einzuschreiten. Sie widmen sich besonders dem Pflanzen- und
Naturschutz und dem Sanitäts- und Rettungswesen.



Das Sommerheim des Führers
Adolf Hitlers Landhaus am Obersalzberg bei Berchtesgaden

Fot. Kester

Bodensee, auch das Schwäbische Meer genannt, der größte See Deutschlands, vom Rhein durchflossen. Am Nordufer liegt eine Kette von Städten mit uralten herrlichen Bauten, das Südufer wird überragt von den Bergriesen der Schweiz und Vorarlbergs.

Chiemsee oder Bairisches Meer, größter See Bayerns am Fuß der Chiemgauer Berge. Drei Inseln liegen in dem See: Herrenchiemsee mit dem prächtigen Schloß, das König Ludwig II. in Anlehnung an den Prachtbau Ludwigs XIV. in Versailles errichten ließ, Frauenchiemsee mit einem Benediktinerinnen-Kloster und die unbewohnte Krautinsel. Am Chiemsee haben sich zahlreiche schöne, alte Volksbräuche erhalten, wie die Seeprozession zu Fronleichnam, der Fischerjahrtag und das feierliche Einbringen des Heus auf riesigen, altertümlichen Rähnen.

Goelweiß: die Königin der Alpenblumen, die auf deutschem Boden immer seltener wird. Das Abpflücken der silberglänzenden Sterne ist daher streng verboten. Vielfach auch in Steingärten des Flachlandes zu finden, aber dort verliert die Blume ihren silbernen Glanz.

Gibsee, dicht unter den Wänden der Zugspitze, das Seebecken wohl durch gewaltige Bergstürze entstanden. In dem milden Wasser, das im Sommer von Badenden dicht bevölkert ist, sieben kleine Inseln.

Ginödsbach: die südlichste Siedlung des Deutschen Reiches, im Allgäu, von einem grandiosen Kreis stolzer Gipfel umgeben. Ausgangspunkt für zahlreiche Hochtouren.

Eisgänger werden die Alpinisten genannt, die, mit Steigeisen und Eispickel bewaffnet, über Gletscher und eisgepanzerte Bergänge zu den lichten Höhen emporsteigen.

Eispickel: der unentbehrliche Begleiter des Hochtouristen, der zum Stufenschlagen an steilen Eismänden dient. Berühmt sind vor allem die Eispickel aus den Schmieden von Fulpmes im Stubai.

Enzian: eine blau oder gelb blühende Alpenblume und ein Schnaps, der wie Feuer durch die Kehle rinnt.

Felskletterer: der Gegenpart des Eisgängers, dem der Kampf mit den Felsen ein Lebensbedürfnis ist. Er ist leichter ausgerüstet, trägt an den Füßen nur dünne Kletterpatzchen, dafür aber im Rucksack oft zahlreiche Mauerhaken, mit denen er schwierige Ueberhänge überlistet.

Füssen: uraltes malerisches Städtchen am Lech, sehr besucht als Sommerfrische und Badeort, in der Nähe die bairischen Königsschlösser.

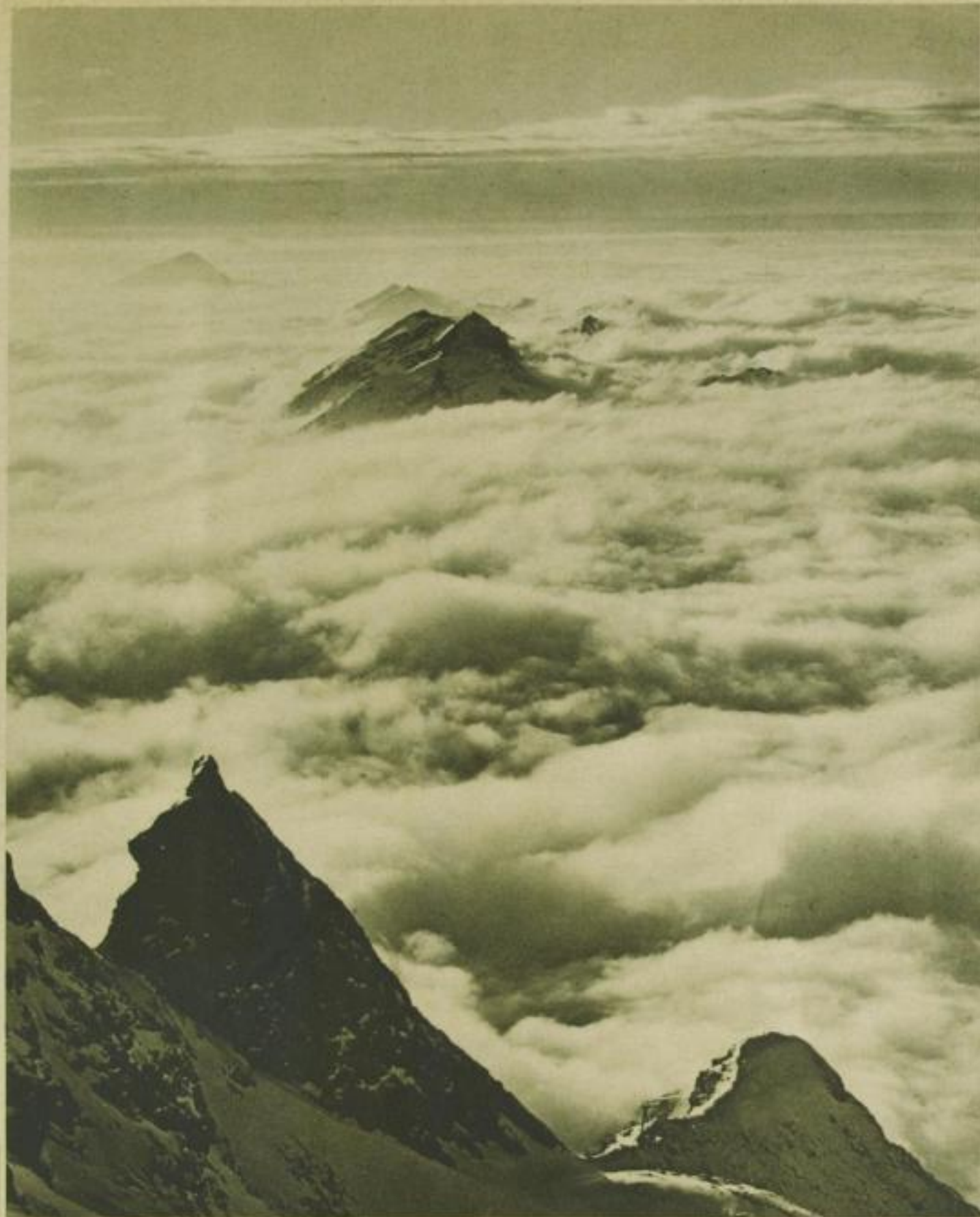
Garmisch-Partenkirchen, der Hauptort des Werdenfeller Landes, in sonnigem Talkessel vor der hochragenden Kette des Wetterstein-Gebirges mit der Zugspitze. Im Sommer das Ziel vieler Tausende, die sich hier in der reinen Gebirgs-luft erholen und zu den Bergen emporklettern wollen, in der kalten Jahreszeit Deutschlands bedeutendster Wintersportplatz. Ausgangspunkt der Zugspitz-Bahn und der Schwebebahnen zum Wank und zum Kreuzeck.

Gefahren der Berge soll niemand unterschätzen. Bei plötzlichem Wettersturz können auch leichte Wege Schwierigkeiten bieten, vor Lawinen und Steinschlag ist kein Bergsteiger sicher.

Gemse: die kühne Kletterin über schmale Felsgrate und steile Wände. Die Zahl der Gemsen in den Ostalpen ist nach dem Kriege stark zusammengeschnitten, jetzt steigt sie wieder durch sorgsame Hege. Auf reichsdeutschem Gebiet gibt es Gemsen vor allem im nördlichen Streifen des Karwendels und in den Bergen am Königssee.

Hochgebirge: die Bergregionen jenseits der Baumgrenze, also ungefähr über 1700 Meter, wo die Felswände aus grünen Ulmen emporsteigen.

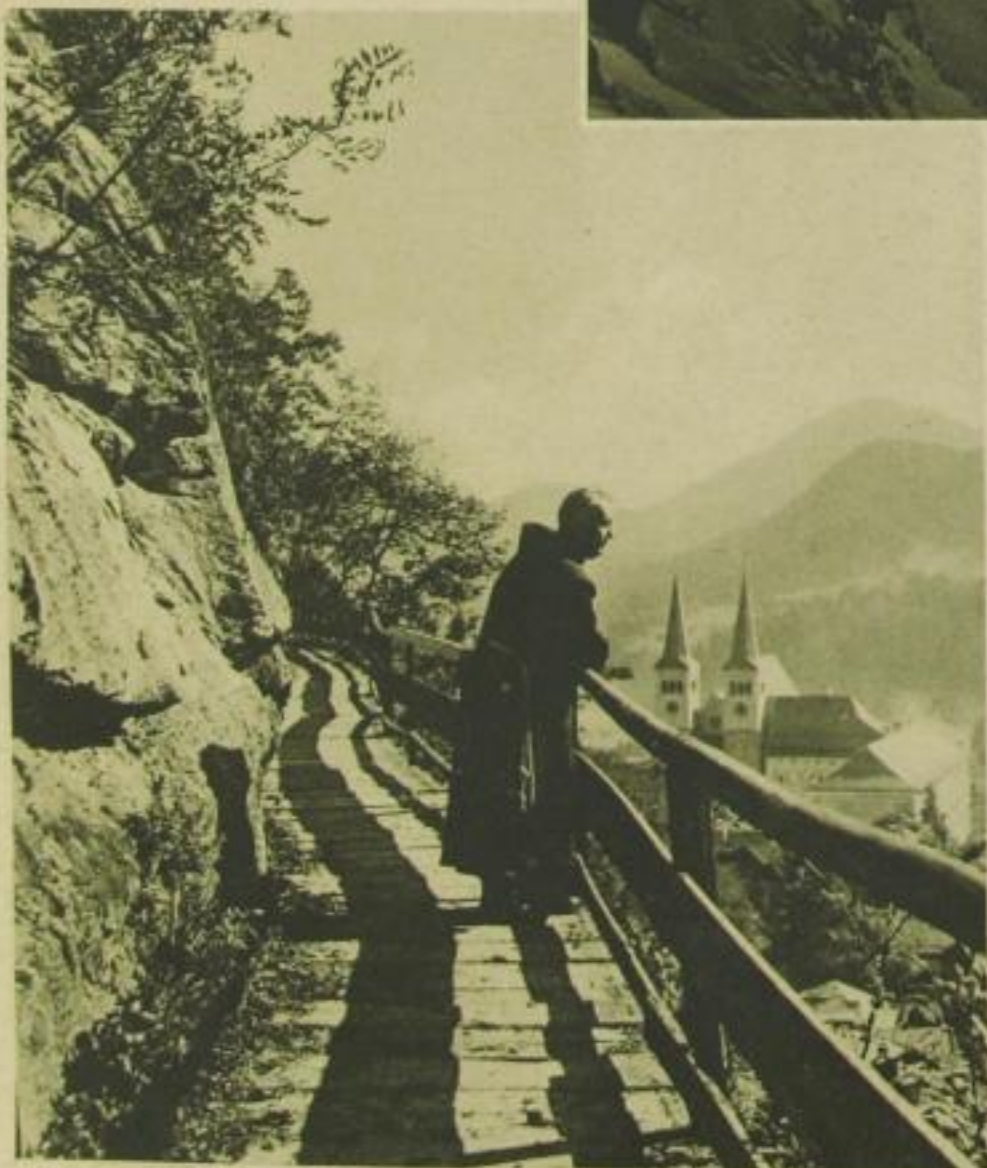
Hütten: Unterkunftshäuser in den Bergen, soweit sie nicht Privatbesitz sind, fast ausnahmslos vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein erbaut. Sie sind von Juni bis September, meist auch im Winter für die Schifahrer geöffnet. Unbewirtschaftet und primitiv sind nur noch wenige, viele von ihnen gleichen heute gutgeführten Berg-hotels. Die Preise sind nicht niedrig aber man muß bedenken, daß alle Gebrauchsgegenstände und Lebensmittel mit Trägern, Pferden oder Maultieren hinauftransportiert werden.



Fot. Schrödter

Einsam über den Wolken

Nur einige Bergspitzen ragen aus dem Wolkenmeer empor, die übrige Welt ist versunken, als hätte es sie nie gegeben



Fot. Kester

... . Da draußen, stets betrogen, saust die geschäftige Welt . . .“

Stiller Spaziergang auf dem Soleleitungsweg an den Hängen des Berchtesgadener Landes

Isar: der grüne Bergstrom, der im Karwendel entspringt, bei Mittenwald auf bayerisches Gebiet übertritt und dann über die bayerische Hochebene, München durchquerend, der Donau zueilt.

Jochsinken: Spottname für die Bergsteiger, die von Hütte zu Hütte über die Jöcher und Pässe wandern, ohne die Bergspitzen zu betreten. Da viele Pässe recht ansehnliche Höhen aufweisen, vollbringen die Jochsinken meist ganz stattliche Leistungen und bekommen oft mehr zu sehen als die Hochtouristen, die auf die Spitzen verjessen sind.

Jodeln: urwüchsige Lieder ohne Worte, von Sennern und Sennerrinnen höchst kunstvoll vorgetragen, dem Flachland-Bewohner auch bei langer Übung nicht erreichbar.

Kamin: Felspalte, in dem der Kletterer sich emporarbeitet. Viele Kamine erfordern höchste Geschicklichkeit, besonders wenn Felsblöcke darin festgeklemmt sind oder ein kaltes Bächlein die Wände schlüpfrig macht.

Karwendel: einer der schönsten Teile der Ostalpen, in dem es nur einige Häuser, aber kein Dorf gibt, daher ein Dorado



Fot. Mauritius
**Zugspitze mit
 wehenden Nebel-
 fahnen**

Über die Wiesen fährt
 der Zug der Zugspitz-
 bahn, um viele natur-
 begeisterte Menschen
 1700 Meter hinauf
 zum Platt unter dem
 Doppelgipfel von
 Deutschlands höchstem
 Berg zu bringen.

**Föhn am
 Chiemsee**

Ein Landschaftsbild,
 wie von einem Ro-
 mantiker gemalt.



für jeden, der die Natur in ihrer Ursprünglichkeit liebt. Der größte Teil gehört zu Tirol, nur der nördliche Streifen zu Bayern; bei Mittenwald fallen seine Wände zur jungen Nar hinab.

Kesselbergstraße: bayrische Alpenstraße mit Prachtblick auf Ebene und Berge, verbindet den Kochel- mit dem Walchensee. Hier findet alljährlich das Kesselberg-Rennen statt.

Kochelsee: malerischer, kleiner Bergsee am Fuß der Benediktenwand, in dessen smaragdgrüne Fluten die Wasser aus dem Walchensee-Kraftwerk hinabstürzen.

Königsschlösser: Hohenschwangau, Neuschwanstein und Linderhof, alle drei zwischen Füssen und Oberammergau gelegen. Hohenschwangau erstand 1832 auf Veranlassung des Königs Maximilian II. aus einer Ruine, Neuschwanstein und Linderhof sind die Märchenpaläste, die Ludwig I. mit phantastischer Pracht ausstatten ließ.

Königssee: das Juwel unter den deutschen Alpenseen im Berchtesgadener Land, rings von gewaltigen Felswänden umschlossen, die bis zu 2100 Meter über dem Wasserpiegel aufsteigen. In der Mitte des Sees auf einer Halbinsel die Wallfahrtskirche St. Bartholomae gegen den grandiosen Hintergrund der Watzmann-Ostwand. Der Südzipfel des Sees wurde durch gewaltige Bergstürze abgetrennt und führt unter dem Namen Obersee eine eigene Existenz.

Lawine: der gefährlichste Feind des Schiläufers. Schützen kann ihn nur einigermaßen eine gute Ortskenntnis und ein sorgfames Studium der Wetterlage. Auch die rote Lawinenschnur, die schon die Rettung vieler von der Lawine Verschütteter ermöglicht hat, darf niemals zu Hause bleiben.

Loisachtal: läuft am Nordfuß des Wettersteingebirges entlang nach Garmisch-Partenkirchen und weiter hinaus zur bayerischen Hochebene, bewohnt von sanges-, jodler- und zitherfrohen Menschen.

Mittenwald: zwischen dem Karwendel und den Gipfeln der Wettersteingruppe dicht an der Tiroler Grenze gelegen, letzte reichsdeutsche Station der ausichtsberühmten Mittenwald-Bahn. Die Häuser, von denen ein Teil nach dem großen Brande von 1915 neu aufgebaut wurde, zeichnen sich durch farbenfrohe Wandmalereien aus. Seit altersher berühmt sind die Seigen von Mittenwald, das noch heute eine Seigenbauschule besitzt. Vor der Pfarrkirche das Standbild von Matthias Klotz, dem Begründer der Mittenwalder Seigenbau-Industrie.

München: die heitere, kunstliebende Hauptstadt Bayerns. Durch das riesige Fernrohr auf dem Turme des Deutschen Museums kann man in nebelhafter Ferne die ganze Nordkette der Alpen überblicken.

Münchener Haus: das höchste bewohnte Bauwerk in Deutschland am Westgipfel der Zugspitze, fast 3000 Meter



St. Bartholomae am Königssee mit dem Watzmann

Ueber die Ostwand des Watzmann, der sich im Hintergrund mauerblatt aufbaut, führt einer der schwierigsten, aber schönsten Aufstiege in den deutschen Alpen. Viele Bergsteiger, die das Wagnis unternehmen, übernachten in einer kleinen Grotte in der Mitte der Wand.

Bildstöckel am Wege

Solche Bildstöckel, von frommer Hand gestiftet, findet man überall in den bayerischen Bergen. Im Hintergrund der sogenannten Untersberg.

Aufnahmen Kester



Fot. Bittner

Auf steinigem Grund über den letzten Bäumen
Aus Deutschlands höchstem Arbeitsdienstlager auf den Buckelwiesen bei Mittenwald

über dem Meeresspiegel. Mit dem Schneefernerhaus am Platt durch eine Schwebebahn verbunden. Dicht daneben die meteorologische Station.

Naturschutzgebiete: drei große Naturschutzgebiete gibt es in den bayrischen Bergen, nämlich in den Ammergauer Alpen zwischen Murnau und Garmisch-Partenkirchen, im Karwendel und in den Berchtesgadener Alpen. Diese Gebiete sollen in ihrem jetzigen Zustand erhalten bleiben, Weg- und Hüttenbauten sind verboten.

Notsignal, Alpines: darf nur bei wirklicher Gefahr gegeben werden, um Hilfe herbeizurufen. Es besteht in der regelmäßigen Abgabe sichtbarer oder hörbarer Zeichen (Lichtsignale, Rufe, Pfliffe), und zwar sechsmal in der Minute mit je einer vollen Minute Pause. Die Retter antworten durch Abgabe von drei Signalen in der Minute in regelmäßigen Zwischenräumen.

Oberammergau: die weltberühmte Passionsspielstätte, die in diesem Jahre das 300jährige Bestehen der Passionsspiele feiert. Sämtliche Darsteller (etwa 450) sind Oberammergauer, manche Familien sind schon seit Generationen Inhaber bestimmter Rollen. Im bürgerlichen Leben sind die meisten Bewohner des prächtig gelegenen Dorfes Bildschnitzer, deren Schnitzwerke einen guten Ruf haben.

Oberstdorf: der meistbesuchte Kurort des Allgäus, in einem weiten, ebenen Talgrund, einem ehemaligen Seebecken, umrahmt von einem Kranz hoher Berge. Ausgangspunkt der Nebelhornbahn.

Orientierung im Gebirge ist mit Hilfe einer guten Bergkarte nicht schwierig, solange das Wetter gut und die Sicht klar ist. Bei Nebel und im unbekanntem Wald tut der Kompaß gute Dienste. Ohne Kompaß und bei bedecktem Himmel kann man die Nordrichtung leicht feststellen, wenn man sich merkt, daß Bäume und Felsblöcke gewöhnlich auf der Nordseite mit Moos bewachsen sind.

Pflanzenschutz: Zahlreiche seltene Alpenpflanzen, deren gänzliche Ausrottung drohte, sind unter gesetzlichen Schutz gestellt worden. Es ist streng verboten, sie zu pflücken oder gar mit der Wurzel auszureißen. Dazu gehören Edelweiß, Alpen-Akelei, Alpenrose, Alpenveilchen, Anrikel, Edeltraute und Enzian.

Reichenhall: uralte Stadt am Fuße des Predigtstuhls (auf den eine Schwebebahn führt), nächst Kissingen der meistbesuchte Badeort Bayerns. Im Brunnenhaus 48 Quellen, von denen die beiden mit stärkstem Salzgehalt, die „Edelquelle“ und die „Karl-Theodor-Quelle“, täglich 120 000 Liter liefern.

Reit im Winkel: vielbesuchte Sommerfrische dicht an der Grenze, von Ruhpolding aus mit der Waldbahn auf herrlicher Fahrt an einer Seenkette vorüber zu erreichen. Im Winter der schneesicherste Sammelplatz für Schiläufer auf deutschem Gebiet.

Rucksack: der Koffer des Bergsteigers, in dem er Ausrüstung und Proviant mit sich führt. Man kann oft Hochalpinisten beobachten, die riesige Lasten auf dem Rücken hinaufschleppen, um für lange Zeit auf jeden Nachschub aus dem Tal verzichten zu können. Bemerkenswert übrigens, daß das deutsche Wort Rucksack in fast alle europäischen Sprachen als Lehnwort übernommen worden ist.

Ruhpolding: in den Garmischgauer Bergen auf weitem Wiesenplan schön gelegen, das Ziel vieler Alpenfahrer aus Norddeutschland.

Schi: beherrscht im Winter die Berge, zur warmen Jahreszeit nur in ganz großen Höhen als Sommerschi (mit verkürzten Brettern) zu verwenden.

Schliersee: am Nordrande der Alpen, der östliche Nachbar des Tegernsees. Am Nordufer des Sees die vielbesuchte Sommerfrische gleichen Namens mit urwüchsigem Bauerntheater.

Schlosserei: der fachtechnische Ausdruck für Mauerhaken und Hammer, die Ausrüstung des Kletterers, der mauer glatte Wände ersteigen will, die ohne künstliche Hilfsmittel unzugänglich sind. Diese „Ueberlistung“ der Berge findet nicht überall in Bergsteigerkreisen ungeteilte Zustimmung.

Schnee: im Sommer nur in großen Höhen, auf Gletschern und in stets beschatteten Lawinenschluchten — so in der Eiskapelle am Königssee — anzutreffen. Bei Wettersturz fällt allerdings oft schon im August bis tief hinab Neuschnee, der meist ebenso schnell verschwindet, wie er gekommen ist.

Schneefernerhaus: die Endstation der Zahnradbahn auf dem Platt unter dem Gipfel der Zugspitze.

Schuhplattler: der urwüchsige Tanz des bayrischen Hochlandes. Der Bursche stampft mit seinen „Genagelten“, schlägt mit den Händen auf die „Samsledernen“, daß es klatscht, und dreht dazu das Dirndl im Kreise. Der Tanz ist wahrscheinlich eine Nachahmung der Auerhahnbalz, in menschliches Milieu übertragen.

Seil: bei Kletter- und Gletschertouren ist das Seil unentbehrlich. Gewöhnlich sind zwei Bergsteiger durch das Seil miteinander verbunden. Der erste steigt voraus, der zweite sichert ihn, um ihn bei einem Sturz halten zu können. Wenn der erste einen sicheren Stand erreicht hat, läßt er den zweiten nachkommen und sichert ihn nun seinerseits.

Tegernsee: berühmt wegen der Lieblichkeit seiner Ufer und seiner schönen Umgebung. Am Ostufer des Sees das Dorf Tegernsee mit stattlichem Schloß und berühmtem Bauerntheater, gegenüber am Westufer Bad Wiessee mit radioaktiver Jod- und Schwefelquelle.

Tölz: am Ufer der Isar, dort wo sie aus den Alpen tritt. Vielbesuchtes Jodbad, zahlreiche Häuser mit Fresken in volkstümlichem Stil geschmückt. Am 6. November findet alljährlich die berühmte Leonardifahrt auf den Kalvarienberg statt, wo neben der Kapelle des heiligen Leonhard die Pferde eingeseignet werden.

Walchensee: seine dunkelgrünen Wasser, die von außerordentlicher Klarheit sind, liefern die Kraft für das Walchensee-Kraftwerk und stürzen dann in den Kochelsee hinab. Die Umgebung des Sees, an dem die Orte Urfeld und Walchensee liegen, ist reich an großartigen Gebirgsbildern.

Watzmann: höchster Gipfel im Alpenkranz, der Berchtesgadener umgibt, neben ihm die Watzmann-Frau und die Watzmann-Kinder. Die Ostwand des Watzmanns, die zum Königssee abstürzt, ist die höchste Wand der Ostalpen.

Werdenfeller Land: das Alpenland rings um Garmisch. Nördlich von Garmisch liegt die Ruine der Burg Werdenfels, die einst den Mittelpunkt der 1803 an Bayern gekommenen Grafschaft gleichen Namens bildete. Die Bewohner des Werdenfeller Landes waren früher durch den Handel mit Medikamenten in ganz Mitteleuropa bekannt.

Zugspitze: der höchste Gipfel des Wettersteingebirges und zugleich Deutschlands höchster Berg, der 3000-Meter-Grenze nahe, mit Garmisch-Partenkirchen durch eine Bergbahn verbunden. Neben dem Westgipfel das Münchener Haus und die Meteorologische Station.

Sendet

300 Elefanten

Breitformat

Kottbus

Zirkusplakate erzählen
von
Artisten-Schicksalen

Zweimal hatte ich nun schon nach Dresden telegraphiert: „Benötige dringend für Kottbus: 300 Damen, Breitformat“ — und noch immer wartete ich auf die Nachricht, daß sie abgeschickt seien! Endlich wurde ich angerufen.

„Hören Sie, Doktor, die gewünschten Damen habe ich nicht mehr auf Lager“, meldete der Mann in Dresden. „Wollen Sie nicht fünfhundert kleine Damen, schwarz und rot gemischt, haben?“

„Nein! Nein!“ brüllte ich in den Apparat. „Dann will ich überhaupt keine Damen!“

„Also vielleicht chinesische Messerwerfer — oder schwarze Feuerfresser — oder Nilpferde mit offenem Maul?“ meinte der in Dresden.

„Paßt mir alles nicht!“ schrie ich zurück. „Schicken Sie express dreihundert Elefanten im Auto!“

„Gemacht! Gehen heute noch ab!“

*

Als ich jenes Telegramm aufgab, war ich nicht etwa als Mädchenhändler tätig. Vielmehr übte ich den durchaus harmlosen — frei-

Der Berliner Spadoni als Kanonenkönig

Paul Spadoni, heute noch in seiner Vaterstadt als Artistenagent tätig, zeigte athletische Leistungen, die in dieser Vollendung nie wiederholt wurden. Er fing, zwölf Meter von der Kanone entfernt, eine 35 Pfund schwere Granate mit den Händen, er ließ sich eine 45 Pfund schwere Stahlkugel ins Genick saufen.



Der Zauberer im Traumland Ernest Thorn, Oesterreicher von Geburt, vom Sultan von Kambodscha zum Chevalier ernannt, verblüffte jahrzehntelang mit seiner Teufelszene „Traumland“ die ganze Welt. Einen großen Teil seines Lebens verbrachte er im Orient, wo er mit indischen, persischen und chinesischen Kollegen Kunstgeheimnisse austauschte.



Claire Heliot und ihr Salon-Löwe

Die kühne Artistin, eine Deutsche, trat als „schönste Frau im Löwenkäfig“ mit ihrer Gruppe von zwölf Löwen auf. Als junges Mädchen fühlte sie sich bei einem Besuch des Leipziger Zoo so von den gewaltigen Raubtieren angezogen, daß sie zum Entsetzen ihrer Eltern das Mädchenpensionat mit dem Löwenkäfig vertauschte.

So sah Otto Reutter sich selbst

Otto Reutter, der große deutsche Volkskomiker, ärgerte sich in einer Silvesterbetrachtung über die Plakate, die ihn in längst überholter Jugendllichkeit zeigten, und gab dem Hamburger Zeichner Denzel die Idee zu diesem Plakat.





Aufnahmen P. Ma

Plakate am Holzzaun

Zirkusplakate müssen immer etwas Jahrmarktstäbliches an sich haben, um schon von weitem die Neugierigen anzulocken. Für sie hat der Zirkus noch nichts von dem geheimnisvollen Zauber verloren, der sich aus der mittelalterlichen Tradition des Fahrenden Volkes bis in unsere Tage fast unverändert erhalten hat.

lich etwas phantastischen — Beruf des Propagandachefs bei einem Wanderzirkus aus. Die 300 „Damen im Breitformat“ waren Plakate mit Darstellungen von Artistinnen und Tänzerinnen, die ich unter diesem Stichwort von unserem Lager in Dresden abrief. Sie waren, wie der Lagerverwalter meldete, vergriffen, so daß er mir als Ersatz kleinere Plakate mit Zirkuskünstlerinnen vorschlug oder solche mit chinesischen Gauklern, feuerfressenden Fakiren, Nilpferden. Er hätte ebensogut sagen können: „Indianer-Überfall“ — „Tiger kolossal mit Schwanz rechts“ — „Dompteur im Löwenmaul“ — „Eisbär auf Rutschbahn“ — „Bozendes Känguruh“ — „Direktor im Frack“: das alles nämlich waren Bildplakate, die zu Tausenden im Keller des Standquartiers des Zirkus lagerten und bei Bedarf jeweils abgerufen wurden.

*

Die „300 Elefanten im Auto“ trafen noch rechtzeitig für das Gastspiel in Kottbus ein. Es waren Plakate im Riesenformat, die, aus 18 Einzelteilen zusammengeklebt, an der Planke das gigantische Bild des Direktors und einiger auto-fahrender Dickhäuter ergaben. Als ich dann in meinem Dienstwagen durch die Gegend sauste, um zu kontrollieren, wie meine Reklamekolonnen gearbeitet hatten, kam ich an eine Mauer, bei deren Anblick mir der Atem wegblieb. Da hatten die Leute das Riesen-Elefanten-Plakat geklebt, aber so — daß der eine Dickhäuter den Kopf unseres Direktors trug!

So etwas kann vorkommen. Denn Plakate werden meist nachts geklebt und mit einer unheimlichen Schnelligkeit. Schnelligkeit ist beim Wanderzirkus alles. Damit steht und

fällt der ganze Betrieb. Blitzschnell muß der Zirkus in eine Stadt eindringen, eine Gegend „überfallen“, durch seine Vorreklame das Publikum aufregen, stärkste Spannung hervorzubringen, mit seinem ganzen, gewaltigen Material einzuziehen, die Stadt im Sturm nehmen.

Die Reklamekolonnen — auch „Klebekolonnen“ genannt — sind dabei die wichtigsten Pioniere. Auf ihren Autos, die so konstruiert sind, daß eine Unmenge Plakate, Kleister, Eimer, Pinsel und Besen darauf Platz haben und auch für die Mannschaft Schlafgelegenheit vorhanden ist, durchfahren sie Tag und Nacht das ganze Operationsgebiet (durchschnittlich 20 Kilometer Umkreis um die Spielstadt) und bekleistern jeden freien Fleck, soweit es die Polizei erlaubt, mit der frohen Botschaft: Der Zirkus kommt!

Bildplakate zu kleben ist ein Vergnügen. Sie liegen fix und fertig im Lager und werden verklebt, wie sie sind, nach Belieben und Geschmack. Aber die Schriftplakate! Die haben es in sich und können einem Propagandachef das Leben sauer machen. Auf diesen Schriftplakaten nämlich steht: wo, wann, wie lange der Zirkus in der Stadt gastiert, wo der Vorverkauf sich befindet usw.

Ich begann meine Vorreklame mit den Schriftplakaten immer vier Wochen vor Beginn des Gastspiels. Nacheinander wurden acht verschiedene Schriftplakate geklebt. Natürlich sind die 25 oder 30 Städte einer Tournee vorher genau festgelegt. Die Schriftplakate werden also gleich bei Saisonbeginn gedruckt, so daß dann nur jedesmal Ort und Datum zum Eindruck an die Druckerei zu telegrafieren ist. Dann kriegt der Direktor einen Dickkopf und will nicht, wie ursprünglich festgesetzt, Kottbus, sondern Guben zuerst

nehmen! Dann bricht die ganze, fein ausgeklügelte Propaganda zusammen! Alle Daten ändern sich, alles muß umdisponiert, umgeändert, umgedruckt, umgeklebt werden!

Eine besonders nette Ueberraschung ist es immer, wenn ein Zirkus auf seiner Fahrt auf einen anderen trifft, der in dieselbe Stadt will. Dann hagelt es natürlich Plakate gegen Plakate. Da hatte ein Konkurrent von uns einmal in einer Stadt sämtliche Flächen mit Riesenplakaten belegt, die nur seinen Namen darstellten. Wir brauchten also noch größere Lettern. Die Drucker erklärten sich außerstande, sie hatten keine so großen Steine. Aber wir siegten schließlich doch: ließen unseren Namen in Linoleum schneiden und davon derartig gewaltige Buchstaben drucken, daß der andere dagegen klein erschien.

*

Zirkusplakate kann durchaus nicht jede Druckerei herstellen. Es gehört dazu außer der Schnelligkeit und Wendigkeit, die nun einmal für das Wandergeschäft lebenswichtig ist, ein ganz eigenartiger Stil. Zirkusplakate müssen nämlich immer etwas Jahrmarktmäßiges an sich haben, in der Zeichnung sowohl wie in den Farben. Oft haben mir Künstler gesagt: „Müßt ihr denn immer diese kitschigen Bilder kleben? Wollt ihr nicht mal etwas Modernes, wirklich Künstlerisches bringen?“ Ich habe dann auch tatsächlich einige solcher Plakate ausführen lassen, die hohen künstlerischen Anforderungen genügten. Und der Erfolg? Sie wurden am wenigsten beachtet! Der Zirkus lebt nicht von den — wenigen — Logenbesuchern, sondern von der Masse der einfachen Menschen, und für diese muß der Zirkus immer etwas von jenem geheimnisvollen, dabei grellen Jahrmarktszauber haben, der noch aus der mittelalterlichen Tradition des Fahrenden Volkes stammt.

Die Spezialdruckereien für Wanderzirkusse und Menagerien haben die originelle Einrichtung der „Lagerplakate“. Das sind fertig ausgedruckte Bilder, die zu Tausenden lagern, und in die dann nur noch der Name des Unternehmers eingedruckt wird. Deshalb sieht man bei kleineren Wandergeschäften immer dieselben Bildplakate: die acht Matrosen,



Der Mann, den nichts fesseln konnte

Harry Houdini, um 1900 der teuerste amerikanische Artist, ließ sich in Zuchthauszellen und Geldschränke einschließen, gefesselt in die Spree werfen, in Kästen einnageln, in Milchkannen einlöten — und entkam immer nach wenigen Minuten.

die die Riesenschlange tragen — die Luftakrobaten, mit denen ein Adler um die Wette schwebt — die tanzenden Derwische — die garantiert dicksten Schwestern der Welt — oder auch „Programm komplett“, das heißt schneidige Jockeis, schöne Drahtseiltänzerinnen, steigende Pferde, Clowns und der Direktor, mit elegantem Schnurrbart und Reitpeitsche, auf einem Bilde vereint.

Daß es Leute gibt, die sich Plakate ganz genau betrachten, erfuhr ich einmal, als ein Mann in meinem Bürowagen trat und sich beschwerte: auf unserem Plakat seien 100 Musiker verzeichnet, und in der Vorstellung habe er bloß 98 gezählt. Eine Nachfrage beim Kapellmeister ergab, daß tatsächlich an jenem Abend zwei Musiker beurlaubt gewesen waren. Der Beschwerdeführer beruhigte sich erst, als ich ihm eine Freikarte gab, damit er nochmals Gelegenheit hätte, unsere Musiker durchzuzählen.

*

Die Zeichner und Maler, von denen die Entwürfe zu unseren Zirkusplakaten stammen, lernten wir kaum kennen. Der Abschluß für eine Plakatlieferrung erfolgt immer nur mit der Druckerei, die für Entwürfe aller Art ständig Graphiker — meist wohl jüngere — im Hause sitzen hat. In einer süddeutschen Stadt interessierte sich einst ein bedeutender Maler für den Zirkus und stellte Plakatentwürfe in Aussicht. Aber sie kamen nie zur Ausführung, weil der geniale Mann immer vergaß, für wen sie eigentlich bestimmt waren, und sie an Liebhaber verkaufte, die sie sich dann in die Stube hängten. Richard Sawade, der berühmte deutsche Tigerdompteur, wurde mit seinen Tieren von Edward Munch gezeichnet. Bis zu einem Plakat jedoch gediehen auch diese Zeichnungen nicht.

Wenn zu mir einmal ein Künstler kam, der Tierplakate zeichnen wollte, dann stellte ich ihm eine Probeaufgabe: Eisbären zu zeichnen. Das Hinterteil eines Eisbären richtig zu „treffen“, ist nämlich ungemein schwierig! Meist sahen die Gebilde aus wie Mischungen aus Bären (vorne) und Elefanten (hinten).

Das Geheimnis der Zirkus-Plakat-Druckereien liegt in den Farben. Sie müssen eine besondere Leuchtkraft haben und diese auch in der Sommerhitze behalten. Man kann da merkwürdige Ueberraschungen erleben. So fuhren wir einmal mit unseren Plakaten im Winter nach der anderen Erdhälfte, wo nun gerade tropischer Sommer war. Das hatte zur Folge, daß unsere Plakate schnell verblaßten: aus allen Zebras wurden plötzlich Schimmel, die Löwen kriegten hellblonde Locken, und die Dickhäuter sahen alle aus wie die berühmten weißen Elefanten in Siam. Andererseits dürfen die Plakatsfarben auch nicht zu haltbar sein. Sonst klebt nämlich ein nachkommender Zirkus einfach seinen Namen hinein und spart auf Kosten des Vorgängers.

*

In den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts erst kamen die riesigen Zelt-Wanderzirkusse auf, und damit setzte auch die Plakatdruckerei für diese Unternehmen ein. In unserem Wirtschaftsleben spielte sie eine beachtliche Rolle. Für die deutschen Zirkusse insgesamt dürften 2,5 bis 3 Millionen als Plakat-Etat nicht zu viel gerechnet sein.

Dr. A. H. Kober.



Steckenpferde

VORGEFÜHRT VON LEHNAU

ZEICHNUNGEN VON GERHARD BRINKMANN

Einem, der ein Steckenpferd sucht, könnte ich ein besonders apartes verschaffen. Er soll eine Doktorarbeit über die Geschichte des Steckenpferdes schreiben.

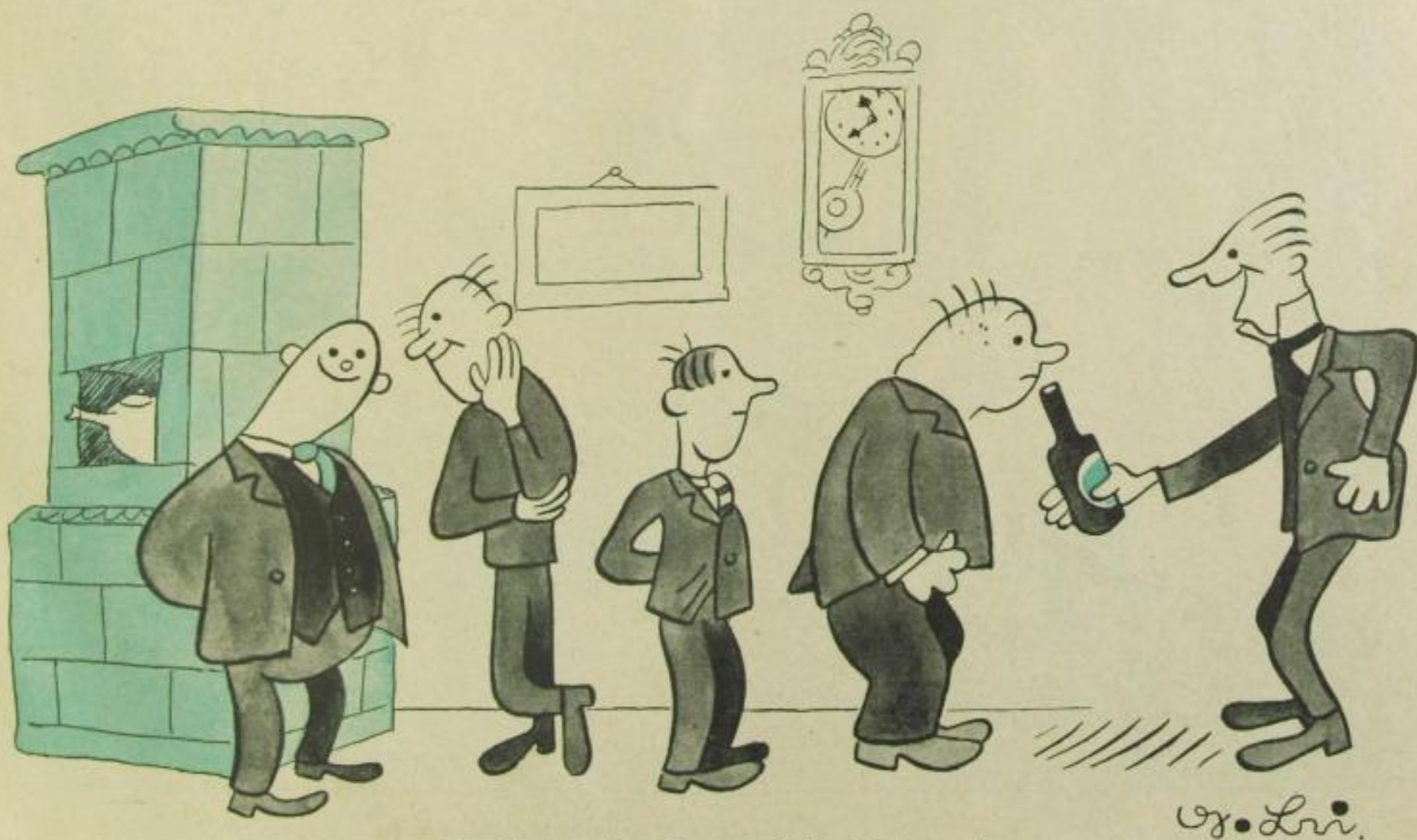
Hier sind ein paar Notizen:

Das Steckenpferd wurde geboren nach der Zerstörung von Troja. Den Touristen des klassischen Altertums wurden auf dem berühmten Schlachtfeld von den damaligen Cooks kleine Holzpferdchen zum Andenken und als Mitbringsel für die Kinderchen zu Haus angeboten. Diese Holzpferdchen waren hohl wie das berühmte trojanische Pferd und beherbergten in ihrem Bauch kleine Bleisoldaten. Jene Reisenden aber, die

sich diese luxuriösen Kriegsandenken nicht leisten konnten, kauften für ihre Kinder eine billigere Nachbildung: einen geschnitzten Pferdekopf mit einem Stecken daran.

Sokrates wurde einst von seinen Freunden dabei betroffen, wie er mit einem solchen Steckenpferde spielte. Er brachte seinen Kindern grade bei, wie man sich mit dem Spielzeug am besten vergnügt. Seitdem sagt man von einem, der etwas Unernstes, etwas Absonderliches mit Leidenschaft betreibt: Er reitet ein Steckenpferd!

Das Steckenpferd ist der Vater des Spleens. Seine Mutter ist die Melancholie. Albrecht Dürer war der



Ger. Br.

Der Kenner aller Liköre auf dem Erdenrund

Wenn er gut gelaunt ist, läßt er auserwählte Gäste einmal an einer seiner sorgsam gehüteten Flaschen — riechen!



Der Schrecken des Salons

Immer erzählt er die gleichen Witze, die schon bei der Einweihung der Cheops-Pyramide als veraltet zurückgewiesen wurden, und freut sich, wenn er einmal ein neues Opfer findet, das die Witze noch nicht kennt.

Meinung, daß die Melancholie die Philosophie geboren habe und die Mathematik. Den Spleen hat sie sicher ge-

boren, jene Sucht nämlich, etwas zu tun oder zu haben, was niemand uns nachmachen oder nehmen kann. Einige haben geglaubt, daß der englische Nebel, der dem Menschen ein besonders drückendes Gefühl der Einsamkeit gibt, die Melancholie erzeuge, die den Spleen gebiert. Der Spleen aber ist älter als der Teil der Geschichte Englands, den wir kennen.

Sueton, der römische Historiker, hat in seiner Geschichte der Cäsaren besonders liebevoll die Steckenpferde der Herrscher aufgezählt, so Neros Einbildung, um ein Beispiel zu nennen, daß er nur durch ein grünes Monokel, einen geschliffenen Smaragden, sehen könne. Vielleicht erzeugt die dünne Luft, die um die gekrönten Häupter weht, eine Art besonderer Steckenpferde, die den

Ausgeburten des englischen Nebels ähnlich sind. Hinter den Steckenpferden der Könige galoppieren gleich



Betreten verboten!

Es gibt so manchen Gartenbesitzer, dessen Steckenpferd es ist, wenn die Wege immer schnurgerade geharkt sind. Wehe dem, der es sich einfallen lassen wollte, das Meisterwerk durch einen Fußabdruck zu entweihen . . .



Steckenpferde, mit denen man sich besonders beliebt macht

Der neue Zuwachs der häuslichen Menagerie muß untergebracht werden, ein kühner Griff in den Vorratsschrank, und schon ist Platz für die Grösche geschaffen.

die der großen Geister, der großen Künstler und der großen Leute. Rossini, der Komponist, war ein leidenschaftlicher Koch. Die Tournedos à la Rossini waren berühmt. Als einer seiner Verehrer, vor die Wahl gestellt, vom Meister zum selbstbereiteten Essen eingeladen zu werden oder eine seiner Opern anzuhören, das Opernbillet nahm, ließ ihn Rossini fallen.

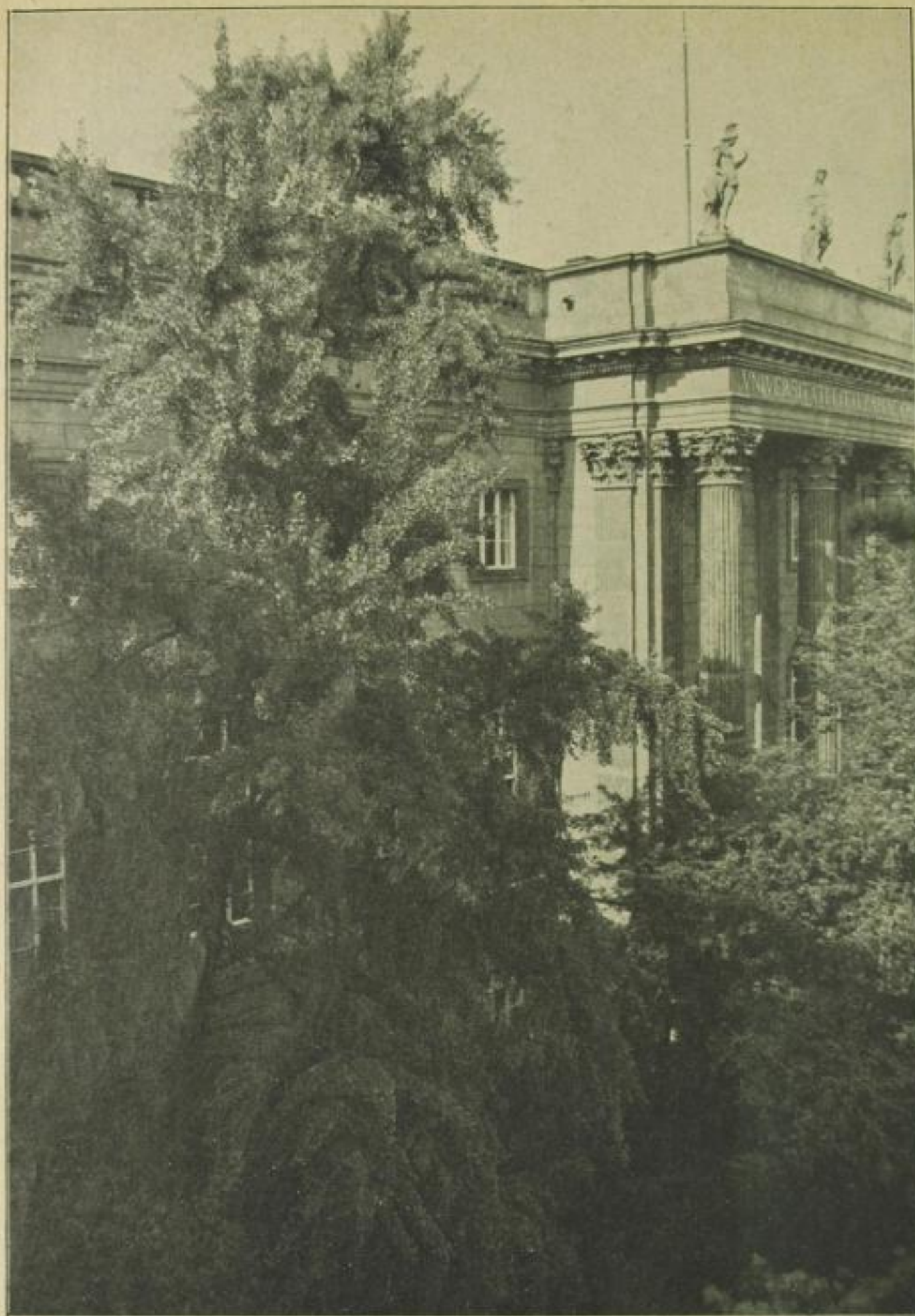
Darwins Gärtnerseele trieb den Philosophen so lange auf die Tulpenfelder, bis sein Gehirn nur noch arbeiten konnte, wenn Tulpen in der Nähe waren.

Das Steckenpferd ist der Ausdruck dessen, was wir eigentlich tun und sein möchten, es ist unsere zweite Seele.



„Brauchen Sie die Zigarettenbilder?“

Eine Szene, die man täglich am Tabak-Kiosk beobachten kann.



Fot. Seidenstücker

Ginkgo-Baum aus der Goethe-Zeit vor der Berliner Universität

In deutschen Parks und Gärten begegnet man ab und zu einem seltsamen Baum, dem Ginkgo biloba. Der Name stammt aus China (kinko = Goldfruchtbaum). Dort und in Japan wird der Baum häufig an Tempeln angepflanzt. Erst im 18. Jahrhundert führte man ihn nach Europa ein, wo er zur Zeit der Romantik sehr beliebt wurde. Auf das auffällig zweiteilige Blatt bezieht sich Goethes wundervolles Liebesgedicht an Marianne von Willemer im „Westfälischen Divan“:

Dieses Baumes Blatt, der von Osten	Ist es Ein lebendig Wesen,
Meinem Garten anvertraut,	Das sich in sich selbst getrennt?
Gibt geheimen Sinn zu kosten,	Sind es Zwei, die sich erlesen,
Wie's den Wissenden erbaut.	Daß man sie als Eines kennt?

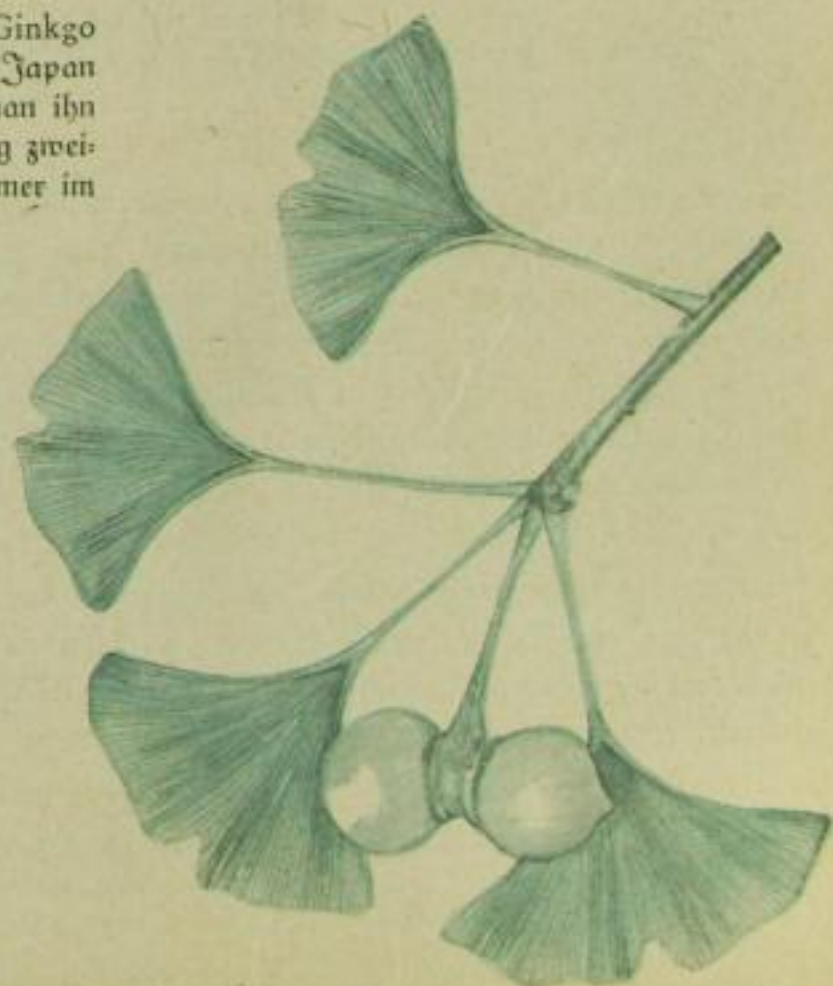
Solche Fragen zu erwidern,
 fand ich wohl den rechten Sinn;
 Fühlst du nicht an meinen Liedern,
 Daß ich eins und doppelt bin?

Wolfgang von Goethe.



Ginkgo
 biloba

Der Gast
 aus dem
 Fernen Osten





Fot. Emile Gos, Lausanne

Dampferfahrt durch den Mittagsfrieden
Blick über den Genfer See auf die dunstverhangenen Wände der eisbedeckten Bergriesen.



Das Zweite ICH im Zauber- glas

Vom Spiegel
und seiner
magischen Kraft

Die Tänzerin und ihr Ebenbild

Fot. Bieber

Ob in Spiegeln Seelen wohnen können, die sich aus ihren Körpern fortgeschlichen haben und nun zu allerlei Spuk aufgelegt sind, wage ich nicht zu entscheiden. In der Schule habe ich die physikalischen Gesetze kennengelernt, die für die Lichtbrechung an Spiegeln gelten, sie waren leicht zu verstehen und, wie mir schien, ohne tiefere Bedeutung. Wenn es nach ihnen ginge, so hätte ich in jenem venezianischen Spiegel, der in einer Ecke des Palazzo Medici in Florenz hängt, mich selbst im Strohhut und mit neugekauften Handschuhen in der Hand, erkennen müssen. Indessen traten nach langer Zeit aus der vor Alter goldbraun gedunkelten Spiegeltiefe zwei oder drei hochmütige Köpfe hervor, die wesenlos durch mich hindurch schauten. Die letzte Spur ihres Lebens — während die Körper in Gräften längst

zerfallen waren — bewahrte dieser Spiegel. Hätte ich die Kraft gehabt, den Spiegel zu zertrümmern, so wären diese herzoglichen Schatten erlöst gen Himmel oder zur Hölle gefahren. Aber da nahte eine lärmende Reisegesellschaft, der Führer öffnete weit die Fenster und ließ den Tag herein. Der Spiegel erblindete vor meinen Augen.

*

Ohne Zweifel ist der Spiegel das einzige Zauberinstrument, das bis auf den heutigen Tag nichts an magischer Kraft eingebüßt hat. Er macht aus eins zwei, er macht aus dem Ich ein Du. Wer hat sich nicht schon manchmal dabei ertappt, wie er selbstvergessen vor einem Spiegel stand und sich darin „festgesehen“ hatte? Freilich — man kann

sich auch am Feuer „festsehen“ und eigentlich an allem Glänzenden und Glitzernden — aber beim Blick in den Spiegel ist nicht nur unser Auge ergriffen, sondern auch unsere Seele. Wir sehen uns selbst gegenüber, sehen uns ins Gesicht, beurteilen den, der uns im Spiegel gegenübersteht, als Fremden, fühlen Antipathien und Sympathien für ihn, nehmen ihn an oder lehnen ihn ab — und erschreckend merken wir plötzlich, daß wir uns gleichzeitig von innen und von außen sehen. In fremder Umgebung, besonders wenn man selbst noch in einem ungewohnten Anzug steckt, etwa auf einem Kostümfest, geschieht es häufig, daß einem einer auf dem Gang entgegenkommt, den man mit unbarmherziger Kritik abschätzt, bis man merkt, daß man in einen Spiegel gelaufen ist.

Es gibt viele Leute, nicht nur Frauen, die gern und oft in den Spiegel sehen. Sie studieren jede Miene, jede Geste genau vor dem Spiegel ein, wollen sich immer wieder überzeugen, wie sie von außen wirken, und vergessen dabei, daß sie sich eigentlich „von der falschen Seite“ kennen lernen. Denn der Spiegel zeigt ihnen ja rechts und links vertauscht. Diese Leute sind kaum je mit ihrer Fotografie zufrieden, finden sich immer schlecht getroffen und unnatürlich. Wenn man ihnen dann aber ihr fotografisches Porträt im Spiegel



Sammlung Köhler

Gespräch unter Spiegeln

Zwei griechische Frauen mit erhobenen Bronzespiegeln, deren Ränder mit Edelsteinen geschmückt sind (Malerei auf einer griechischen Vase).

zeigt, so daß sie sich sehen, wie sie es gewohnt sind, dann sind sie erstaunt über die auftauchende Ähnlichkeit.

Eine Frau unserer Zeit, die vor einem großen eleganten Spiegeltisch sitzt und ihr Antlitz zum ersten Male bewußt erkannt hat, läßt Binde die folgenden Worte sprechen:

„Mir ist etwas Unerwartetes, vielleicht Schreckliches begegnet: Ich habe mich das erstmal in meinem Leben selbst gesehen, und ich erschrak. Doch wußte ich nicht, wovon. Es war ein Wunder dort, ein nie Gesehantes. Vor meinen Augen stand es, regte sich. Nie war ein Antlitz, das mir so gefiel. Nie war Gestalt, Bewegung, die mich so entzückte. Ich wurde hingezogen, vorwärtsschreitend, selig angerührt. Ich zitterte vor Freude, war beschwingt, erwartungs-

Narziß verliebt sich in sein Spiegelbild

Eine griechische Sage erzählt von dem schönen Jüngling Narziß, der niemals die Liebe kennengelernt hatte. Da erblickte er einmal, am Rande eines Brunnens, sein Spiegelbild im Wasser und verliebte sich so unglücklich darein, daß er dahinsiechte und starb. Daher nennen wir noch heute einen allzu eitlen, in sich selbst verliebten Menschen einen Narziß. Aber etwas vom Narziß steckt in jedem Menschen, zumal im besinnlichen, feinsüßigen, künstlerischen. „Dichter sind doch immer Narziße!“ sagt W. Schlegel, und meint damit, daß niemand, der sich nicht gründlich bis zur Verliebtheit mit dem eigenen Ich beschäftigt hat, fähig sei, fremdem Sein auf den Grund zu schauen.

Unser Bild zeigt das Narziß-Gemälde, das der französische Maler François Lemoine 1728 schuf. (Hamburger Kunsthalle.)





Lichter im Spiegel

Dieses Bild, „Die Schachpartie“ in der Berliner Nationalgalerie, vereinigt alle charakteristischen Züge der Darstellungsart des Kasseler Malers Johann Erdmann Hummel (1769—1852). Hummel hat stets mit besonderer Liebe eigenartige Licht- und Spiegelungswirkungen in hervorragend sauberer Technik gemalt. Hier strömen das Licht des Mondes, das Licht der Lampe und das Licht der Kerzen zusammen. Im Wandspiegel sieht man zwei der Schachspieler, während Spiegel und Fensterscheibe das Licht der Kerzen zurückwerfen.

voll. Ein Schreck lief durch das Herz und war doch Seligkeit. Sehnsucht und Ahnung vor mir selbst — sie stiegen auf —, ich hatte mich noch nie geahnt. Ich hätte mir folgen mögen bis an das Ende der Welt. Ich ging erkennend nun dem Nahenden entgegen wie der Geliebten, wie der liebsten Freundin — ich ging mir selbst entgegen —, lebte endlich, sah mich leben. — Da geschah es, daß ich, erschreckend, mich erkannte und daß ich, mich erkennend, nun erschrak. — Und in dem Augenblick — da war ich es nicht mehr. Das Leben dort im Glas zerrann. Ich sah etwas, das floh. Mein Ich, das mir entgegenkam — mein Ich, mein ganzes lebendiges Ich —, gerann zu einem Bilde.“

*

In romantischen Erzählungen taucht häufig ein Zauber-
spiegel auf, der in manchen Augenblicken das Gesicht dessen,
der hineinschaut, häßlich oder durch Alter entstellt zurück-
wirft. Von dem Schrecken, der den Menschen dabei über-

fällt, kann man sich eine gewisse Vorstellung durch einen
kleinen Versuch verschaffen: Öffnen Sie im verdunkelten
Zimmer einen Fensterflügel und stellen Sie sich vor die eine
Seite des Glases, so daß Sie dem Gesicht eines andern
Menschen, der auf der andern Seite des Glases steht, gegen-
über sind. Dann nehmen Sie eine brennende Kerze in die
Hand und beleuchten Sie Ihr Gesicht, ohne zugleich Licht
durch das Glas auf den andern fallen zu lassen. Sie sehen
dann Ihr eigenes Spiegelbild ebenso deutlich wie das Gesicht
hinter der Scheibe, und wenn Sie beide zur Deckung bringen,
haben Sie die unheimliche Erscheinung Ihres Spiegelbildes,
das seltsam verändert und verzerrt zwar Ihren Bewegungen
noch gehorcht, aber daneben eigenes Leben angenommen hat
und durch die Mimik des andern beeinflusst wird.

Dauernd schonungslos seinem eigenen Spiegelbild ausge-
liefert zu sein, verträgt der Mensch sehr schlecht. Im Jahre
1913 berichteten die Tageszeitungen über einen Prozeß, der
zeigt, wie weit sich das Entsetzen vor dem eigenen Spiegelbild

steigern kann. In England hatte ein junger Lord seine untreue Geliebte zur Strafe auf acht Tage in ein Zimmer gesperrt, dessen Wände aus lauter Spiegeln bestanden, „um der jungen Dame fortwährend ihr Antlitz vorzuhalten, damit sie es betrachte und sich im eigenen Angesicht Besserung gelobe“. Im Laufe der Tage und Nächte, die das junge Mädchen zum Teil wachend zubrachte, bekam es vor dem ewig wiederkehrenden Bilde des eigenen Gesichts ein solches Grausen, daß sich ihr Verstand zu verwirren begann. Eines Morgens wurde die alte Dienerin durch ein fürchterliches Poltern herbeigerufen. Das Mädchen schlug schreiend mit beiden Händen in die Spiegelscheiben, um sich endlich von dem Anblick ihres eigenen Bildes zu befreien. Der herbeigerufene Arzt mußte einen Tobsuchtsanfall und plötzlich ausgebrochene Geisteskrankheit feststellen.

Das tragische Geschick des jungen Mädchens schließt eine leise Warnung für alle Menschen ein: nicht zuviel in den Spiegel zu schauen, denn es besteht immer die Gefahr, durch den Spiegel die Unbefangenheit

zu verlieren. Heinrich von Kleist gibt in seinen Prosaschriften ein Beispiel dafür. Ein schöner Jüngling wirft beim Abtrocknen nach dem Bade zufällig einen Blick in den Spiegel und bemerkt in seiner grade angenommenen Körperhaltung

eine auffallende Ähnlichkeit mit der antiken Statue des „Dornausziehers“. Er versucht, zum zweitenmal die gleiche Stellung einzunehmen, aber es gelingt ihm nicht. „Von diesem Tage, gleichsam von diesem Augenblick an ging eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Menschen vor. Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen, und immer ein Reiz nach dem andern verließ ihn. Eine unsichtbare und unbegreifliche Gewalt schien sich wie ein eisernes Netz um das freie Spiel seiner Gebärden zu legen, und als ein Jahr verflossen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die sonst die Augen der Menschen, die ihn umringten, ergötzt hatte.“

*

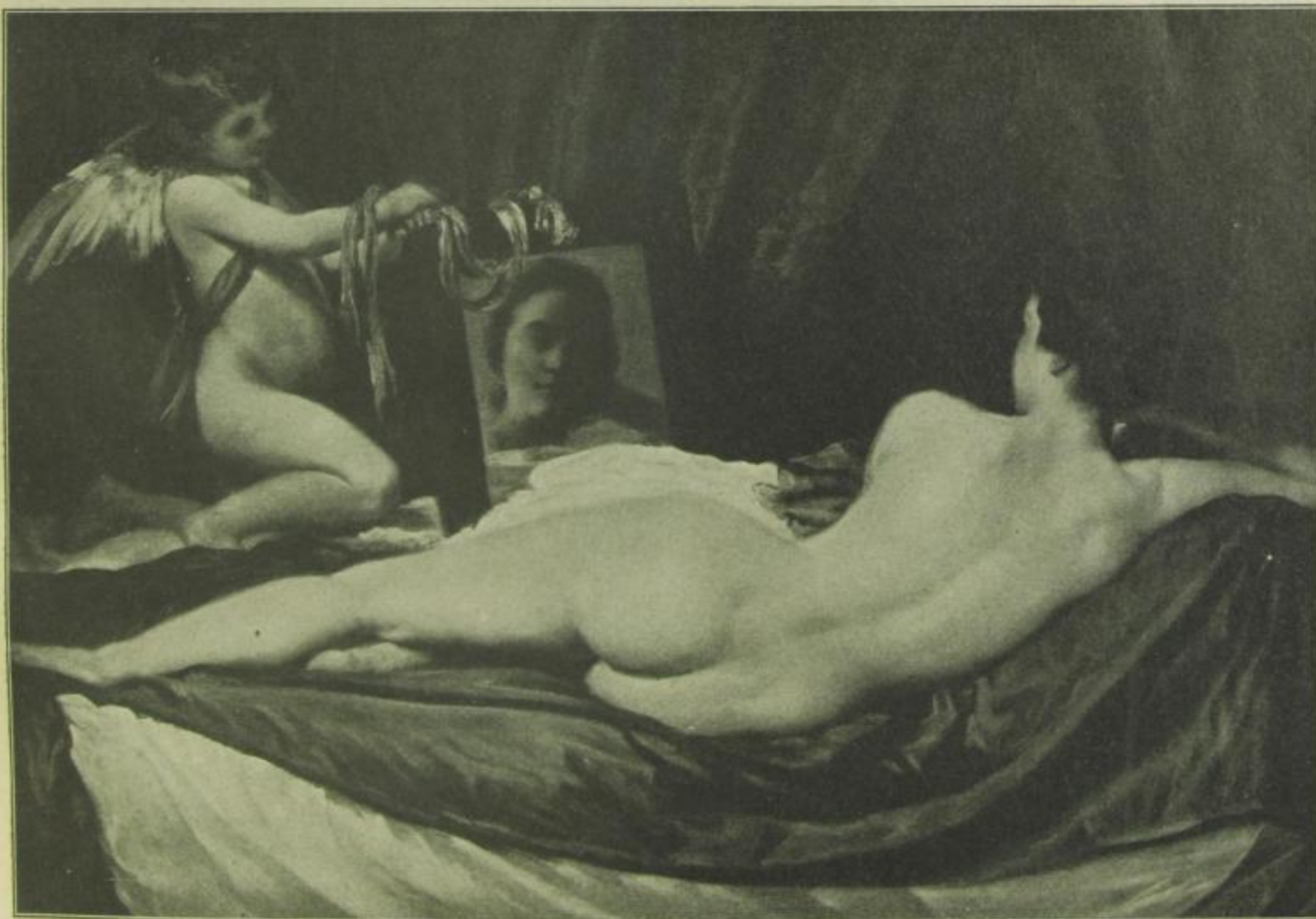
Zwischen Kindern und Spiegeln bahnt sich nur langsam ein vertrautes Verhältnis an. Im Alter von etwa einem

Das Spiegelbild

Annette von Droste-Hülshoff

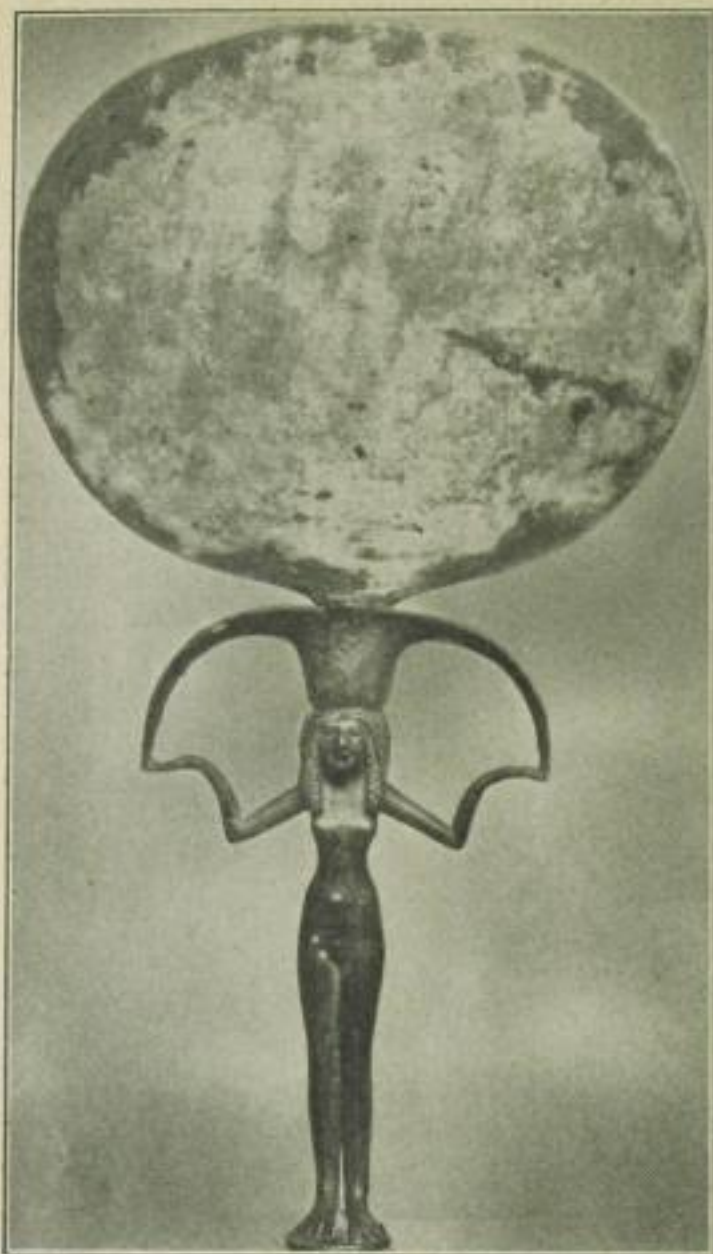
*Schaust du mich an aus dem Kristall
Mit deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich, die im Verbleichen;
Mit Zügen, worin wunderlich
Zwei Seelen wie Spione sich
Umschleichen, ja, dann flüstre ich:
Phantom, du bist nicht meinesgleichen!*

*Bist nur entschlüpft der Träume Hut,
Zu eisen mir das warme Blut,
Die dunkle Locke mir zu blassen;
Und dennoch, dämmerndes Gesicht,
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,
Trätest du vor, ich weiß es nicht,
Würd' ich dich lieben oder hassen?*



Venus vor dem Spiegel

Gemälde des spanischen Malers Diego Velázquez aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Londoner National-Galerie.



Jahr werden sie zum ersten Male auf den Spiegel aufmerksam, und zwar meist nicht durch ihr eigenes Spiegelbild, sondern wenn sie vertraute Personen, die vor dem Spiegel stehen, plötzlich zweimal erscheinen sehen. Mit unverkennbarem Erstaunen wenden sie den Kopf zwischen dem Menschen und seinem Spiegelbild hin und her, um zu vergleichen. Aber sie sind sich anscheinend darüber klar, was Wirklichkeit und was Erscheinung ist, denn wenn man sie fragt: „Wo ist die Mutter?“, so drehen sie sich nicht zum Spiegel, sondern eben zur Mutter. Sie greifen aber immer wieder hinter das Glas, um sich zu vergewissern, daß niemand dahinter versteckt ist. Erst langsam lernen sie, daß notwendigerweise alle Dinge vor dem Spiegel darin ihr Abbild erzeugen. Dann vergnügen sie sich auch mit ihrem eigenen Spiegelbild, gestikulieren, schneiden Grimassen und reden es mit dem eigenen Vornamen an.

Bei einem blindgeborenen Knaben, der erst mit 6 Jahren durch eine Operation sein Augenlicht erhielt, dauerte es viele Tage, bis er davon zu überzeugen war, daß der Junge im Spiegel er selbst sei. Er hielt den Spiegel für ein Fenster, war aber merkwürdigerweise nicht zu bewegen, den Jungen, den er durch das vermeintliche Fenster sah, anzureden, was er mit Personen, die tatsächlich hinter einem Fenster standen, ohne weiteres tat. Offenbar war er überzeugt, aus dem Spiegel heraus doch keine Antwort zu bekommen. Er hatte also bestimmt das Gefühl von etwas Besonderem, ohne es wochenlang verstehen zu können.

Bronzespiegel vom Ufer des Nils

Aus dem alten Aegypten (um 1000 v. Chr.) stammt dieser Bronzespiegel, dessen Griff eine schlanke Mädchenfigur bildet. Die eine Seite der Spiegelscheibe ist versilbert, die andere vergoldet. (Im Berliner Neuen Museum.)



Fot. Mai

Ein Augenblick von seltsamer Magie: Der erste Blick ins eigene Antlitz

Szenenbild aus der Berliner Inszenierung von Calderons „Das Leben ein Traum“ in der Nachdichtung von Wilhelm von Scholz (Staatliches Schauspielhaus). Der Kronprinz, der zwanzig Jahre im Turm gefangen saß und für einen Tag freigelassen wurde, wird von vier spiegeltragenden Dienern erwartet. Im glitzernden Glas sieht er zum ersten Male, erschüttert und verstört, sein Gesicht.

Besteht zwischen Männern und Spiegeln eine Fremdheit, so haben sich die Frauen sehr bald den glitzernden Scherben untertan gemacht. Sie sind weniger zweifelsüchtig, es gibt kein Zauber mittel, das sie nicht dem Wunsch, ihren Liebreiz zu erhöhen, unterworfen hätten. Der Spiegel als Diener der Schönheit ist so alt wie die Menschheit. In Schottland fand man polierte Steinplatten, von denen die Damen der jüngeren Steinzeit ihr Lächeln studierten, die Griechinnen benützten tragbare runde Spiegel aus poliertem Metall. Die Damen des alten Rom ließen sich goldene und silberne Scheiben, deren Rand mit Edelsteinen verziert war, vor das Antlitz halten.

Vom Tiefsinn des Spiegels haben uns die Alten wenig überliefert, es sei denn, man erinnerte sich der berühmten griechischen Sage von dem Jüngling Narziß und seinem Spiegelbild im Wasser oder der schönen chinesischen Geschichte von dem Mädchen, das ohne Spiegel aufgewachsen war. Seine Mutter war früh verstorben. Der Vater hatte Sorge getragen, daß dem Mädchen niemals ein Spiegel vor das Gesicht kam. Als es nun erwachsen war und sehr klagte, daß es niemals seine Mutter gesehen habe, versprach ihm der Vater, durch einen mächtigen Zauber das Antlitz seiner Mutter zu beschwören. Er brachte einen Spiegel herbei und ließ das Mädchen hineinschauen. „So schön und jung bist du, meine Mutter“, sagte das Mädchen und fiel bewundernd vor seinem Spiegelbilde, das es nicht erkannte, in die Knie.

Solange der Spiegel das intime Gerät der Frau blieb, gehörte er zu den Zeichen der kleinen Magie. Man trug



Sammlung Köhler

Das Spiegelbild in der Bratpfanne

Wenn bei einer mecklenburgischen Hochzeit die Braut den Kranz gegen die Frauenhaube vertauscht hat, wird ihr eine blankgeputzte Pfanne als Spiegel vorgehalten. Eine sinnvolle Mahnung, Wirtschaft und Haus immer so blitzblank und sauber zu halten.

ihn im 12. Jahrhundert am Gürtel und am Hals als Amulett oder Talisman und trieb mit ihm abergläubische Künste. Die große Magie des Spiegels begann mit der Erfindung des Glasspiegels im Mittelalter. Das kleine, bewegliche Requisite wurde zum architektonischen Zierat, es fing an, den Raum zu beherrschen, den Raum zu verzaubern und alle, die sich in ihm bewegten. Er belanerte das Leben und sog es in sich ein. Nachts, wenn alle Lichter verlöscht waren, und nur der Mond durch das Zimmer geisterte, traten die Schemen, die der Tag in ihn hineingebannt hatte,

hervor und spielten noch einmal, stumm und wesenlos, was in der Körperwelt schon vergangen war. Man verhüllte den Spiegel, um Gespenster nicht anzulocken, die in den alten Schlössern und Gemäuern um die Geisterstunde auf und nieder schwebten.

Dem schweifenden Geiste des Barock machte Zauberer Spiegel seine tiefste Reverenz: jedes Schloß mußte seinen Spiegelsaal haben. Hier entrückte der Spiegel im Gegenspiel das „Du“ aus dem „Ich“ ins Unberechenbare, ins Unendliche. Kein anderer als Luzifer, der Teufel in Lichtgestalt, kann der Erfinder dieses

Kultur aus zwei Welten

Vornehme Japanerin in einem prächtigen alten Seidengewand vor einem modernen europäischen Toilettenspiegel.



Fot. Skandinavische



Spiegelsaal im Schlosse zu Versailles

Dem schweifenden Geiste des Barock machte Zauberer Spiegel seine tiefste Reverenz. In Frankreich begann es, die kleinen Fürsten in kleinen Ländern ahmten es nach: jedes Schloß mußte seinen Spiegelsaal haben. Freilich, das war ein Uebersteigern jeder Illusion, ein Grenzen- und Mauer sprengen ohnegleichen. Der Raum ver Hundertfachte sich, die Kerzen vertausendfachten sich, und die festliche Menge in bunten Röcken und goldleuchtenden Uniformen wandelte unabsehbar durch kristallne Gefilde, während man dort zugleich im engeren Kreis unter sich weilte. Der Spiegelsaal von Versailles, 72 Meter lang, 1679 unter Ludwig XIV. erbaut, enthält siebzehn kostbare Spiegel nach venezianischem Geschmack gegenüber den siebzehn großen Bogenfenstern. Er hat als Vorbild gedient für den Spiegelsaal im Schlosse Herrenchiemsee, dem Märchenpalast des Bayernkönigs Ludwig II.

schimmernden Trugs sein, der im Widerspiegelbild das Hergeneinmaleins „aus eins mach drei . . .“ zaubermächtig übertrumpft.

Hier aber lauert auch schon die Katastrophe. Die männliche Phantasie bemächtigt sich dieser Trugspielerei. Die Romantik erobert sich ein weites Feld in Spiegelgeschichten aller Art, deren seltsamste E. T. A. Hoffmann zu erzählen weiß: „Da rief Erasmus wahnsinnig von tötendem Liebes-schmerz: „Muß ich denn fort von dir? Muß ich fort, so soll mein Spiegelbild dein bleiben auf ewig und immerdar. Keine Macht — der Teufel soll es dir nicht entreißen, bis du mich selbst hast mit Geel und Leib.“ Giuliettas Küsse brannten wie Feuer auf seinem Munde, als er dies gesprochen, dann ließ sie ihn los und streckte sehnsuchtsvoll die Arme aus nach dem Spiegel. Erasmus sah, wie sein Bild unabhängig von seinen Bewegungen hervortrat, wie es in Giuliettas Arme glitt, wie es mit ihr im seltsamen Duft verschwand. Allerlei häßliche Stimmen meckerten und lachten in teuflischem Hohn; erfaßt von dem Todeskrampf des tiefsten Entsetzens sank er bewusstlos zu Boden.“

Hier ist also die Verzauberung bis zu jenem Punkt gediehen, wo das Spiegelbild aus dem Du zu einem zweiten

Ich wird, die Trennung ist vollkommen, der Spiegel hat den Doppelgänger erzeugt. Links verkehrt sich nicht mehr in Rechts, die Spiegelsymmetrie ist aufgehoben. Der Spiegel-mensch lebt, Erasmus, der wirkliche, ist zu einem Schemen geworden, den keines Spiegelglases Tiefe zurückwirft.

Wir modernen Menschen wissen, daß sich keines vernünftigen Mannes Spiegelbild jemals selbständig gemacht hat . . . im Spiegel. Aber in seiner Seele, die des Spiegels Spiegel ist? Dort mag es geschehen, daß das zurückgestrahlte Abbild ahnungsvoll der Zukunft entgegenseilt, da mag es sein, daß hinter der wohlbekanntesten Gestalt die Maske des Verfalls erscheint. Der Spiegel kann zum furchtbarsten Ankläger werden, vor dem blühenden Glas stirbt jede Selbstlüge.

„Der Spiegel ist der Ausdruck der inneren Verfassung des Menschen“, sagt Binding. „Das Suchende, Unsichere, Leere, Morbide, dem jeder mit Angst bei sich und andern begegnet, wirft das Glas dem Suchenden, Unsichern, Leeren, Morbiden zurück. Aber er wird selten Gelegenheit haben, das Selbstsichere, Urwüchsige, Beherrschende, Großartige, Ueppige, Kraftvolle zu spiegeln, das des Spiegels niemals bedarf.“

GEOFFREY
WILLIAMS



Das Lieblingsbuch
Zeichnung von G. Williams



... ein Gemir von Eisenstücken auf einem kaum durchdringbaren Mangroveholz.



Demunter wühlt und drängt es sich mit Erschauer und Bewunder in der grünen Dämmerung . . .

WALDEMAR BONSELS:

DER TIGER

Begegnung mit dem König des Dschungels

Illustrationen von Max Leitzing

Ich sehe nur noch in Bildern, was ich hier festgehalten habe, kann, daß die wenigen Personen, deren ich mich entsinne, mir noch deutlich zur Erscheinung werden. Es könnte ich nicht mehr sagen, welchen Beruf eigentlich Kofin hatte; ich sehe sein gebräuntes Gesicht, das der Schein des Lagerfeuers aufleucht und ihm ein Leben verleiht, das ich vom Tag her nicht kenne. Aufser ihm sah noch ein junger Engländer bei uns in der indischen Nacht, dessen Vater Legation bei Kony hatte, mit seiner Panje und weiter abwärts im Bekänge des Bambus, um ein zweites Feuer, ein

paar Träger, die zur Rechten und Linken, wie in Mauern von Holz, Leinen und Blech, sich zwischen Ochsenwagen und Gepäck verschanzt hatten. Man hörte den Fluß im nächst lähen Dunkel rauschen.

Was ich sehe, ist Kofins scottisches und ein wenig melandolisches Lächeln, als der junge Engländer von den großen Dschungellagen erzählte und ein wenig damit „angab“, wie man heute sagen würde, welche Erfolge und welche Beute ihm seine Jagden eingebracht hätten. Diese skeptische und beinahe ein wenig traurige Abgabe im Lächeln Kofins war

der Beginn dessen, was ich in jener Nacht am Dschungelrand erlebte und erfuhr. Wenig genug, wenn man schon unter einem Ereignis ein Erlebnis versteht, und viel, wenn man von einer Erscheinungsfestem her das Wesen zu erfassen vermag.

Er lehnte anfänglich ab, als ich forschte; die schwüle Luft und der warme Whisky, unser Lagermarsch den Cerem hin auf die Malabar-Hills zu, alles schien ihn ermüdet und verstimmt zu haben, wie auch das Geschwätz unseres Begleiters, denn er war gewohnt, in der Wildnis allein zu leben.

„Ich kenne diese Art“, sagte er grob und ablehnend, zu unserem Gefährten gewandt, aber im Verlauf seiner Erzählung mehr für mich bestimmt als für jenen, dieses Geröde antwortender Sonntagsjäger, die nach dem Morgenfrühstück mit der Pfeife im Maul und einer etwas verschärften Vogelflinte sich einen Tiger aus dem Gras holen, wie man in Irland Kaninchen schießt. Der Tiger . . .“ Er stockte und schwieg. Nun, wer auf solche Art schwieg, hatte nach meiner geringen Erfahrung etwas zu sagen. Wenn aus einem so ernst, fast rechtlosen Angesicht die Sorge spricht, die Aussicht zu überlegen möchte gering sein, ist es gut, für eine Weile mit Schweigen den Takt des fremden Schweigens als Schuld bei sich zu suchen.

Später kam es dann. Aus einem jögernden und grübelnden Versuch heraus, vom erlebten Wesen her die Erscheinung zu begreifen, und so etwa klang es:

„Wer einmal auch nur einen Panther hat schlagen sehen, wer begriffen hat, daß hier ein aus dem Gewebe des Urwalds herauszukommender Blick in einer furchtbaren Kraftigkeit den Kampf, Schtüll, Lappenschlag und Rieferschiff vollzieht, als vollzieht sich eine Entladung der Urwaldsmächte in

einem furchtbaren Lebens- und Todesausbruch, der begriff, was erst der Tiger bedeutet, dieser stille und ermattete Wanderer hinter den Stäben, dessen erfolgreiches Energiebild der Europäer kennt.

Hier an den Grenzgebieten, wo das Geäder der Zivilisation die Eigenmächte und die Urkraft des Dschungels längst vergiftet hat wie der Fusel des Organismus eines Triaktes, hat mir der hereinbrachenden Dämmerung und den abfallenden Urkräften des Gewölbes längst ein Verfall begonnen, der auch den Tiger nicht mehr als das erschauen und begreifen läßt, was er als höchste lebendige Steigerung dieser Kräfte, als ihr gewaltigstes Sinnbild darstellt. Wer den Dschungel, die Steppen, den Gang der Ströme, das Dickicht und das überwucherte Gestrüpp im abfallenden Gefälle in der Wildnis nicht kennt und erlebt hat, kennt auch den Tiger nicht.

Nur aus der strogenden Düsternisfülle dieses erstrahlenden Erdgebildes in seiner wilden Höhe und Gesundheit, das wir Urwald nennen, nur aus seinem Wechsel und seiner Kraft heraus, sind seine mächtigsten Geschehnisse zu begreifen. Wer saßt die Bilderfülle seiner Auferstehungs- und Wäberwelten, das Fluten und Glasten, das Blühen und Verwüsten dieser unübersehbaren, wie schwankenden Einseit, die der Urwald darstellt. Unsere europäischen Wälder bedürfen längst der Pflege des Menschen, der organische Ausgleich ihrer Daseinsweise ist geübt. Nimmt dagegen im Dschungel etwa ein persönliches Injekt überhand, so geübt die magische Allmacht des Waldes, in und aus sich selbst, die Vögelgesellen, die dem Erdensfried bis an die Grenze seiner naturberaubten Bedeutung weichen. Auf die Fäden der überhandnehmenden Wildherden ist der Panther gesetzt, und die Fokter und ihre Blumentweide ergänzen einander winter-

bar. Als herrlicher Wohlstand strahlt solche Wirkung in lebendiger Einheit, und der höchste Triumph dieser unberührten Allmächte, ihre Kraft als Sieg und Herrschaft über alles — das ist der Tiger.

Wieviel Frevel und Willkür bedeutet aus solcher Schau her der Abschluß des Königlichen aus den Bereichen jener schalen Ueberlegenheit, die ein sicherer Verschluss, eine feige Kugel geben. Ich kann nicht schildern, was mir durch Kopf und Blut ging, als ich im Gestänge von Schilf, in den Lichtspeeren der Tropensonne, den ersten Toten erblickte. Mir war, als sei der Urwald ins Herz getroffen und blute. Natürlich läßt sich da allerhand einwenden, zu Nutz und Frommen der längst Entarteten. Und doch rächt sich die Natur auch in uns auf einem langen schrecklichen Weg, ich will ihn nicht in Gedanken beschreiten. Diese qualvolle Ahnung ist später niemals von mir gewichen, immer noch verstehe ich das Entsetzen der Eingeborenen, ihre Todesangst, ihre Ehrfurcht, ihr Grauen vor dem Tiger besser als den Triumph selbst des kühnsten Jägers. Mag sein, ihr habt es vergessen, ich will mich daran erinnern. Vielleicht seht ihr das Richtige und ich schaue die Wahrheit.

Von Bettegerri aus, in Südmarata, im Steppenland, wo jenseits der Hügel gegen Westen der zum Meer ab-sinkende Dschungel beginnt, erging eines Tages die Bitte der Eingeborenen an mich um Hilfe gegen einen Tiger, der das Land in Schrecken versetzte. Damals war die Goa-Bahn die Küste hinab noch nicht weiter geführt als bis Cannanore, es befanden sich nicht mehr als etwa zwanzig Europäer dort, auf einem Landgebiet, weit größer als die Provinz Norwich. Den Eingeborenen waren Schußwaffen verboten, auch gab es damals kaum Hindus im Distrikt, die sie zu führen verstanden.

Nach allen Anzeichen, die sich mir boten, als ich ankam, handelte es sich hier um einen jener alten männlichen Tiger, die ein einsames, räuberisches Dasein weithin durch die Wildnis führen, die ihr Jagdgebiet häufig wechseln und an Menschenfleisch gewöhnt sind. Es ist oft bestritten worden, stimmt aber, daß solche verhärteten und bösen Exemplare, die gewissermaßen dem sozialen Leben des Dschungels entfremdet sind, keine andere Nahrung mehr suchen, wenn sie den Genuß des Menschen einmal kennen. Eine Einstellung, die ich, nebenbei bemerkt, nie recht begriffen habe, seit ich selbst den Menschen kenne.

Ueber dem Land lag ein Schrecken, der mit keinem Grauen zu vergleichen ist, das die Natur über die Menschheit bringen kann. Das Unheimliche dieser Bedrängnis läßt sich vielleicht ermessen, wenn man bedenkt, daß niemand diesen würgenden Teufel jemals auch nur zu Gesicht bekommen hatte, kaum daß man seine Spuren fand. Er kam mit der Nacht wie ein tödlicher Einschlag, der aus Angst, Schwüle und völliger Hilflosigkeit erzeugt wird, und man wußte nicht mehr, als daß hier ein Mann, dort ein Weib und hier und dort wieder ein Kind fehlten. So lautlos, so lähmend, so olle Sinne betäubend ist der Schlag des Tigers, daß kein Angstruf vernommen wird, kein Todeschrei gehört, kaum ein anderer Laut erklingt als ein dumpfer Aufschlag, vielleicht ein Knirschen, kaum später ein Rascheln im Dickicht. Und da soll nun ein Mann mit der Büchse in der Hand, im undurchdringlichen Gewese des Waldes, bei Tag oder gar bei Nacht, den Spuren des Satans zu jenem Scheibenschießen folgen, wie man sich die Tigerjagd in Europa vor-

stellt. Das hieße den Pulsschlag des Urwalds bis ins Herz verfolgen und ergründen, das hieße den Blitz einfangen, der in schwüler Atmosphäre noch ungeboren lauert.

Bevor wir Europäer die traurigen Gewalt herrscher dieser Gebiete geworden sind, kam in Indien niemand auf den Gedanken, daß dem Tiger beizukommen sei, ohne daß Tage und Wochen der Vorbereitung, Elefanten und ein Heer von Treibern, dieser armen Verurteilten, notwendig wären. Tiger, die in Fallgruben gefangen worden sind, hat man verhungern lassen, weil niemand sich in die Nähe der Gruben traute, so lange noch ein Odem von Leben aus dieser Ueberfülle der Kraftströme hauchte, die der Tiger darstellt.

Erst als ich damals drei Tage alle Künste des Aufspürens, nach meiner geringen Erfahrung, eingesetzt hatte, erfuhr ich durch einen Mohammedaner, der der englischen Sprache kundig war, daß ich der zweite Gebetene sei, und daß mein Vorgänger, der zur Hilfe herbeigerufen worden war, dem Tiger erlegen sei. Er hatte seine Spuren in ein Wäldchen hinein verfolgt und war nicht mehr daraus zurückgekehrt. Als ob man den Tiger sähe!

Als jungem Mann zeigte mir auf der Pantherjagd in den Westgates eines Tages mein alter Lehrer in Steppen- und Urwaldjagd in der Morgenfrühe die Kaze in einem Mangobaum. Wir waren dreißig Meter von diesem Baum entfernt und lagen im Ried hinter einer Bananenstaude. In jenem Baum sollte ein Panther sich geborgen haben? Der Baum war durchlichtet und spärlich belaubt, man sah sein Geäste bis an die Krone. Ich hätte geschworen, daß in jenem Baum kein lebendes Wesen Zuflucht gesucht hatte. Erst als von Ast zu Ast mein Blick der aufklärenden Stimme folgte, sah ich in einer Gabelung, dicht über dem Stamm, das Morgenlicht in einem anderen Gold und das Geäste in einem fremdartigen Schattenwurf schimmern. Tief eingeschlief, wie verwachsen, jeder vertrauten Form enthoben, schlang es sich dort am Holz hin, im Schattenspiel der Blätter geborgen, der Linienführung eingefügt. Erst nach langem Wisseren war es möglich, das Korn so auf den Körper zu legen, daß ein Bruchteil von Sicherheit entstand, das Tier möchte vielleicht getroffen, womöglich gar getötet werden.

Wer den Spuren des Tigers, des Gewaltigen, seit Jahren folgt, wer sein heiseres Keuchen im Ried des Flußufers in der Morgendämmerung vernommen hat, wenn er zur Tränke geht, und weiß, daß der Gesättigte liebt, im Dickicht nahe bei der geschlagenen Beute zu ruhen, den mögen Ahnung und Instinkt eines Tages in seine Nähe führen. Ich will es kurz sagen, da Sie es wissen wollen, ich bin ihm begegnet, und er ist mir erlegen. Nicht ich habe seinen Aufenthalt erraten, und er verriet sich nicht. Aber die Freßgier und Rauflust des Gesindels, das seiner Fährte folgt, hat ihn preisgegeben. Ist der Königliche durch das Geringe gesättigt, das er in reichem Jagdgebiet von seiner Beute verzehrt, kaum mehr als das Blut und ein Teil des Eingeweides, so überläßt er großmütig und gleichgültig den Rest seiner Beute der Gefolgschaft, die ihm im Blutgeruch seiner Jagdbahn nachstreift.

Ich hörte die Kampfstone des häßlichen gierigen Streits in der Mulde eines ausgetrockneten überdachten Bachtals und konnte die Stätte von oben her, das heißt in den Baumkronen, so weit erreichen, daß ich sie sah. Aber sehen heißt hier mehr ahnen als deutlich erblicken, es ist ein Gewirre von Sonnenflecken auf einem kaum durchschaubaren Mangroven-

dach, darunter wühlt und drängt es sich mit Gesauch und Gescharre in der grünen Dämmerung, als brodelte der Morast. Es gibt einen Sinn, einen neuen, anderen, der mit der gefährlichen und gerechten Jagd im Blut erwacht, nicht Geruch noch Gesicht, nicht Ahnen noch Schauen, nicht die Summe alles dessen, sondern mehr als dies alles. Das flimmert sich hart am Tode hin in eine bohrende Gewißheit hinein, man wird auf etwas zugetrieben und treibt richtig. Instinkt ist ein verbrauchtes Wort für dies Gewese in einer magischen Hellsichtigkeit. Begriffe wie Mut, Entschlossenheit und Tatkraft geben die Energie des Antriebs nur undeutlich wieder, der Erfolg ist ein seltsames Gebilde von Glück und Recht, man muß fromm sein, verzeihen Sie, aber fromm ist wirklich das Wort, ein frommer Töter, ein vom Weltwillen Beauftragter.

Mag sein, daß das zänkische Gesauche mein Anschleichen tarnte, ich suchte mit den Blicken die Stätte der gierigen Fresser zu umfassen und sah ein dunkles Menschenhaupt, das im Steingeröll schwankte, auftauchte, sich wandte und wieder verschwand. Fragten Sie mich jetzt, ob ich etwas gehört habe, was meinen Blick und meine Sinne von dieser Stätte des Grauens ablenkte, so wüßte ich es nicht mit Sicherheit zu sagen. Ich weiß nur, daß ich, der Urwald und das raufende Gesindel im Bachbett durch einen Ton gewarnt wurden, als erklänge eine dumpfe Metapher im

Urgewese auf, die das Blut erstarren ließ. Es war einen kleinen Augenblick totenstill unter mir, es bebte und witterte herauf wie von zusammengeschreckten und zurückfahrenden Tierleibern, es war ein zorniges, warnendes Knurren des Tigers im Dickicht. Ich vermag nicht zu sagen, ob mein Augenpaar und der Büchsenlauf, geeint zu einem vor-tastenden Entschluß, sekundenlang oder minutenlang gesucht haben, bis sich die Erlösung entlud, die man also, wie es so üblich ist und wie ihr wollt, einen Schuß nennt.

Man hört und sieht es am Aufschnellen und Niederbrechen des Betroffenen, ob der Todesstrahl in die Lebensmitte gedrungen ist.

Als ich niederstieg und das gewaltige Haupt zur Seite geworfen im Pflanzenteppich erblickte, sah ich lange nichts an als das große, tote Raßengesicht. Sie dürfen lächeln — da gab es etwas zu sehen! Die Mächtigen haben im Tode den Abglanz einer Arglosigkeit und einer Ruhe sondergleichen."





Sinkende Sonne in der tropischen Wunderwelt Haitis
Holzschnitt von Richard A. Loederer

Arbeit an der Jugend

Zusammengestellt nach Aufzeichnungen, Tagebüchern und Berichten von Kindergärtnerinnen, Fürsorgerinnen, Lehrern, Kinderärzten und anderen Menschen, die an der Jugend arbeiten

Die Jugend ist das kostbarste Gut einer Nation, ist ihre Zukunft und ihre Brücke zur Ewigkeit. Die Menschen, die für sie sorgen und arbeiten, die sie formen, bilden und schützen, tragen die schwerste Verantwortung und leben der schönsten Aufgabe einer Volksgemeinschaft. Oft scheint die Aufgabe kaum lösbar, denn die Schwierigkeiten, die ebensogut in sozialen und familiären Verhältnissen wie in der persönlichen Art des Kindes begründet sein können, sind manchmal fast unüberwindlich. Neben heiteren und einfachen Kindern stehen die düsteren und unzugänglichen. Kinder sind ebenso vielfältig verschieden wie Erwachsene. Im folgenden wird versucht, aus mündlichen und schriftlichen Berichten einen kleinen Querschnitt durch die Arbeit zu legen, die Fürsorger und Aerzte, Kindergärtnerinnen und Lehrer in stiller Unermüdlichkeit jahraus, jahrein an dem ihnen anvertrauten Gut leisten.

Gemeinschaftserziehung schon für Kleinkinder

„Gemeinschaft ist ein außerordentlich gutes Mittel, Schwierigkeiten zu überwinden“, sagt die pädagogische Leiterin einer Beratungsstelle für Schwererziehbare. Mütter und Väter kommen mit ihren Kindern zu uns, wenn sie einsehen, daß sie nach ihrer Methode nicht fertig werden. Die Beratungsstelle ist mit einer medizinischen Poliklinik verbunden, in der die Kinder zunächst auf ihren körperlichen Zustand untersucht werden. Die Leiterin stellt uns folgenden Arbeitsbericht zur Verfügung:

Eine Mutter kommt mit einem fünfjährigen Sohn herein. Der Junge ist ohne Schuhe und Strümpfe. „Jungchen, geh dich doch erst mal anziehen.“ — „Er kann es noch nicht.“ — „Warum nicht?“ — „Er kann es eben noch nicht.“ — „Hat er es denn nie versucht?“ — „Nein, er ist so ungeschickt.“ — Der Junge wird hinausgeschickt, barfuß; inzwischen erzählt die Mutter: Der Junge ist so eigensinnig, er ißt den Teller nicht leer, es dauert fast zwei Stunden, er will nicht an der Hand geführt werden auf der Straße; sie kommt aus dem Schelten und Strafen

nicht mehr heraus. Es nützt aber gar nichts. „Spielt er nicht mit andern Kindern?“ — „Nein, er wird davon so aufgeregt und schläft dann nicht ein.“

Dies ist das oft wiederkehrende Bild eines Einzelkindes — schreibt die Leiterin —, mit dem man nur Mitleid haben kann. Die Mutter macht es total falsch, das darf man ihr jedoch nicht sagen, sie meint es ja gut! Hier müssen die Erzieher „pädagogisch“ behandelt werden. Man rät der Mutter, den Jungen selbständig zu machen, ihn trotz verspätetem Einschlafen mit Kindern spielen zu lassen. Die Mutter sieht das schwerer ein als der fünfjährige Junge, mit dem man leichter fertig wird. „Willst du gern mit andern Kindern spielen?“ (Der Junge strahlt über das ganze Gesicht.) „Dann mußt du dich, wie die anderen Kinder, allein anziehen können, sonst mußt du dich ja schämen.“ (Er bekommt ein kleines Tagebuch mit und darf mit Hilfe der Mutter jedesmal ein Kreuzchen hineinmalen, wenn er in zehn Minuten seinen Teller leer hat, und einen Strich, wenn er sich allein angezogen hat. Der Junge findet das großartig

und verspricht alles. Gemeinschaftserziehung, fröhliches Spiel mit anderen Kindern und geschickte Ueberredung verwandelten den trotzig kleinen Jungen nach und nach in ein gutes, gefügiges Kind.

Schutz der Wehrlosen

Manchmal ist das schwierige Kind nicht das Opfer einer verweichlichenden Erziehung, sondern sein Mißtrauen gegen die Menschen stammt daher, daß es das Unglück hat, gleichgültige, ja grausame Eltern zu besitzen. Das Leben solcher Kinder ist voll tiefster Tragik. Die Fürsorge greift in solchen Fällen nach Möglichkeit ein. Der folgende Bericht einer jungen Fürsorgerin in einem Verein zum Schutz der Kinder vor Mißhandlung ist ein furchtbares Dokument düsteren Großstadtlebens:

... Ich war beauftragt, den fünfjährigen Otto den Eltern fortzunehmen, den ältesten von fünf Geschwistern. Vater: Verbrecher. Mutter: schwachsinzig. Ich fand ihn völlig verprügelt in einer fensterlosen Kammer, aus der er fast nie herausgekommen war.

In Todesangst vor neuen Schlägen klammerte er sich an meine Hand und sah mich flehentlich an. Selbst in diesem Augenblick beschimpften ihn die Eltern. Otto kam mit mir, ohne sich nach ihnen umzusehen. Als wir draußen waren, sah er sich ganz erstaunt um. Der Kontrast zwischen der finsternen Kammer und dem lebendigen Leben beeindruckte ihn tief. Ganz plötzlich jauchzte er laut auf. Dieser Laut wird mir nie aus den Ohren und aus der Erinnerung gehen.

Endlich sprach er sein erstes Wort: „Otto lieb, nicht hauen!“ — Immer wieder brach sein Mißtrauen durch: „Otto lieb, nicht hauen!“ . . . Am Abend auf der Fahrt in unser kleines, liebes Kinderheim G. strahlte sein Gesicht auf über den untergehenden Sonnenball. Aber als der Lannenwald die Sonne verdeckte, begann er zu schluchzen: „Weihnachtsbaum ungezogen, Ball kaputt gemacht! Otto lieb, nich kaputt gemacht . . .“ Ganz langsam nur konnte man ihm eine Welt voll Liebe und Freude erschließen.

Konflikte um 20 Pfennig

Ebenso stark, wie die Kinder ihre Eltern ablehnen, wenn sie von ihnen mißhandelt werden, stehen sie für ihre geliebten Eltern ein. Eine junge Lehrerin aus einem Kinderheim erzählt:

... In unserem Heim ist Kasperle-Vorstellung. Eintritt zehn Pfennig. Ich sitze an der Kasse. Der achtjährige Peter H. steht schon einige Zeit mit seinem dreijährigen Bruder an der Hand vor dem Eingang. Sie schauen sehnsüchtig in den Saal. Schließlich frage ich: „Peterle, möchtet ihr denn nicht hineingehen?“ — „Joaa“, sagt Peter und rührt sich nicht. Es ist etwas sonderbar vorsichtig Prüfendes in diesem „Joaa“. Ich frage: „Hat dir deine Mutti das Eintrittsgeld mitgegeben?“ — Peter, sehr schnell und betont: „Meine Mutti weiß gar nicht, daß wir hier sind. Sie hat keine Ahnung.“ — Im gleichen Augenblick flüstert mir eine andere Lehrerin, mit der Peters Mutter befreundet ist, zu, Frau H. habe sie sehr gebeten, den Betrag für die Kinder auf zwei Tage auszulegen. Sie sei augenblicklich in Geldverlegenheit und hätte Peter auch beauftragt, die Lehrerin um die 20 Pfennig zu bitten. Peter hat das aber nicht getan.

Was ist hier los? Mein erster Impuls ist, Peter zur Rede zu stellen. Aber im nächsten Augenblick sage ich mir: erst die Ursache und dann die Wirkung bewerten, und gebe

ihm stillschweigend die Eintrittskarten. Meine Kollegin erzählt mir dann, daß Peters Mutter schwer mit wirtschaftlichen Sorgen kämpft, es aber nach Möglichkeit nicht merken läßt. Es hat sie auch heute große Ueberwindung gekostet, die Freundin um die 20 Pfennig zu bitten. Und Peter hat das alles verstanden. Er hat die Lehrerin nicht gebeten, er hat gelogen, um seine Mutter zu schützen. Und ich? — Ich habe es Peter nie erzählt, daß ich um alles wußte . . .

Sie kommen in die Schule

Wenn sie der Welt der Krippen, Heime und Kindergärten entwachsen und in die Schule kommen, werden von ihnen die ersten Leistungen gefordert, und die bewußte Verantwortung fängt an. Manche Kinder, die den Anforderungen der Schule nicht genügen, bereiten den Eltern erneut Schwierigkeiten und lenken sie in die Sprechzimmer der Eltern-Beratungsstellen. Die Leiterin einer solchen Sprechstunde berichtet:

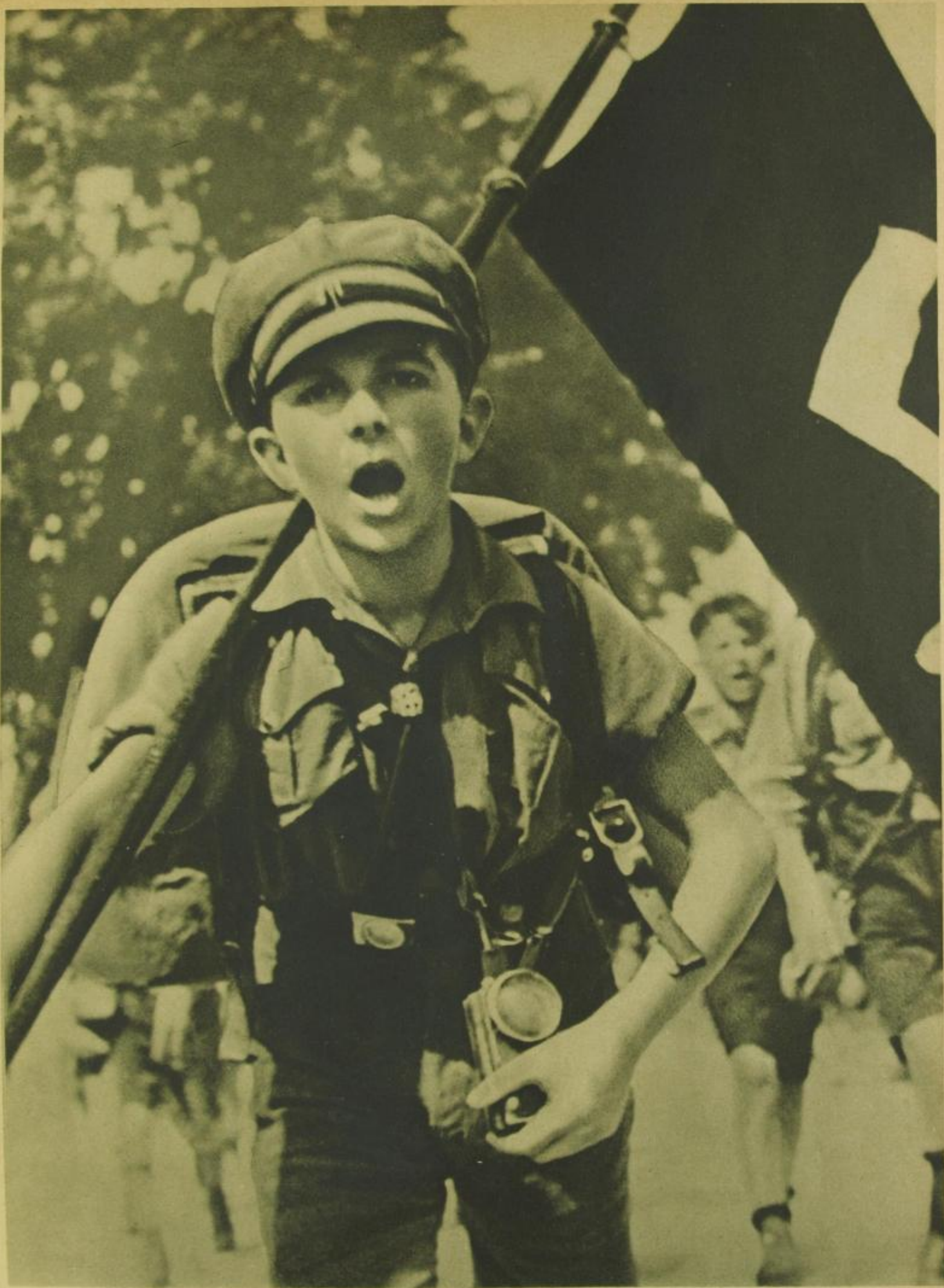
Dem Kind, das es schlecht hat, steht das Kind gegenüber, das es „zu gut“ hat, von unverständigen Eltern verzärtelt und dadurch verdorben wird. Da ist ein zehnjähriger Junge, der ein Ohrenleiden hat. Er bringt seine ängstliche Mutter in die größte Aufregung, indem er behauptet, seine Beine wären zu schwach, ihn zu tragen. Mitten auf der Straße bittet er sie, ihn nach Hause zu tragen. Die Mutter gewährt ihm die Bitte zum Erstaunen aller Vorübergehenden. — Ein zwölfjähriges Mädchen macht ein höllisches Gebrüll, weil sie in einem Siedlungshaus eine Treppe höher allein einschlafen soll. Die Mutter glaubt an eine Nervenkrankheit und geht täglich mit dem Kind um 9 Uhr hinauf, bis es eingeschlafen ist. — Ein Quartaner erbricht jeden zweiten Vormittag in der Schule, mit großer Sicherheit dann, wenn er eine Klassenarbeit zu schreiben hat.

Unsere Methode, erzählt die Leiterin der Beratungsstelle, ist folgende: Wir nehmen Fühlung mit den Kindern. Wir loben ihren kräftigen Körper, ihren guten Willen, wir erzählen von dem Spaß, mit den Kameraden um die Wette zu rennen, oder von dem Stolz anderer, der Mutter ritterlich zu helfen und ihr Hausarbeit abzunehmen. Die kleinen Zuhörer werden meist schnell zutraulich, weil sie eine solche „Strafpredigt“ nicht erwartet hatten, sie wollen ja gar nicht die unselbständigen Kinder bleiben, sie sehen neue Möglichkeiten, die sie erfüllen. — Den Eltern zeigen wir einen neuen Weg, Kinder zu gesunden Menschen zu machen, indem man sie nicht länger der Kameradschaft beraubt, die sie als ihr Element brauchen. Einzelne schickt man in Jungvolkgruppen, andere in Horte, und am glücklichsten sind die Kinder, deren Eltern zu der Einsicht gelangen, daß nur durch mehrere Kinder das bisher einzige glücklich und gesund werden kann.

Frühe Hilfsbereitschaft und Verantwortungsfühl.

Eine Säuglingsfürsorgestelle gibt durch ihren Bericht ein Bild aus dem Kinderleben im Berliner Norden. Eine Fürsorgerin schreibt dazu:

Werner kommt in die Säuglingsfürsorge, um für seine beiden kleinen Schwestern Milchgutscheine zu holen. Die jüngste ist krank, sie kann die Hitze schlecht vertragen, und die Dachwohnung bietet wenig Schutz gegen die Sonnenglut. Die Mutter pflegt sie, so gut es geht. Wenn sie mit der Arbeit fertig ist, hämmert sie in der Küche an einer Kiste herum, das soll bis Weihnachten eine Puppenstube für die kleinen Mädchen werden. Der Vater hat die Familie ver-



Fot. Grimm

Unsere Fahne flattert uns voran . . .

Die Kurve

Aufnahmen Herbert Hoffmann



Der Außenbordfahrer steuert mit seinem schnittigen Boot die Kurve an . . .



. . . vorsichtig fühlt er nach links . . .



. . . dann reißt er das Steuer herum . . .

Rattern und Demuten der Motoren hallt über den See. Weiße Schaumfontänen schieben neben den schlanken Booten auf, die das Wasser schneiden oder auf ihm dahinrutschen, als wäre der Luftdriftige hinter ihnen her. Waber Luftsprünge verdrängen die Außenborde in den Gewaden, gefährlich wird es dann in den Kurven. Hier hilft es gefährlich will steuern und das Körpergewicht verlegen, um ein Kentern zu vermeiden. Schwach liegt der Außenbordfahrer hinter seinem Steuercockpit, um möglichst wenig Luftwiderstand zu haben — oft entscheiden Sekunden das Rennen. Der größte Feind ist der Wellengang. Dann tanzt das kleine Fahrzeug auf den Kammern des Sees, und der kühne Fahrer in seiner Deljade muß besonders in den Wendepunkten seine ganze Kurventechnik anbieten. Ein raffiger Sport — und in seiner Gefährlichkeit schön!



. . . stellt das Steuer wieder gerade, gibt Vollgas . . .



. . . und rast mit größter Geschwindigkeit die Gerade hinunter



Tausend glitzernde Perlen sprühen empor

Fot. Balz

lassen, nachdem er drei Jahre arbeitslos war und das Zusammenleben unerträglich wurde. Manchmal, in Anfällen völliger Mutlosigkeit, hatte er, was ihm grade in die Hand kam, ins Feuer gesteckt und von den Kindern verlangt: „Zieht euch aus, wir wollen das Zeug verbrennen, es hat ja doch alles keinen Zweck.“ — Werner hatte dann die Vierjährige an die Hand genommen und den Kinderwagen mit dem Säugling in das Zimmer geschoben und hinter sich und den Geschwistern die Tür abgeschlossen. Seitdem die Eltern geschieden sind, fühlt sich Werner erst recht mitverantwortlich für alles, was in der Familie geschieht. Hier bei der Milch-Kartenabgabe weiß er genau Bescheid, denn er ist oft mit der Mutter zusammen gekommen und hat ihr geholfen, die Kleinen auszuziehen, wenn sie sie dem Arzt vorstellen wollte. Er weiß, wo er sich anstellen, wo er unterschreiben muß, und wartet geduldig die lange Zeit, bis er an die Reihe kommt. Jemand fragt ihn, wie alt er denn sei. Er antwortet, er habe grade gestern Geburtstag gehabt. Freundlich wird gefragt, was er denn bekommen habe. Eine Nachbarin hat ihm eine Mark geschenkt; was er sich denn Schönes dafür gekauft habe, wird weiter gefragt. Werner antwortet verwundert: „Ein Brot und für die Mutter ein Mittag. Ich bin neun Jahre geworden.“

Sehnsucht nach Ordnung, Freundlichkeit und Helle

Ein Beispiel aus dem Wartezimmer der Säuglingsfürsorge: Zwei Mädchen von etwa zwölf Jahren.

Wir denken, sie warten wohl auf die Mutter oder auf eine gleichaltrige Freundin, die ein kleines Geschwisterkind wiegen und sich von dem Arzt beraten läßt. Als die Sprechstunde zu Ende und das Wartezimmer leer ist, sitzen die Mädels immer noch da. Befragt, was sie denn wollten, antworteten sie: „Nichts!“ — Warum sie denn gekommen seien, was ihnen denn so gut gefiele, daß sie gar nicht wieder fortgehen wollten, fragen wir sie. Mit einer Armbewegung, die den ganzen Raum umfaßt, antwortet eine: „Hier ist es sooo schön und hell!“

Dies bißchen Helligkeit — man kann es noch nicht jedem Kind für immer verschaffen. Auf ihre Gesundheit aufpassen, das freilich kann man und tut es nach Kräften.

Der Schularzt paßt auf

Ein Gemeindeschularzt stellt einige Aufzeichnungen aus seinem Tagebuch zur Verfügung:

Die Lehrerin läßt den ersten Patienten noch draußen warten. Sie hat bei dem zehnjährigen Kinde Ursula B. so manches bemerkt, was ihr unklar ist. Das Kind, das früher gut lernte, versagt in letzter Zeit auffallend in der Klasse, ist teilnahmslos, beteiligt sich nicht an Spielen, schrickt leicht zusammen und wird zusehends blässer und elender. Wir vermuten schlechte häusliche Verhältnisse. Wir lassen das Mädchen eintreten. Blasses, müdes Gesicht, stumpfe erloschene Augen, allgemeine Depression. Die körperliche Untersuchung ergibt keinen krankhaften Befund. Aber auch eine Kinderseele kann krank sein. Rücksprache mit der besorgten Lehrerin: hier liegt eine Aufgabe für die Schulfürsorgerin vor. Ein unauffälliger Hausbesuch wird vielleicht Klarheit bringen. Auf alle Fälle wird dieses Kind zur Verschickung vorgemerkt. Wechsel der Umgebung, frische Luft und Umgang mit anderen Kindern hat schon vielfach geholfen. Kinder vergeßen schnell.

Der Bericht der Schulfürsorgerin ist kurz, aber aufschlußreich. Der Vater ist Trinker, kommt betrunken nach Hause, bedroht die Mutter, alles in Gegenwart des Kindes. Der amtliche Apparat der Fürsorge beginnt zu arbeiten. Ziel und Aufgabe: Rettung des Kindes, Heilung des Vaters mit seiner Zustimmung oder gegen seinen Willen.

Ein Mädchen kommt herein. Es hatte Diphtherie und möchte nun brennend gern wieder zur Schule: „Eigentlich“, erzählt die Mutter, „ist die Helga ja erst acht Tage außer Bett, aber ich kann sie nicht länger halten.“ Das ist schlimm, denn die Untersuchung ergibt nicht den einwandfreien Befund, der für das Kind und die Schule erforderlich ist. „Noch acht Tage Ruhe, dann wird es gehen!“ Das Kind erkennt meine Autorität an, die aus unerforschlichen Gründen sogar die der Eltern übertrifft. Es ist ein wenig traurig. Ein freundlicher Händedruck. Wir scheiden als gute Freunde.

Die anderen sind die, denen das häusliche Leben mehr zusagt als die Disziplin der Schule. Sie sind gern krank, weil sie verwöhnt werden wollen. Sie möchten nach der Krankheit recht lange zu Hause bleiben. Solche Kinder werden von dem Arzt mit aller Entschiedenheit in die Schule geschickt. Die ärztliche Sprechstunde war der Uebergang zum Leben in der Schule.

In die Beratung hinein bringen größere Jungen einen Sextaner vom benachbarten Gymnasium. Er ist beim Turnen gefallen und kann nun nicht mehr gehen. Merkwürdig unbestimmt sind die Angaben des Jungen über Schmerzen. Also genaueste Untersuchung! Das Ergebnis: leichte oberflächliche Hautabschürfungen. Dann Aussprache unter vier Augen. Der Junge ist schlechter Turner, der Turnunterricht macht ihm keinen Spaß. Mit dem Turnlehrer steht er nicht gut. Aus seinem Unfall wollte er einen Vorstoß des Lehrers herleiten, der nicht genug aufgepaßt haben soll. Unbewußtes Streben nach Befreiung von dem unbeliebten Turnunterricht, der unbewußte Wunsch, dem Lehrer etwas anzuhängen, ergaben gemeinsam die schlecht simulierten Beschwerden. Vielleicht verhindert dieser gescheiterte Versuch andere, die noch kommen sollten.

Vierzehnjährige Schulentlassene sind meist aufsichtsbedürftiger als Schulkinder.

Die Fürsorge des Staates darf und kann nicht mit dem letzten Schuljahr aufhören. Das gilt vor allem für Mädchen, die den Behörden mehr Arbeit und Kopfzerbrechen machen als alle Volksschulklassen zusammen. Hier bei den Halb-wüchsigen, die im gefährlichen Alter stehen, ist liebevolle Festigkeit das einzige Mittel, eine Entwicklung abzubiegen, die sie auf die schiefe Bahn führen kann. Eine Fürsorgerin, seit zehn Jahren in der Gefährdetenfürsorge, seit sieben Jahren in Berlin tätig, erzählt:

... Die Amtsstelle, in der ich arbeite, unterscheidet sich von den üblichen Anstalten oder Heimen dadurch, daß sie eine Durchgangsstation darstellt. Wir haben keine Mädchen in Fürsorge — wir geben sie dorthin; allerdings zum Glück nicht immer. Wir hier sind nur eine Sichtungsstelle: wir bekommen die ganz jungen Dinger gebracht, die obdachlos herumlaufen und von der Polizei oder den Bahnhofsmissionen aufgegriffen, von den Gerichten uns überwiesen werden; manche kommen auch freiwillig. Wir beherbergen sie ein paar Tage, stellen fest, woher sie kommen und warum sie davongelaufen sind, lassen sie ärztlich untersuchen. Wir haben dann die Aufgabe, die Gesundheitsgeschichte der Familie zu erforschen — das ist nicht immer einfach, aber unerläß-

lich. Neben den Kranken stehen die normalen, aber verwaahrlosten Mädchen, die in Fürsorgeerziehung gegeben werden müssen, und schließlich die leichteren Fälle, die man guten Gewissens zu den Eltern zurückschicken oder in Stellungen unterbringen kann. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen hier, buchstäblich Tausende von Schicksalen ziehen im Laufe eines Jahres an uns vorbei, man kann nicht alle im Auge behalten.

Aber glauben Sie nicht, daß unsere Arbeit, die ja nun einmal der weniger glücklichen, der außerhalb der Norm stehenden Jugend gilt — glauben Sie nicht, daß sie niederdrückend ist. Wir erleben immer wieder die Freude, das Vertrauen des einen oder andern Mädchens gewinnen und einen Erfolg unserer Bemühungen sehen zu können. Ich lud einmal eine Süddeutsche vor, die ihren Eltern durchgegangen war und von ihnen gesucht wurde. Sie war leicht zu finden, sie war polizeilich gemeldet. Erst schwindelte sie natürlich, sie hätte Arbeit — in Wirklichkeit lebte sie von immer rascher wechselnden Freunden. Bis sie dann Vertrauen faßte und ihre Enttäuschung, ihren Ekel gegenüber diesem Leben gestand. Ich konnte ihr Reisegeld von den Eltern verschaffen, — sie kehrte heim, heiratete kurz darauf wieder hierher und besuchte mich jedes Jahr mit ihrem Kindchen; seit drei Monaten sind es zwei. Oder eine Handwerkerstochter aus dem Harz, die hier angewandert kam, angefüllt mit allerlei romantischen Schlagworten. Wir gaben ihr Gelegenheit zum Lernen, und jetzt, nach zwei anfänglichen Versagern, arbeitet sie schon fast ein Jahr in einer Verkäuferinnenstelle zur Zufriedenheit ihrer Brotgeber.

Arbeit — das ist natürlich der Schlüssel zu der Tür, die ins normale Leben zurückführt. Und da können wir von einer ganz gewaltigen Besserung sprechen. Die Mädels, die gesund und normal sind, bringen wir jetzt alle unter — in längstens vierzehn Tagen hat jede eine ordentliche Lehrstelle, eine Haushalts- oder auch Fabrikarbeit.

Ob ihr schon B.-d.-M.-Mädchen gebracht worden seien? — Die Fürsorgerin lacht herzlich: „Natürlich! Sie waren von Hause durchgebrannt und nach Berlin gekommen, weil sie durchaus den Führer sehen wollten!“

Fehlende Mutterliebe der Grund für Jugendverirrungen

Die Leiterin eines Erziehungsheimes für Mädchen berichtet über einige Mädchen, die die Mutterliebe so sehr entbehrt haben, daß sie Verirrungen begingen:

Ich betreute lange Zeit ein junges Mädchen, das in acht verschiedenen Pflegestellen gewesen war, bis dahin aber wenig Freundlichkeit und Zuneigung gefunden hatte, die eigene Mutter hatte sie nie gekannt. In ihrem Tagebuch fand ich ein Gedicht, das wohl teils gehört, teils selbst gedichtet war. Ihre eigene Sehnsucht nach der Mutter verwandelt sie in die Sehnsucht der Mutter nach ihrem Kind. Das Gedicht beginnt:

„Verlornes Kind, weit in der Fremde weilt mein Kind, fern von der Mutter Herz, und Tränen jetzt meine Speise sind. Was redet wohl mein Schmerz, o wo ist mein Kind wohl jetzt, geh sucht es doch, denn ich liebe es noch, o, wo ist mein Kind wohl jetzt.“

Das Gedicht schließt: „Könnt ich Dich doch noch einmal sehen, wie damals, so gut und rein, wie war unser Heim so traut und schön, es könnt noch jetzt so sein. Geh doch, such mein armes Kind und sagt ihm, ich warte noch und

wär es noch so voll von Sünd, ein Mutterherz liebt es noch: O, wo ist mein Kind!“

Die Rolle der Mütterlichkeit bei der Berufswahl

Eine besondere Form, die Sehnsucht nach Heim und Mutter zu befriedigen, grade wenn die eigene Familiengemeinschaft von wirtschaftlicher Not zerrissen oder durch mißliche Verhältnisse zerstört ist, ist der Wunsch junger Mädchen, anderen Kindern das Elternhaus oder die Mutter zu ersetzen. Hierzu stellt uns eine Berufsberaterin aus Berlin-Mitte Niederschriften zur Verfügung:

Junge Mädchen, Volksschulkinder, die ich in einem Erwerbslosenheim kennengelernt hatte, baten dringend darum, ihnen den Weg zur Kindergärtnerin oder Erzieherin zu erschließen. Sie wollten die mittlere Reife nachholen und keine Anstrengung und kein Opfer scheuen. Um die Mädchen zu prüfen, forderte ich sie auf, ihre Berufswünsche zu begründen.

Eine Sechzehnjährige schreibt:

„Ich hatte an und für sich schon immer große Lust zu Kindern gezeigt. Das Jugendamt bot mir eine Stelle in der städtischen Krippe an, was zugleich Lehrzeit bedeutete. Ich habe sehr viel Spaß und Freude, wenn ich sehe, daß die Kleinen ankommen und Vertrauen zu mir zeigen. Jedes Kind ist mir lieb und jedem bin ich gut. Gewiß habe ich manche lieber, aber ich würde es nie vorziehen und andere dadurch verletzen. Es macht mir sehr viel Spaß, wenn ich den Kleinen ein neues Spiel gezeigt habe und sehe, wie sie sich darüber freuen. Ich möchte ihnen alles das geben, was ich selbst als Kind entbehrt habe.“

Ein anderes Mädchen begründet ihren Wunsch, andern Kindern zu helfen, aus einem Erlebnis mit ihren Nachbarn:

„Wir haben eine schlechte Nachbarin, es ist fast alle Tage Krach und Lärm. Unsere Nachbarin hat ein Mädchen, es ist acht Jahre alt, und sie war früher sehr nett zu ihm. Da lernte die Frau einen Mann kennen, er brachte ihr einen Blumenstrauß und dem Mädchen eine Tafel Schokolade. Aber so war er nur die erste Zeit. Dann gab es Krach. Das Mädchen war von der Zeit an ganz still. Sie sang nicht mehr. Eines Tages hörten wir einen furchtbaren Krach, das Mädchen schrie und weinte. Es wurde immer schlimmer, sogar mitten in der Nacht ging der Lärm an. . . Das Kind tut mir leid, ich wünschte, ich hätte ein Heim, und die Mutter würde mir das Kind dann geben, ich würde es hegen und pflegen mit vielen anderen Kindern zusammen.“

Die Lehrerin als Vorbild und Freundin.

Gleichaltrige Mädchen, die noch auf höheren Schulen sind, treibt unbewußt ein ähnlicher Trieb nach Mütterlichkeit, wenn sie sich eng an eine Lehrerin anschließen, die ihnen Idealbild wird. Sie sind in scheinbar glücklicheren Verhältnissen geboren als viele Kinder des Berliner Nordens, und doch scheint dies Alter auch hier mit tausend Konflikten beladen. Einen Einblick in die Erziehungsarbeit an den Charakteren der jungen Mädchen gewähren uns Auszüge aus einer Briefsammlung, die uns eine vierzigjährige Studienrätin zur Verfügung stellt:

(Manchmal empfiehlt die Führerin Geduld und Warten, eine Frauentugend, die von der Jugend wenig verstanden wird.)

„Ja warten und warten ist zweierlei. Ich warte schon, aber wie! Und wenn man dann durch diese Sehnsucht, die einen manchmal mürbe macht, zu Dingen kommt, die falsch sind, dann sitzt man da mit einem ganzen Haufen von Selbst-

anklagen und Vorwürfen. Und dann heißt es: „Energie! Energie!“ Na, Energie ist leichter gesagt als da, aber ich habe mich jetzt entschlossen, noch fester als sonst mich zusammenzunehmen und nur so viel zu tun, wie ich verantworten kann . . .“

So schärft die Frau das Gewissen, ohne dem Mädchen den Mund zu verschließen. Ein großes Vertrauen, aber auch schrankenlose Offenheit zeigt folgende Briefstelle eines temperamentvollen Mädchens:

„ . . . Aber Sie müssen nicht denken, daß ich nur ein Trauerkloß bin. Nein, ich bin manchmal von einem derartigen Uebermut, daß ich recht viele Menschen ärgern will. So habe ich mir zum Beispiel in den Kopf gesetzt, so auf die Straße zu gehen, daß mir recht viele Männer nachlaufen, d. h. sowie sie mich ansprechen, hab' ich sie stillschweigend abgewimmelt. Es ist eine Gemeinheit. Aber ich habe direkt ein Vergnügen daran, sie an der Nase herumzuführen. Die Rolle macht mir im Augenblick Spaß. Wie schrecklich mir nachher zumute ist, nun, das wissen Sie ja . . .“

Wieder eine andere schreibt:

„Ich freue mich, einen Menschen gefunden zu haben, den ich wie eine Mutter liebe. Sie sind immer lieb, und Ihnen kann man alles sagen. Ich glaube, ich bin sehr oberflächlich geworden. Ich bin jetzt immer so vergnügungssüchtig, geh am liebsten dauernd ins Kino. Wieviel habe ich früher gelesen, aber nur gute Bücher, und jetzt lese ich, was ich finde. Es ist gleich, ob es Quatsch ist oder nicht. — Hoffentlich sehe ich Sie bald wieder.“

Die erzieherische Arbeit der Lehrerin an diesen Mädchen liegt in der behutsamen Ueberleitung von der Schule zum Leben, zur allmählichen Selbständigkeit. Aber sie steht noch jahrelang nach Abschluß der Schule den Mädchen zur Verfügung. Dann werden die Briefe seltener. Die Mädchen finden in ihrem Berufe Befriedigung oder ihre Selbstsicherheit. Nach Monaten oder Jahren sehen sich dann ehemalige Lehrerin und Schülerin wieder, vielleicht zufällig auf der Straße. Aus dem Backfisch ist ein „Mensch“ geworden.

„Die Klassentyrannen.“

Einen Eindruck gewinnt man deutlich aus diesen Berichten: Das Interesse, das man jahrzehntelang fast ausschließlich den Kindern der akademischen Schichten zuwandte, war übertrieben. Die Gymnasiastentragödien sind um kein Haar erschütternder als die bittere äußere und innere Not mancher Arbeiterkinder. Der „höhere“ Schüler ist nicht weniger, aber auch nicht mehr als sein Kamerad in der Volksschule. Ein paar Episoden aus dem Gymnasiastenleben mögen dennoch hier stehen. Der Mathematikprofessor eines kleinstädtischen Gymnasiums in Süddeutschland berichtet:

Es war in der Unterprima. Mathematikstunde. Ich sehe, daß sich der Hans Schlosser unter dem Tisch mit anderen Dingen beschäftigt. Sicherlich dichtet er wieder, denke ich bei mir. Der Junge hat nämlich ein ausgesprochen schriftstellerisches Talent. Aber es hilft nichts, jetzt ist Mathematikunterricht, und ich fasse also mit schnellem Griff zu. Was halte ich in der Hand? Ein umfangreiches Manuskript. Auf dem Deckel steht: „Die Klassentyrannen. Drama in 5 Akten von Hans Schlosser.“ Der Junge ist kreidebleich geworden und zittert am ganzen Körper. Es müssen nette Sachen sein, die da über uns „Tyrannen“ zu lesen sind. Man wird wirklich

neugierig. Ich nehme das Heft und lege es, ohne es zu öffnen, auf mein Pult. Während ich weiterunterrichte, mache ich mir den Fall klar. Der Junge folgt dem Unterricht jetzt überhaupt nicht mehr. Er starrt mit angstvollem Blick auf sein Manuskript. Was kann in den „Klassentyrannen“ so Gefährliches stehen? Ich kann's mir ungefähr denken. Sicherlich sind wir selber deutlich genug darin nachgezeichnet, ich und meine Kollegen, mit allen den schwarzen Seiten, die diese Jungen manchmal an uns wahrzunehmen glauben. Wenn ich das „Drama“ also lese, dann wird es sicherlich einen großen Skandal geben müssen. Vielleicht wird man Schlosser von der Schule weisen. So ein dummer Bengel! Was konnte man da tun? Ich gab den Unterricht zu Ende, rief am Schluß der Stunde den Sünder vor, gab ihm das Heft ungelesen zurück und sagte nur: „Ich schreibe Sie natürlich wegen Beschäftigung mit fremden Dingen ins Klassenbuch, verstanden?“ — Er sah mich ganz unbeschreiblich an, murmelte etwas von „Jawohl, Herr Professor“ und „Ich danke Ihnen auch sehr, Herr Professor“, nahm das Heft, riß es mittendurch und stopfte die Fetzen in die Tasche. Schade, ich hätte die Geschichte so gern mal gelesen . . .

Mein heikelster Fall

Studienrat Dr. W., Philologe, Lehrer an einem Berliner Gymnasium, erzählt uns:

In meiner Untersekunda hatte ich einen Schüler, der sicherlich über, besser gesagt jenseits des Durchschnitts stand, vielseitig hochbegabt, in den Schulleistungen meist aber nur grade genügend. In manchen Fächern gingen die einfachsten Dinge nicht in seinen Kopf. Der Kopf wollte nicht. Er lehnte manche Wissensstoffe einfach ab. Der Junge war z. B. ein abscheulicher Lateiner. Aber bei einer Klassenarbeit, einer Uebersetzung ins Deutsche, schrieb er — während die anderen mühsam Prosaätze formten — die ganze Geschichte, ohne zu stocken, in prachtvollen Hexametern herunter. So war er: ungleichmäßig, stoßhaft, arbeitslaunisch. Sein Schulziel war die Obersekunda. Weiter reichten weder Geld noch Wissensdurst. Ich wußte nicht, was ich mit ihm machen sollte. Er war in zwei Hauptfächern mangelhaft und hatte keine Ausgleichsfächer. Da, nach den Weihnachtsferien, kommt er auf dem Korridor zu mir. „Herr Studienrat“, sagt er und lächelt verlegen, „ . . . ich . . . ich . . . könnten wir nicht einen Pakt schließen? Im Latein schaff' ich's ja doch nicht mehr, nicht wahr? Ich meine . . . da könnten wir uns doch beide eigentlich die Arbeit sparen . . . ich dachte . . . ich wollte Sie bitten . . . würden Sie nicht so gut sein, mich in Latein überhaupt nicht mehr zu fragen und mir einfach Mangelhaft zu geben? Ich würde es dann in Deutsch ausgleichen . . .“

Ich war sprachlos, murmelte, um Zeit zu gewinnen, ein „Hmh“ und „Goso“ und „Wollen mal sehen.“ Es war ja eine ziemlich heftige Zumutung. Durfte ich auf eine derart sonnige Frechheit eingehen? Lange habe ich geschwankt, dann tat ich genau, was der Junge von mir erwartete. So kam er durch. Es war wohl, streng genommen, gegen meine Amtspflicht. Aber ich sagte mir, der Junge werde mit seiner genialischen Natur schon seinen Platz im Leben finden, und es würde ein verhängnisvoller Bürokratismus sein, ihm den ersten Schritt zu erschweren. Der Lehrer, meine ich, soll nicht immer nur auf die Zensurentabelle sehen, sondern auf den ganzen Menschen . . .“

Fortsetzung auf Seite 103

Die Dachkletterer von Cambridge



Lustiger Studenten-Sport
von Lord Byron bis heute

Die Studenten des altberühmten Trinity College in Cambridge huldigen seit Jahrzehnten einem seltsamen Klettersport, dessen Ziel die Türme und Zinnen ihrer Hochschule sind. Alle diese waghalsigen Touren sind mit genauen Plänen und Kartenskizzen in dem anonym erschienenen Büchlein „Des Dachkletterers Führer für Trinity“ so amüsant beschrieben, daß man Lust bekommt, dem dachprobten unbekanntem Verfasser bei seinen Touren zu folgen.

Auf dem Dach der Bibliothek
Die kühnen Kletterer, die das Dach auf neuer Route erreichten, haben die würdevollen Standbilder mit seltsamen Siegeszeichen geschmückt.

Eine dunkle, regenschwere Herbstnacht liegt über den alten Gebäuden des vornehmen Trinity College in Cambridge. Die große Uhr von King Edward's Gate hat grade Mitternacht geschlagen. Menschenleer dehnt sich der weite Platz von Neville's Court. Nur vereinzelte erleuchtete Fenster der Studentenwohnungen kündigen von dem nächtlichen Fleiß ihrer Besitzer. Der Headporter, der Oberpedell des College, hat eben seine Runde beendet und ist im Seitenportal der Dining Hall verschwunden.

Plötzlich lösen sich zwei dunkle Gestalten aus dem tiefen Schatten der Bibliothek und beginnen an der Fassade des Renaissancebaus emporzuklimmen. Nach einer Weile hat der Vordere die Balustrade des ersten Stocks erklettert und gibt seinem Gefährten mit halblauter Stimme die Richtung an. Als der andere den schmalen Sockel erreicht hat, macht sich der erste, von seinem Begleiter mit einem Kletterseil notdürftig gesichert, auf den Weiterweg. Mit kagenartiger Behendigkeit schiebt er sich an einer Säule empor, jede Unebenheit des Sandsteins für Hand und Fuß ausnützend. Mühsam und gefährlich ist die Passage und nicht minder

exponiert als manche tollkühne Kletterei in den Dolomiten. Ein Sturz aus fünfzehn Meter Höhe auf das Steinpflaster von Neville's Court hätte die gleichen Folgen wie ein Absturz von der Flanke der Kleinen Zinne.

Endlich hat der Kletterer den überhängenden Sims des flachen Daches erreicht. Nach kurzer Rast wagt er den entscheidenden Schwung. Sekundenlang pendelt der Körper über dem Abgrund. Ein Ruck, die Füße klammern sich an das Gefims, ein Schwung, und das Akrobatensstück ist gelungen. Mit einem Seufzer der Erleichterung richtet sich der kühne Kletterer auf. Das steinerne Geländer, das sich rings um das Dach der Bibliothek zieht, bietet eine gute Sicherung für das Seil, an dem der andere jetzt seinem Vorgänger nachfolgt. Wer sind die beiden nächtlichen Fassadenkletterer? Einbrecher, die es auf die Schätze der kostbaren Bibliothek abgesehen haben?

Zehn Minuten später hat der zweite den gefährlichen Uebergang des Steinsimses überwunden und steht neben seinem Gefährten. Stumm schütteln sich die beiden die Hand. Trinity College hat soeben eine neue Erstersteigung erlebt.

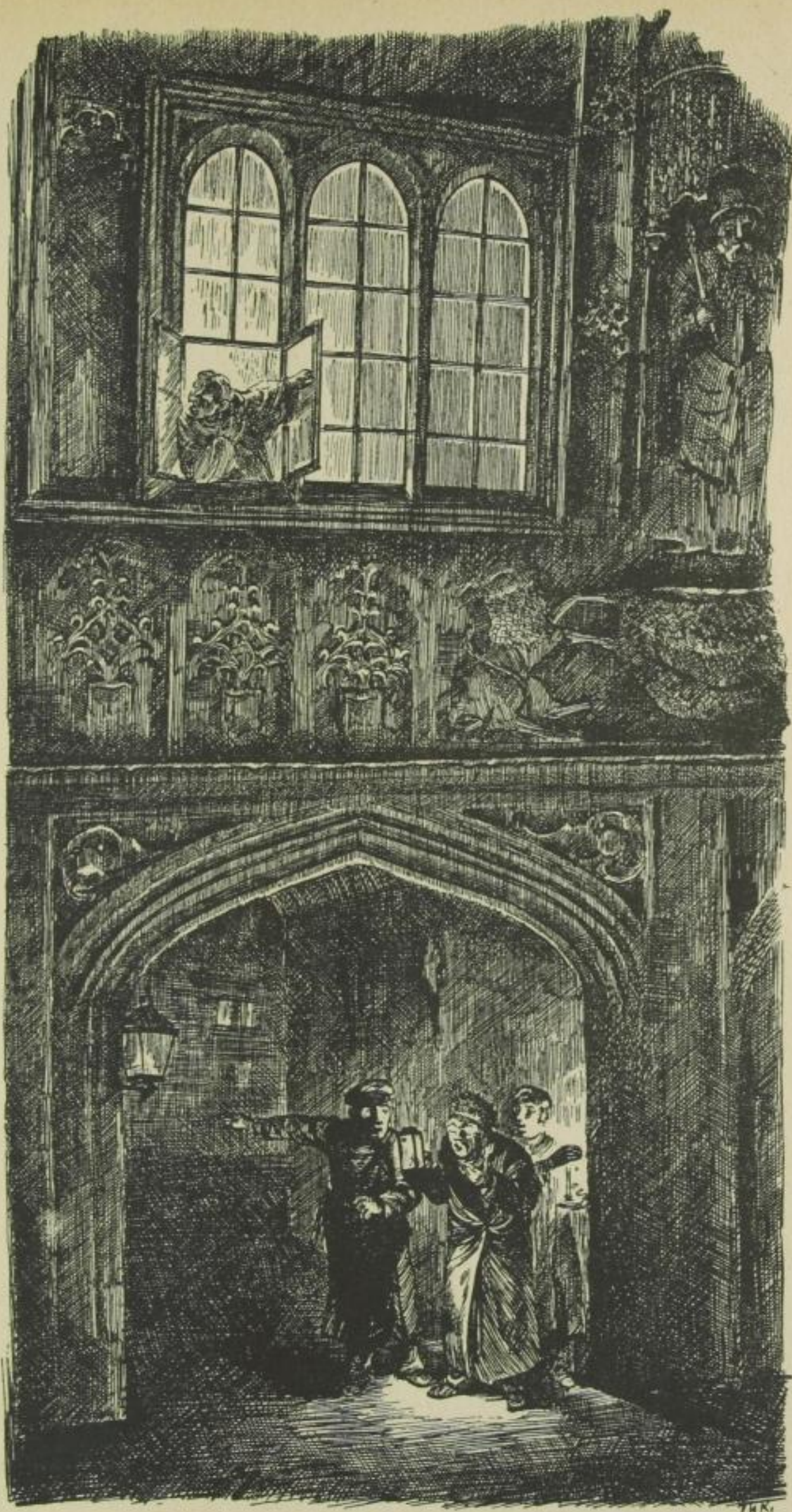
Am nächsten Morgen prangt eine der vier Statuen, die in stolzer Höhe auf der Dachbalustrade der Bibliothek thronen, im Schmuck eines blumenbesetzten Kapotthutes. Ein roter Seidenschal flattert um den Hals ihrer ernstesten Nachbarin. Dean und Professoren sind in Aufregung und beordern den Headporter, die Schmach entfernen zu lassen. Durch die Studentenschaft geht ein Raunen, daß zwei Mitglieder des inoffiziellen Dachkletter-Klubs eine neue Route auf das Dach der Bibliothek durchklettert haben.

*

Roof-Climbing, Dachklettern, ist bei den Studenten der klassischen englischen Universitäten ein Sport, der so traditionell ist wie das jährliche Bootrennen zwischen Oxford und Cambridge. Gewiß, ein Spleen, wie er nur auf der Insel der sonderbaren Einfälle entstehen konnte, aber doch ein Sport, der sich nicht als harmloser Studentenstreich abtun läßt. Denn die Dachalpinisten laufen ein doppeltes Risiko: bei den durchaus nicht immer ungefährlichen Kletterpartien Hals und Beine zu brechen, und im Falle, daß sie erwischt werden, unweigerlich relegiert zu werden. Die Lebensgefahr, die mit diesen Unternehmungen verbunden ist, hat die weisen Universitätsbehörden bewogen, mit der strengsten Strafe, über die das College verfügt, dem Ausschluß von der Universität, dagegen vorzugehen. Trotzdem besteht heimlich ein Roof Climbing Club, trotzdem trainieren seine Mitglieder im Schutze der Nacht an Zinnen und Türmen der uralten College-Gebäude und lösen die schwierigsten alpinistischen Probleme, so daß bald keine Erstersteigungen in Cambridge mehr zu machen sein werden.

*

Lord Byron soll einer der ersten gewesen sein, der die Brunnenkuppel im Großen Hof von Trinity College bezwang. An den Dächern und Türmen von King's College hat der berühmte Alpinist George Mallory, der bei einer der letzten englischen Himalaja-Expeditionen im Eise des Mount Everest verschwand, eine Anzahl äußerst schwieriger Erstersteigungen gemacht. Sir Arnold Lunn, der Führer des modernen englischen Alpinismus, hat eine Reihe von Kletterproblemen auf den Zinnen der Cambridger Colleges gelöst, und mancher englische Staatsmann, manches prominente Mitglied des Oberhauses ist Alter Herr des Dachkletter-Klubs.



Die Glocke wimmert durch die Nacht

Große Aufregung in King's College — niemand ist oben im verschlossenen Glockenturm zu sehen. Der Glockenschwengel war nach waghalsiger Kletterei durch eine Schnur mit einer Studentenbude verbunden worden. Dort läutete man lustig weiter, unbekümmert um die Nachforschungen der empörten Häfcher.

Im „Kletterführer für Trinity“ ist jeder Handgriff, jede unzuverlässige Dachtraufe mit der liebevollen Sorgfalt des Fachmanns aufgeführt. Sogar auf die Gefahren der Ent-



Regenschirme auf den Kirchtürmen

Studenten haben nächtlicherweise die vierzig Meter hohen Türme der Kapelle von King's College erklettert und als Gipfelzeichen zwei Regenschirme auf den obersten Spitzen angebracht.

deckung aus einem Professorenfenster wird aufmerksam gemacht. Selbstverständlich haben die Routen ihre traditionellen Namen. Da gibt es eine „Nasser Bob-Traverse“, einen „Treppen-Gipfel“, die „Kazemwände“, eine „Ornamenten-Kletterei“ und einen „Großen Bibliotheks-Kamin“.

*

Eine berühmte Tour auf Trinity ist die Durchkletterung sämtlicher Dächer und Türme des riesigen zusammenhängenden Gebäudekomplexes. Da diese Unternehmung bei der vorgeschriebenen Route durch die Höhendifferenzen der verschiedenen Dächer und durch die technische Schwierigkeit

einzelner Probleme eine Menge Zeit beansprucht, sind die Dachalpinisten gezwungen, von Morgen grauen bis Mitternacht hinter der sicheren Deckung einiger Zinnen zu kampfieren. Dieses Freilager findet meist an der gleichen Stelle statt, nachdem etwa die Hälfte der Tour zurückgelegt ist.

Da liegen dann die künftigen Staatsmänner und Lords in Ruß und Laubemist neben ihrem Spirituskocher und warten mucksmäuschenstill auf den Schutz der späten Nacht, bis kontrollierende Professoren und Pedelle zu Bett gegangen sind. Versteht sich, daß die Gentlemen ihren Tee auch in dieser Höhe mit dem gleichen Zeremoniell zubereiten wie in jeder anderen Lebenslage. Denn Teekochen ist, wie mir ein englischer Freund versicherte, das einzige, was jeder Cambridge man auf der Universität in unerreichbarer Vollkommenheit lernt. Allerdings berichtet der Kletterführer von einer Rekordleistung im Jahre 1929, bei der die vollkommene Ueberkletterung ohne „Uebertagen“ in 1 Stunde 56 Minuten geschafft wurde.

*

Im Sommersemester des vorigen Jahres brachten zwei alpine Großtaten Cambridge in Aufregung:

Der Wetterhahn auf dem Turm des Geologischen Museums in Downing Street war eines Morgens spurlos verschwunden. Einige Wochen vergingen, ohne daß der vermisste Eisenvogel an seinen lustigen Standort zurückkehrte. Schließlich wurde ein kompliziertes Gerüst um den dreißig Meter hohen Turm aufgeführt, um die Unbill, die das ehrwürdige Gebäude erlitten hatte, wieder gutzumachen. Aber ehe dies geschah, wurde eines Nachts der Original-Hahn von den Uebeltätern wieder aufmontiert.

Nicht lange danach erklimmen zwei Studenten die beiden Westtürme der Kapelle von King's College und brachten als Gipfelzeichen zwei Regenschirme auf den obersten Spitzen an. Eine tollkühne Leistung, da die Ersteiger nachts vom Erdboden aus an den Blitzableitern

der vierzig Meter hohen Türme hinauf- und hinunterkletterten. Die Regenschirme wurden schließlich mit großen Schwierigkeiten von Dachdeckern entfernt.

*

In King's College wurden eines Nachts die Schläfer vom Läuten der Glocke geweckt, die in einem schwer zugänglichen Turm hängt und sonst nur am Tage die Mahlzeiten verkündet.

Der Dean des College — der Professor, der die Disziplinargewalt ausübt — erschien höchstpersönlich auf dem Hof und lauerte mit seinen Trabanten auf den Dachalpinisten,



Der Ausflug des Wetterhahns

Der Wetterhahn auf dem Turm des Geologischen Museums in Cambridge war eines Morgens spurlos verschwunden. Als man einige Wochen später ein Gerüst um den Turm aufführte, um einen neuen Wetterhahn anzubringen, prangte der alte plötzlich wieder an seiner gewohnten Stelle. Niemand erfuhr, wer ihn herabgeholt und hinaufgebracht hatte.

der in regelmäßigen Abständen die Nachtruhe durch das Läuten der Glocke störte. Währenddessen saß eine fröhliche Bridgerunde in einer Studentenbude des obersten Stockwerks und zog nach jedem Rubber kräftig an einer Schnur, die zum Fenster hinausführte. Das Ende dieser Schnur hatte einer der Studenten vor Beginn des Spiels nach waghalsiger Kletterei an dem Glockenschwengel befestigt. Durch einen kunstvollen Mechanismus war es möglich, vom Zimmer aus durch einen Zug an einer Parallelschnur die Leinen einzuziehen, wenn Gefahr der Entdeckung drohte.

Aber die angeheiterten Jungen machten lange keinen Gebrauch von dieser Sicherheitsvorrichtung, sondern läuteten, unbekümmert um den Aufruhr im College, fröhlich weiter, solange die ausgedehnte Bridgepartie andauerte. Trotz aller Nachforschungen der empörten Hächer wurde nie entdeckt, wer dieses nächtliche Glockenspiel verursacht hatte.

*

Jeder Sport, der etwas auf sich hält, zerfällt im Lauf der Zeit in Schulen oder Richtungen, die sich gegenseitig heftig befehden. So hat auch die Dachkletterei ihrem großen Vater, dem Hochalpinismus, in dieser Beziehung nachgeahmt. Genau so, wie sich die zünftigen Alpinisten in ihren

Fachblättern erbittert darüber streiten, ob es anständig sei, sich mit einer Unzahl von Mauerhaken an einer Felswand hinaufzuschwindeln, genau so gibt es im Cambridger Sport „Priisten“ und „Schlosser“. Die einen schwören darauf, daß die wahre Dachkletterei nur mit Hand- und Fußarbeit ausgeführt werden darf, und verschmähen selbst das sichernde Seil, während die andere Schule den mittelalterlichen

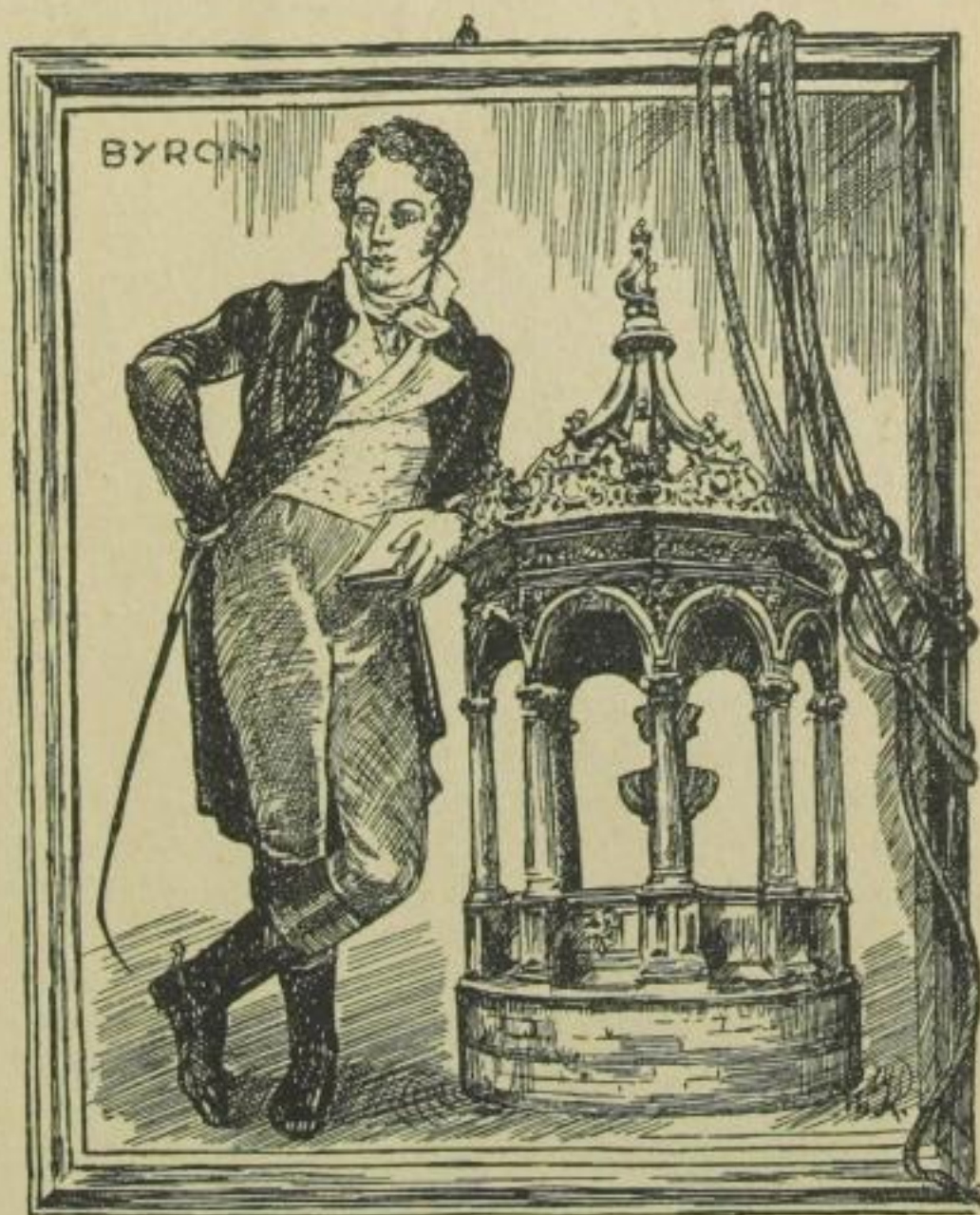
Türmen und Dächern der Colleges mit dem ganzen Rüstzeug des modernen Alpinismus zu Leibe rückt.

Und noch eine Parallele zum Hochalpinismus: der Dilettantismus fordert die meisten Opfer und bringt den edlen Sport in Verzug. Die Laien, die sich in alkoholischer Stimmung ohne Training und Kenntnisse an die Gefahren des Roof-Climbing heranmachen und gelegentlich dabei verunglücken, haben dieser männlichen Betätigung mehr geschadet als die zünftigen Mitglieder der Dachklettergilde, die mit der Gründlichkeit und Zähigkeit des Angelsachsen eine Kunst daraus gemacht haben.

G. A. von Ihering.



Der Kletterführer für Trinity College



Einer der Begründer des Dachalpinismus

Lord Byron, der berühmte englische Dichter, war einer der ersten, der die Brunnenkuppel im Großen Hof von Trinity College bezwang.

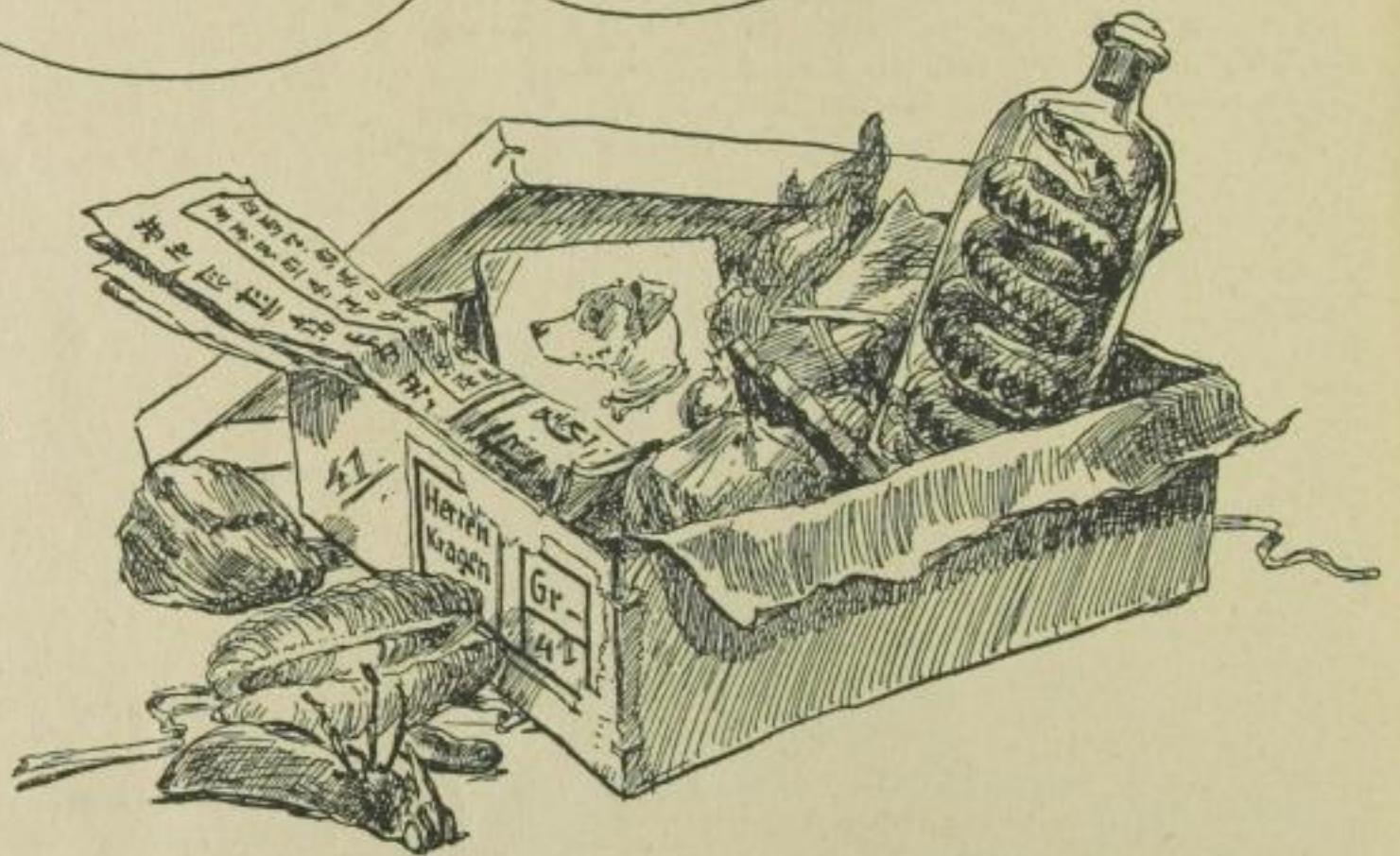
Der

Karitätenkasten

Eine Kindheitserinnerung

von

Marie Sieverling



Er war kein Prunk aus Gold oder aus Silber, sondern schlicht wie das dritte und recht gewählte Kästchen in Tausendundeiner Nacht. Schlichter noch sogar. Er war eine Kragenschachtel, Größe 41, innen hellblaues Papier, außen weißlackierte Pappe. Auf der Innenseite des Deckels klebte ein Lackbild, Kopf eines Terriers. Der Karitätenkasten gehörte meiner Schwester, als wir Kinder waren. Sie hielt ihn als inniges Geheimnis, und auch die Familie achtete ihn so.

Ganz wie im dritten Kästchen lag in der schlichten Hülle kostbarer Inhalt eingeschlossen: China und Liebe, Sammlerstolz und Salzbedürfnis. Und einer zweiten Liebe Wehmut. Es war eine Welt in der Kragenschachtel!

An sichtbaren Dingen befand sich darin: eine chinesische Zeitung, ein Seidenkokon, eine chinesische Zilade, eine Baumwollfrucht mit Kapsel, eine Kreuzotter in Spiritus, einige Stücke Feldspat, ein Stück Asbest im Rohzustand, Rizinus-Samen, ein blaues und ein weißes Stück Kalisalz, eine kurze trockene Eidechsenhaut. Und das Terrierkopflackbild. Später kamen dann noch hinein: ein Gedicht „Rosenstrauch am Fenster“ und ein Märchen „Wie Moosröslein zu seinem Namen kam“. Dies letzte gefiel seiner Schöpferin nicht; aber sie hatte es nun einmal gemacht, und wo sollte es anders hin? Es gibt solche Dinge in unseren äußeren und unseren inneren Karitätenkästen.

Rizinusamen und Roh-Asbest sind von keinerlei tieferem Belang. Die Kreuzotter in Spiritus steckte in einer flachen

braunen, so kleinen Flasche, daß der Junge, von dem sie stammte, sie förmlich hineingestopft hatte. Wie ein Korkzieher in ganz eng aufeinandergepreßten Windungen stand sie fahlweißlich, aufrecht darin. Sie wurde nach dem Zeitraum, den die Achtung vor dem Geber und auch der Besitzerstolz notwendig machten, aus dem Karitätenkasten entfernt, weil sie „so widerlich aussah“. Der Feldspat — nun, meine Schwester, genau wie ich wohl gewaltig beeindruckt durch einen Bekannten meines Vaters, der mit den Bauern alte Steinäxte und Steinwerkzeuge im Acker sammelte, las auch Steine auf, von Feldwegen. Die, die mein Vater mit Namen zu nennen vermochte, kamen in den Karitätenkasten. Es war nur Feldspat. Aber Feldspat ist ein Stein, und somit war die Steinsammlung da.

Wenn meine Schwester beim Durchsehen ihrer Karitäten an das Kali kam, wurde sie zuchtlos. Sie aß gern Erde, Lehm, Salz. Sie wickelte also zuerst das blaue Stück aus dem Löschblatt, in das es der Feuchte wegen gehüllt war, ans, leckte es ab, und wickelte es behutsam wieder ein; danach geschah dem weißen dasselbe. Sie wurden dadurch immer feuchter und schwanden sichtlich dahin. Aber das war nun ihr Schicksal. Wie auch die Bestimmung der Eidechsenhaut eigentlich mit dem Augenblick vollendet war, in dem sie abgestreift und knistertrocken vor ihrer neu erglänzten Eidechse lag. Sie mußte nach einer gewissen Zeit der Duldung aus dem Karitätenkasten herausgeschüttet werden, weil

zu die anderen Sachen, vor allem die chinesische Abteilung, mit dem trostlosen Pulver ihrer Gewesenheit überstreute.

Die chinesische Abteilung — —. Wir hatten nämlich einen Onkel, der war in China Arzt. Und unser beider Heros, natürlich. Zumal er ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch war. Diese Liebe lag auch in der Kragenschachtel.

Die chinesische Abteilung war, das ist klar, die kostbarste, war der bis zum Hochmut gesteigerte Stolz meiner Schwester. Kein anderes Kind hatte einen aufklappbaren Seidenkokon, in dem die Larve wie eine verhußelte Ameisenleiche lag. Keins eine solche bucheckerhafte Kapsel der Baumwollfrucht, die — war sie auch mürbe, flochte auch der weiße Bausch — unendlich mehr galt als die frischeste Bucheckerkapsel und die allersterilste Watte! Und hatte die metallblanke abgewetzte Zikade auch leider nur noch drei halbe Beinchen: sie war in der Weite des fremden Chinalandes, um unsern Onkel vielleicht herum, mit all ihren knickigen dünnen Beinchen gehüpft, eine echte chinesische Zikade! Die Zeitung aber, Einwickelpapier einer Teekiste, die chinesische Zeitung, die man nicht lesen konnte, die keiner lesen konnte, von der man nur schauernd wußte, daß sie irgendwie anders herum gelesen werden mußte, fügte dem außergewöhnlichen Wert ihrer Unnahbarkeit einen anderen ebenso lösslichen und noch viel sunnfälligeren zu: sie „roch so fremd“. Chinas Geruch! Ja, das war eine kostbare Abteilung des Karitätenkastens. Es waren Weihestunden, wenn meine Schwester sie ansah.

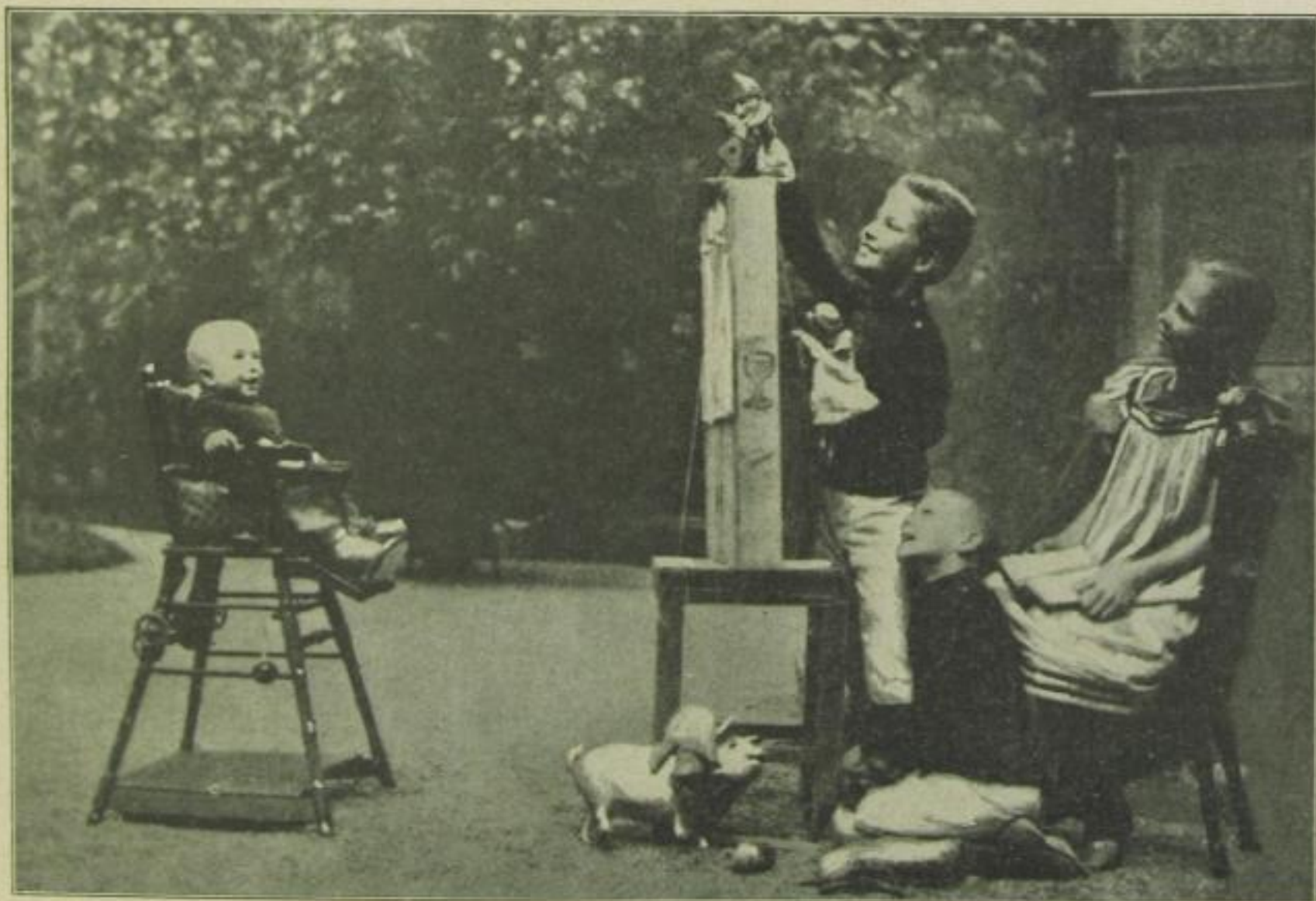
Und es war auch noch aus einem anderen Grunde schön, sie zu besitzen! Wenn man wußte, daß in der Schule China drankam, so nahm man, je nachdem, das eine oder andere der guten Stücke vorsichtig mit, und sagte ganz nebenbei: „Uebrigens, ich habe hier einen Seidenkokon . . .“ Mit rieselndem Stolz hörte man die Lehrerin auf ihrem Katheder dann jedesmal sprechen: „Ja, Trudchen, die hat einen Onkel in China und einen aufklappbaren Seidenkokon . . .“, und man blickte mit Herzklopfen, doch mit unendlich gleich-

gültigem Gesicht dem Seidenkokon oder der Baumwollfrucht nach, wie sie von Kinderhand zu Kinderhand durch die Bänke wanderten. Einzig bei der Zikade war das mit einer kleinen Scham und einer großen Angst durchsetzt, ob die wohl allzu mürbe mit nur dem letzten halben Beinchen zurück in die eigene Hand, zurück in den Karitätenkasten käme. Andächtig wurde sie dann wieder hineingelegt, und über dem Tag schwebte wie eine Melodie die Stimme der Lehrerin: „Trudchen hat einen Onkel in China und eine chinesische Zikade . . .“ Hand aufs Herz: Wer von all uns erwachsenen Leuten sagte nicht manchmal dies: „Uebrigens, ich . . .“, zeigte nicht ganz nebenbei irgendeine insgeheim doch etwas wacklige Zikade seines inneren Karitätenkastens so herum, hörte nicht, wenn sie bewundert und unzerpflückt aus der geistigen Hand der andern hervorging, über seinem Tag solche Stimme (es braucht nicht die einer Lehrerin zu sein): „Ja, mein Bekannter, der . . .“?

An solchen Tagen vermochte sogar das Lackbild des Terrierkopfes die sonst gewohnte Empfindung nicht zu wecken. Terry, der Hund des Schlächters, bei dem wir wohnten, Liebling meiner Schwester, wurde einem Bierkutscher geschenkt. Das Lackbild, obzwar es mit Terry keine andere Ähnlichkeit hatte als die, der Lackkopf eines Terriers zu sein, war die Lebendigkeit wehmütiger Stunden. Langsam wurde dann der Deckel der Kragenschachtel aufgeklappt und hochgestellt, Tränen fielen auf die Rizinusfrucht und auf die chinesische Abteilung, das Kali blieb im Löschblatt. — —

Die Wehmut der zweiten Liebe im Karitätenkasten ist mit dem Salzbedürfnis und den Kleidchen der Kindheit verwachsen. Die erste Liebe allein ist gereift und geblieben, nachdem der, dem sie galt, längst in China gestorben und der Karitätenkasten, die Kragenschachtel Größe 41, mit all seinem Inhalt, mit China und Sammlerstolz, bei einem Umzug unrühmlich abhanden und nie mehr wieder zum Vorschein gekommen ist.

Marie Sieverling.



Kindervorstellung bei Familie Thimig

Fot. Sarneck

Ein Bild aus den Jugendtagen berühmter deutscher Schauspieler. Der kleine Hans Thimig wird von seinen Geschwistern Herrmann und Helene in die Geheimnisse des Kasperle-Theaters eingeweiht.

ADEBAR GEWINNT MIT LÄNGEN

Vor und hinter
den Schranken
der Rennbahn



Aufgalopp vor den Tribünen

Diese Laufende gespannter Blicke folgen den Pferden, wenn sie an den Tribünen vorbei langsam zum Start galoppieren. Jetzt herrscht Aufbruch an Startplatz, kein Mensch die Glocke des Starters erhört, die den Beginn des Rennens anzeigt, ist die letzte Begeisterung zum Wettantritt.

70



Sprung über den Wassergraben

Einer der spannendsten Augenblicke beim Jagdrennen. Durchschießt haben die Pferde über die Höhe und den Bach hinweg. Hin wurde schon manche stolze Bestimmung begraben, denn nicht immer wird das andere Ufer glücklich erreicht . . .

Ein. H. H. H. H.

Ein paar weiße Punkte hundert, tausend Meter weit entfernt über die Rennbahn, verschwinden für Sekunden hinter einer Baumgruppe, tauchen wieder auf. Dann biegen die Reiter in die Gerade ein; das Stimmengewirr auf den Tribünen, das eben noch wie ein leises erregtes Rauschen über der Menge hing, bröckelt auf und schlägt über dem Feld von sechs, acht Reitern zusammen, die eben durchs Ziel galoppieren, aus — verflücht. Eine Zahl geht am Turm hoch. Die Jockeys reiten zur Waage zurück. „Eine Minute ist bei der Waage abgebraucht“, meint ein Rennbeobachter und sieht auf die große Uhr am Ziel.

Aber viel, viel länger dauert all das, was den Sieg des Pferdes erst ermöglichte.

Paisson und Rechen

Rennsport ist Sache der Paisson: „Das Vollblutpferd ist das vollkommenste Geschöpf auf dieser Erde, den Menschen

eingeschlossen!“ sagt der Generalsekretär der Obersten Rennbehörde, der eigentlich lieber Rechner sein möchte. Paissonen kosten Geld — eine Zuchtstute bis zu 100 000 Mark, ein erstklassiger Deckhengel sogar das Dreifache und mehr. Da im deutschen Rennsport über eine Milliarde an Kapital investiert ist, ist seine volkswirtschaftliche Bedeutung nicht gering.

Es gibt an die 32 Rennvereine in Deutschland — ungefähr 100 Millionen Mark werden im Rennsport jährlich umgesetzt — Tausende von Menschen, Jockeys, Trainer, Handwerker, Zuchtbeamte, Rennbahnangestellte, verdienen dabei ihr Brot. Die Rennen, die auf dem grünen Rasen in Sekundenbruchteilen abrollen, sind nur das Auserwählte hinter einer Organisationskette, die an den Schreibtischen des Generalsekretariats, der Geschäftsbürokratie, der Buchhaltung, der technischen Abteilung und Registratur verleiht.

71

Das Standesamt der Pferde

Die Tausende von Namen aller deutschen Jockeis, Lehrlinge, Trainer, Pferdebesitzer, die auf den Kartothekblättern der Registraturen stehen, die Statistiken, die Verzeichnisse der Farben aller Rennstallbesitzer und der Reit- und Trainerlizenzen sind nur Folie für die Hauptkartothek: das Geburtscheinverzeichnis der Gestütbuchabteilung.

„Das Standesamt der Vollblüter“, lächelt der Beamte und zeigt auf Namen, die mit ebensoviel Derby Siegern und Gewinnern des Großen Preises von Berlin, vom Saint Leger und Henckel-Rennen identisch sind. „Die Scheine sind soviel wert wie das ganze Pferd — nicht einmal beim Verkauf geben wir sie aus der Hand, der neue Besitzer bekommt lediglich einen Auszug, der ihm die Identität des Pferdes bescheinigt —“

Aber an Hand dieses Auszugs lassen sich die Generationen von Vorfahren des Pferdes in den Gestütbüchern bis zu den Anfängen der europäischen Vollblutzucht in England verfolgen — 150, sogar 200 Jahre lang . . .

Wetten ist nicht nur Glückssache!

An Hand der Gewichte, die jedes Pferd zu tragen hat, in Verbindung mit den von ihm gezeigten Leistungen, der Distanz und den Berichten vom Training, das von der Obersten Behörde streng kontrolliert wird, kann der Wette die Aussichten der einzelnen Bewerber errechnen. Dadurch hat er gegenüber dem Roulette-Spieler mit samt seinen „tod-sicheren“ Systemen eine Chance voraus. Da aber der Verlauf der Rennen von vielen Zufälligkeiten abhängt und

Pferde keine Maschinen sind, gehört wie zu jedem Erfolg auch zum Wetten eine Portion Glück.

Alles hängt von den Ausschreibungen ab

Ein Sechstel des Gesamtumsatzes am Totalisator bekommt der Staat. Formell nur — denn er erstattet diese Summe dem Rennsport zurück, der damit seine Unkosten deckt. Von den Beitragszahlungen seiner Mitglieder und den Eintrittsgeldern kann der Verein keine Rennen laufen lassen, zu denen er ja möglichst viele erstklassige Pferde herankommen muß.

Ohne vielseitige und chancenreiche Ausschreibungen keine Nennungen, ohne Nennungen und zugkräftige Nummern kein Publikum, und ohne Publikum kein Totoumsatz. Die Ausschreibungen, die der Verein den Rennstallbesitzern vorlegt, sind daher das Wichtigste, und der Vorstand stellt bereits im Herbst das Programm für die nächste Saison zusammen: Rennen für Zweijährige, Gewicht des Reiters plus Sattel 56 Kilogramm; für jeden Sieg, den das Pferd vorher errang, ein Aufgewicht von nochmals 3 Kilogramm — ein Hürdenrennen für Dreijährige, deren Besitzer im Vorjahr weniger als 30 000 Mark gewonnen — ein Jagdrennen für Vierjährige mit einer Gewichtserlaubnis für solche Pferde, die seit Juli vorigen Jahres keinen Sieg erfochten — das sind nur einige der zahllosen Variationen in den Ausschreibungen. Dazu kommen die sogenannten Ausgleichs-Rennen, in denen die Gewichte auf Grund der gezeigten Leistungen der Pferde abgestuft sind.

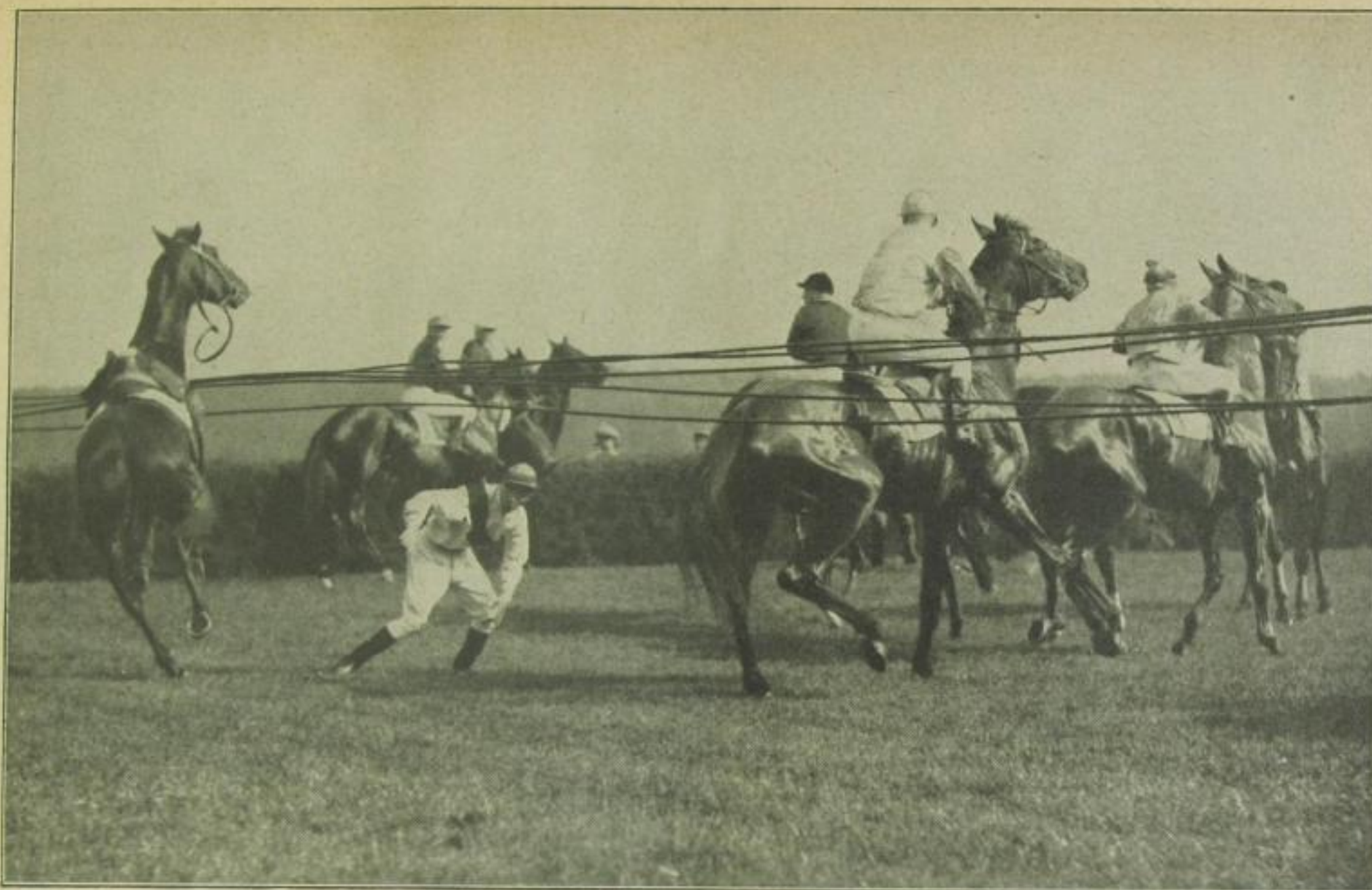
„In meinem Verzeichnis“, erklärt der Ausgleicher für Berlin, Hamburg, Dresden, Breslau und Ostpreußen, „steht jedes deutsche Vollblut: das beste mit einem Tabellengewicht von 100 kg, das schlechteste mit nur 45 kg. Werden jetzt



Fot. Henschke

Bei der Morgenarbeit

Schon in den frühen Morgenstunden herrscht emsiges Treiben auf der Rennbahn und in ihrer nächsten Umgebung. Die Pferde werden „gearbeitet“, sie werden für die kommenden Rennen vorbereitet. Hier kann man schon die Aussichten der einzelnen Vollblüter gut beurteilen.



Unruhe hinter dem Startband

Fot. Tachyphot

Viele Pferde benehmen sich sehr ungebärdig am Start, ja es kommt sogar vor, daß sie hier noch im letzten Moment ihren Reiter abwerfen. Es bedarf der ganzen Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit des Starters, daß er gerade dann das Startband emporschnellen läßt, wenn alle Pferde in einer Reihe auf die Reise geschickt werden können.

auf eine Ausschreibung hin 25 Pferde genannt, schreibe ich sie mit auf Grund der an ihnen beobachteten Form heraus, ermittle die Durchschnittsklasse — zum Beispiel einen Mittelwert von 65 kg — und stelle nun den Ausgleich her. Wenn er gut ist, muß das Feld dann Kopf an Kopf durchs Ziel gehen . . .“

Auf Grund der Handikapgewichte des Ausgleichers, die jeden Mittwoch und Freitag veröffentlicht werden, können die Manager die Chance ihres Pferdes ungefähr ausrechnen.

Für die edelsten Vollblüter aber werden die reich dotierten klassischen Rennen ausgeschrieben, an ihrer Spitze das Derby, die größte Zuchtprüfung der Dreijährigen.

Der Termin wird festgesetzt

Wenn jeder der 32 Rennvereine durchschnittlich fünfmal im Jahre seine Bahnen öffnet, wären dafür zwischen April und Oktober 160 Renntage nötig. Das geht nicht, und ein Zusammenfallen der Renntermine muß auch möglichst vermieden werden. Noch im Lauf des November oder Dezember findet daher in Berlin die Delegiertenversammlung statt, an der zwei Vertreter eines jeden Rennvereins teilnehmen, um eine Übereinstimmung in den Terminen zu erzielen. Einige Wochen vor dem eigentlichen Renntag erscheinen dann die Ausschreibungen im Wochen-Rennkalender der Obersten Behörde — nur für das Derby und andere große Rennen ergeben sie schon ein und zwei Jahre vorher, so daß die Rennstallbesitzer ihre Pferde bereits nennen, wenn sie grade Jährlinge geworden und zum ersten Male unter den Sattel genommen sind.

Theoretisch kann jetzt das Rennen gelaufen werden — —

Geburts-Schein

für ein im Inlande (Deutsches Reich) geborenes Vollblutpferd.

Name, Geburtsjahr u. Abstammung der Mutter-Stute: Tochterus, geb. 1904

u. Landgraf u. Titania u. Ard Patrick

Die Stute war gedeckt von Graf Ferry u. Ferret u. Graue und Guy

Die Stute brachte nach obiger Bedeckung am 24. April 1921

10 31

Geschlecht, Farbe und Abzeichen des Fohlens: Hengst

dunkelbraun, ohne Abzeichen

Ständige Beschriftung

Die Stute war gut

bei Verfall am

Die Stute ist wieder gedeckt worden von Traun u. Polymelus u. Turmina

Exakt am 8. Juni 1921

Ständige Beschriftung

Die vorstehenden Angaben bezeugt:

(Ort und Datum): Rohrenfeld am 25. Juni 1921.

(Unterschrift des Eigentümers der Mutterstute)

Die Fohlenstute, welche geküht haben, sind zu verkaufen oder zu verschenken. Für die im obigen angegebenen mit Vollblutgeburt verbundenen Rechte, welche sich nicht in Folge des Eigentums der Mutter Stute übertragen, sind die Fohlenstute der kaiserlichen Behörde zu übergeben, welche nach Einverständnis der Fohlenstute in der Fohlenstute zu übergeben ist. (Ort und Datum)

Eingetragen von dem Amtmann des Allgäu. Deutsches Reichs-Verband No. 411

Der Gestüt-Buch-Anschau der Obersten Behörde für Vollblutzücht und Rennen

Berlin, den 27. April 1921

Geburtschein eines Rennpferdes

Für jedes im Deutschen Reich geborene Rennpferd wird ein solcher Geburtschein ausgestellt. Dieser betrifft den einstigen Derby-Crack des Jahres 1934 aus dem Stall Haniel, den dunkelbraunen Hengst Travertin. Er wurde vorzeitig außer Gefecht gesetzt und konnte an dem berühmtesten deutschen Rennen in Hamburg-Horn nicht teilnehmen.



Fot. N. Y. T.

Drei Pferde im toten Rennen

Das Feld ist in den Einlauf eingebogen, die letzte Phase des Rennens beginnt. Mit gewaltigen Sprüngen streben die Besten aus dem Rudel nach vorn. Da kommt es nicht selten vor, daß keiner von ihnen, obwohl er die letzte Kraft einsetzt, mehr einen Vorsprung zu erringen vermag. Kopf an Kopf passieren sie den Zielposten. „Totes Rennen!“ entscheidet der Zielrichter.



Modeschau auf der Rennbahn

Fot. A. P.

Moderernen sind seit langen Jahren sehr beliebt, besonders bei den Frauen, die gern ihre Aufmerksamkeit zwischen den stolzen Rennpferden und den neuesten Schöpfungen der Mode teilen

Die Pferde werden ausgesucht

Kennstallbesitzer und Trainer rechnen gemeinsam nach. „Von unseren Dreijährigen kommen ‚Lombola‘ und ‚Kogane‘ in Frage — ‚Granit‘ werden wir nicht über die Distanz schicken können . . .“

„Wenn Pauli ‚Durus‘ reitet, können wir Frank auf ‚Monita‘ setzen — fragt sich nur, ob sie unter ihm geht — in der letzten Zeit galoppiert sie etwas faul —“

„Nehmen Sie ‚Monita‘ morgen früh noch einmal mit der Stoppuhr vor — wir können die Pferde nicht im Stall stehen lassen! Hauptsache, daß sie nicht laufen, wenn sie nicht gut vorbereitet sind!“

„Lombola“ also 1400 m, „Kogane“ 3600 m. — Der Manager schreibt die Nennungsformulare aus.

Der Trainer führt Buch

Einhalb fünf Uhr — der Futtermeister holt die Jockeilehrlinge und das Stallpersonal von den Betten, auf denen sie die Mittagshize verdösen. Fütterungszeit.

Mit ein paar Griffen legen die Pfleger den Pferden das Arbeitsgebiß an.

„Zweimal um die Bahn führen“, befiehlt der Trainer, der von Bog zu Bog gegangen ist.

„Nachmittags werden die Pferde nur eine halbe Stunde hinausgeführt, um sich etwas Bewegung zu machen und ein paar Büschel Gras zu rupfen“, erklärt er.

„Die eigentliche Trainingsarbeit ist morgens um fünf Uhr. Wie es unter den Pferden verschiedene Temperamente gibt, ist auch das Training verschieden — es gibt Pferde, die gleichmäßig wie Lokomotiven über die Bahn ziehen, dann wieder Speeder, die langsam in Schwung kommen und erst im Endspurt alles wieder aufholen, und eine dritte Art: Flieger, die mit einer rasenden Anfangsgeschwindigkeit lospurten, sich überpacen und dann abfallen — deswegen setzt man sie auch nur auf Strecken bis zu 1400 m ein. Vorbedingung ist immer, daß man jedes Pferd genau kennt!“

Frühmorgens, wenn die Pferde auf die Trainierbahn geführt werden, teilt der Trainer die Arbeit ein. An Sandtagen — wenn die Pferde auf Sand



Fot. Hell-Mauritius

Auf dem Wege zur Waage

Vor jedem Rennen und danach wird der Jockey mit seiner ganzen Ausrüstung gewogen, um zu verhindern, daß er zu leicht in den Sattel steigt und die Konkurrenten dadurch benachteiligt werden

Fortsetzung auf Seite 106

Zweite Jügend

Nach du machst also deine beson-
deren Entdeckungen in diesem ge-
heimnisvollen Monat September und
hättest verwunderliche Dinge zu berichten
wie vielleicht kein anderer! Dieser klau-
selte geträubte Monat des Jahres
ist in den Alpen und großen Wäld-
gebirgen schöner Wandermont, an
den Meeren wohlthätiger Ruhemont
und blüht in Blumen- und Fruchtgärten
das große Leben und Tod wie kein
anderer.

Ferns Küsten unserer Meere sind
nicht mehr klar, sondern schon viel-
leicht im Süden, Strandornen starrt mit
Orangezweigen in die Meereshöhe, die
kann von dieser Zeit ist.

Hoch oben in den Alpen taucht Neu-
schnee auf und verschwindet. Aber
Sommergut ist dort noch feuchter als
in den Tiefländern, die schon heißer
und schlaftrig werden. Der große Herbst-

monat erzt die Nacht des ge-
brechlichen Kosmos auf alle Wiesen und
Hänge, hoch hinauf und tief hinab, tal-
aus, talrein durch die umgebenden Berg-
paradiese, vom Westen bis zum Osten
Europas.

Der Herbstmonat facht die Fernen
bedeckter, bis nächtliches Wetter-
leuchten seine Macht bricht und die
Kammern der Wälder fremdlich
fremdlich und süßlich aufleuchten läßt.
Neben Parnassischen bricht der
Büchel-Geist fertig mit Farben-
kuppen aus dem Boden wie Blumen-
bofschaft aus der Naturwelt.

In Hochlandgärten hallt noch Som-
merpende nach, die in Tieflandgärten
schon verflücht ist. Aber die große gol-
dene Blumenwelt in beiden scheint be-
stimmt, frohendes Gartenrunde in
Kühlwetterzeiten zu wärmen.

Bei heißem Mittagmyster liegen die
Gärten in leiser Wälderbegeisterung;
der große Plan der Landschaft rückt
durch Besuchen der Gartenmauer
mit seinen Mittagsschlafzeiten in
die Gärten vor. Und noch eine andere
Schranke wird durchschlagen und über-
küpft. Um die Wende der ersten Sep-
temberwoche facht das fremde Licht des



des Jahres

Südens über die Alpen weg hin die
deutsche Nordwelt, verpackt vom
Bisjentsch und Wasserrand, am
weisen aber abwärts Gemäuer.

Im anderen Lichtebeiner ver-
spricht sich um die September-Wende an
unsern Herzen und Augen:



Der Himmel steht schon reich befüllt
über noch tolen Bäumen, die im
Menschennur schönsten Schwanz des
Sommers behalten. Wälderhafter als je
liegt Mondlicht wie aus gewissem
Welt über uns. Es ist, als kämen wir
nach Jahren schon an Wald- und Gar-
tenplätzen vorbei, anderen wir vor langen
Jahren glücklich leben, sitzen und alles
verkoren. Die alten Bäume und Büsche
leben auch da, bewegen sich gesamtlich
im Wunde wie Kälben im Jovind
eines verfallenen Theaters.

Aber Septembergärten steht der
Frühlingsstund: Man weiß nicht, was
noch werden mag, das Blüten will nicht
enden. — Nichts Kleinbüsche liegen
im bescheidenen Zuckersleben und laut-

losen Falterflieg der Mittagshöhe.
Manch vieljähriger Busch öffnet tausend
Blüten zugleich. Mondlicht und
Schatten bilden die prächtigsten Far-
ben und versenken die tauglichen in
Lohn-Garten-Schimmer. Im Spiegel
des Mondlichtes hinter uns schimmern sie
aus blaugelbem Keisfall. Aber aus
dieser Schlafgrüden steigen sie morgens
wieder nebelgedämpft und tangschmüht
in roten Frühlichter und mittags wie-
der zur vollen Glorie ihrer Insekten-
erger auf.

Nicht nur Blumen, auch Früchte
sind im verborgenen Kammern des Jah-
reszeitengütes. Jede der vielen Bienen
und Hummeln und Aepfel verwaltet in
Frucht und Genuss und Geschmack
berühmtes Fruchtsinn wie keine andere.
Mittags schlafen wie sonnige
Pflaumen von einem Baum, der uns
nachts unter Sternen in einem Frucht-
darmmantel hält.

Unbekannte Werten und Düfte
treffen uns im nächtlichen Herbstgärten:
war dies eben ein Glückswunder, eine
Erinnerung, Hoffnung oder eine Duf-
twelt, eine schöne Lichtebeine der Ob-
sire? Keine rascheln die großen Blü-
mengenflücht der Dahlien im Nacht-

dunkel, das auch flammende Blumen-
farben in gleiche übergezogene Schlaf-
gemäuer hält. Abendgäste, welche die
Blumen im Dunkel schlafen, bringen
sie wie Meerwunder aus Licht.

Die Vogelwelt ist stumm. Denke der
Septembergärten des Ostens, in denen
noch keisfallene Vogelstimmen aus
Eisensche und Lohrer verkörtern wie
kühlende Qualen.

Die Nixe ist aus den Gärten ver-
schwunden wie ein Stern. In erster
Kriegensche umfliegen noch Fleder-
mäuse die Herbstgärten, bis Schwalben-
flut die eben verchiedenheiten abläßt.
Auch dieser Doppelzeiten wird bald ver-
über sein. Ende September sitzen sie
Schwalben in langen Reihen auf Zer-
grosenbüschen und prächtigen leise und
stillsch von Aufbruch zur großen Reise,
während oben in Baumhöhlen Scharen
von Staren lärmend die neuen Reihen
beraten.

Im Gartenhäuser steht die Luft
voller Gerüche gelächter Obden, im
Wald voll Pilzgeruch. Pilze wachsen
aus Waldhöden wie ein lebendiger Vul-
kanismus. Unabsehbare Schönheitsan-
fälle sind an diese kleinen Erythronäste
des Herbstes gewandt.

September ist der klauere Monat
im Jahresrund der großen Landschaft
und die kühnste Gartenszeit. Die Pflan-
zen haben ihre Septembergespräche, und
viele leben einander blühen.

Mittags liegt noch reicher Tau im
Schatten, aber die Sonne glüht nach
sonnentlich. Das Herbstlicht des Tages
ist noch heiß. Es ist der letzte Monat
der sommerlichen Reisezeitung.

Karl Foerster-Bornim.



Fot. Weltbilderdienst

„Wie bitte?“



Zeichnung von Otto Linnekogel

... Als sie hinschauten, sahen sie ein Mädchen, das mit forschen Schritten niederwärts wanderte. Zugleich kamen vom Dorf her, denselben Weg, den die Heimholzer benutzt hatten, zwei andere junge Burschen . . .

Hanna Kickers

vom S. V. Eintracht 20

Eine lustige Wandergeschichte

von

Norbert Jacques

Seppel und Aloys waren nun bei Basel um die Ecke Deutschlands gegangen. Sie folgten nicht der Landstraße, die von Lörrach aus in die Hügel hinein und nach Freiburg führte. Sie waren beide aus Heimholz, einem bayerischen Dorf in der Nähe des Bodensees, das Dorf lag an der österreichischen Grenze, und sie vermochten es nicht über sich, sich nun auf einmal von der Grenze zu lösen, der sie gefolgt, seitdem sie auf der Walze waren. Deshalb versuchten sie, sich auf kleinen Nebenwegen in der Nähe des Rheins zu halten.

Als die Sonne unterging, standen sie am Isteiner Klotz. Es war das erste Mal, daß sie auf der Wanderschaft waren, Seppel war ein Sattler, Aloys ein Maler und

beide gleichaltrig, im zwanzigsten Jahr. Aloys hatte schwächende Augen, die stets etwas traurig waren, Seppel war fast weißhaarig und hatte die Gewohnheit, mit den von kalkfarbenen Wimpern umsäumten Augendeckeln zu klappen, wenn ihm das Licht weh tat.

Sie schauten mit weit zurückgelegten Köpfen den Felsklotz hinan, der früher eine drohende Festung gewesen, seit 1919 aber nur noch leere Löcher nach der Schweiz und nach Frankreich wandte. Sie kletterten hinauf und drangen in die alten Kajematten. Das wollten sie sich anschauen, da sie gerade da waren. Die Sonne lag drüben tief auf den Vogesen. Die Berge waren nur ein blaues Dunstgebilde, aber das waagerechte Licht der Sonne glühte über die Ge-



Sonntags-Wallfahrt nach Potsdams geweihten Stätten

Fot. Spahn

sichter der Heimholzer, die in den Kasemattenlöchern lagen und hinausschauten. Es war brennend und zugleich kühl in der Ueberspannung der übernatürlichen Röte, die an ihre Augen, Stirnen, Wangen prallte, von ihnen weg, die wind- und regenzerzagte Wand hinabglomm und auf der schmalen trockenen Straße weiter glosste. Es war, als sei die Welt über das Maß erregt, und nicht zu sehen, zu welchem Zweck. Dann entglitt die Sonne, die erst wie ein grell brennender, nicht verflammen wollender Luftballon in der blauen Dunstwand gestanden, hinter die Berge, in denen sie rasch erkaltete, und mit einemmal war es viel dunkler in den Kasematten des Isteiner Klozes.

„Loisel“, sagte der Seppel, „was meinst, was sollen wir weiter? Wir können akkurat so gut hier schlafen.“

„Wenn d' willst“, antwortete der Aloys. „Mir ist's gleich alleweil.“

Sie kletterten noch ganz auf die Felsen hinauf und oben herum, bis es finster wurde. Dann legten sie sich auf den Platz, den sie vorher ausgesucht und wo sie schon Vorgänger gehabt hatten, denn es lag eine Schicht Laub und Stroh da. Die Nacht blieb warm. Es flogen Fledermäuse unter dem

Gewölbe, und Seppel und Aloys wachten oft auf. Sie waren auch nicht gewöhnt, anders als in Betten zu schlafen. Einmal, als es mit dem Schlafen nicht weiter ging, standen sie auf und hockten sich an eines der Kasemattenlöcher. Sie schauten in die Tiefe der glänzenden Nacht und rauchten Zigaretten.

Nach einer Weile sagte Aloys langsam: „D' Stern sind akkurat wie bei uns!“ — „Unbedingt!“ antwortete Seppel. Das war alles, was sie sprachen. Später legten sie sich wieder hin, und nun konnten sie schlafen.

*

Durch eine ganz fremde Gegend wanderten sie am Morgen weiter. In einer lichten und weiten Spannung hob sich so im Ausschreiten ihr Leben aus dem Weg in die Welt. Diese war hier ein offener Raum und nicht, wie die des Heimatdorfes, von klogigen Bergen umstellt. Sie wanderten durch die Rebhügel und Dörfer des Markgräflerlandes, waren am späten Nachmittag eingelehrt und hatten sich Wein und Brot geben lassen; und im Weiterziehen spürten sie die Wirkung des Weins, so daß sie sich in eine Wiese legten, die zwischen Reb-Äckern hügelan stieg. Dort wurden sie traurig, und der genossene Wein ließ besonders Aloys die Entbehrung der Heimat und die Angst vor der Ziellosigkeit des Kommenden fühlen, Dinge, die sie als Bauernsöhne doppelt entwurzelte. Sie machten Kassensturz. Der Seppel besaß noch zwei Mark. Aloys hatte noch das Fünfmärkstück, das ihm die Mutter obendrauf gegeben hatte. Er hatte sich gestraußt, es zu wechseln, und wo sich Gelegenheit geboten, bei einem

Malermeister vorzusprechen, hatte er seinen Handwerksgruß gesagt und 20 oder 25 Pfennig in die Hand bekommen und von diesen Gaben gelebt.

Ein Weg eilte vom Hügel an der Wiese entlang auf das Sträßchen, und sie hörten auf einmal eine Stimme hell singend herabkommen. Als sie hinschauten, sahen sie ein Mädchen, das mit forschen Schritten niederwärts wanderte. Zugleich kamen vom Dorf her denselben Weg, den die Heimholzer benutzt hatten, zwei andere junge Burschen. Sie gingen barhaupt und schwangen Stöcke, an denen zahlreiche Erinnerungsplättchen angenagelt waren. Diese blinkten in der Sonne.

Seppel rief das Mädchel an, das unbekümmert mit erhobenem Gesicht hinausging:

„Fräulein, Sie singen einmal schön!“

„Gefällt es Ihnen?“, antwortete das Mädchel. Es blieb stehen. Auch die beiden fremden Burschen machten halt; einer sagte:

„Das finde ich auch!“

Der andere fragte mit norddeutscher Aussprache:

„Sind Sie auch ein Wandervogel, Frollein?“

„Na, ein Vogel bin ich nit“, lachte das Mädchen.
„Wandern tu ich, jawohl!“

„Und ist es erlaubt zu fragen, wohin?“ wollte einer der Fremden wissen.

Die Heimholzer fühlten sich gestört durch diese zwei. Sie fanden deren Einmischung unberechtigt. Das Mädchen war zuerst von ihnen gefragt worden und war bei ihnen stehen geblieben und nicht bei den gescherten zwei andern. Es gehörte sozusagen ihnen und nicht jenen. Und dann, was war das für eine Aufgeblasenheit, sich Wandervogel zu heißen und die Stöck' voll mit Blechschildern zu nageln, und hatten, schien es, nicht mal ein Geld, sich 'ne Müs' zu kaufen. Seppel lachte feindselig hin.

„Wohin?“ lachte das Mädchen auf die Frage.

„Ja, da bin ich neugierig, das zu hören!“ antwortete der Norddeutsche geziert.

„Hm . . .“, machte das Mädchen, verzog den Mund wie über etwas ganz Nebensächliches, „den Rhein hinab bis Rotterdam!“

„Da sind Sie doch ein Wandervogel, Frollein, wie wir!“ sagte wieder der eine, dem die Bedeutung einer Wanderung bis nach Rotterdam nicht sofort einging.

„Aber ich flieg doch nit!“ lachte das Mädchen. „Ich kann höchstens laufen. Weil ich nämlich von meinem Sportverein Eintracht 1920 in Lörrach einen Rekord im Laufen habe. Vielleicht haben Sie es gelesen? Weil es in den Zeitungen stand im vorigen August. Im Hundert-Meter nämlich“, begann das Mädchen drauf los zu plaudern. „Ach, ein Rekord ist süß. Ich habe einen Kranz bekommen und einen

Strauß von Rosen. Und jetzt will ich wieder einen Rekord aufstellen, müssen Sie wissen. Deshalb geh' ich den ganzen Rhein hinab, von Basel nach Rotterdam.“

Mloys lächelte das Mädchen an. Er hatte sich halb erhoben. Von dem Wein war der Flaum auf seinen Backen dunkelrot wie auf einem reifen Pfirsich, und die großen immer etwas schwimmenden Augen glänzten. Das Mädchen sah es. Es hielt einen Augenblick ein, schaute ihn an, fragte streng: „Na, Sie!?“

Mloys erschrak ein wenig vor dieser unmittelbaren Anrede. Er hatte gelächelt, weil ihm das Mädchen mit den blonden im Nacken verschlungenen Zöpfen, den großen roten Backen und den blauen Augen gut gefiel. Die Mädchen in Heimholz trugen die Haare auch so. Wie eine Brezel im Nacken ineinandergeschlungen. Er stammelte etwas.

„Ich geh' nämlich in fünfzehn Tagen bis Rotterdam. Das hat noch kein Mäd'el gemacht. Das ist ein Rekord, Sie!“ sagte es wie zu einem Befehl.

„Das geh' ich zu!“ bemerkte Mloys unsicher und schaute verdattert in die blauen Augen. Seppel und Mloys waren aus der Wiese aufgestanden, und es hatte sich von selbst gemacht, daß sie nun zu fünft zusammen weiter gingen. Das plauderlustige Mädchen wurde manches los aus seinem über-vollen Herzen. Dann sang es, und als es fertig und belobt war, fragte der Seppel:

„Kennen Sie auch das Lied von des Jägers Traum, Fräulein?“

„Nein“, wurde geantwortet. „Jede Gegend hat ihre eignen Lieder. In Lörrach singt man es nit.“



Auf glühheißer Landstraße zwischen Vesuv und Mittelmeer

Fot. Prahger

Dann sangen die Heimholzer zweistimmig:

„Im grünen Wald, dort wo die Drossel singt,
Die Drossel singt,
Und im Gebüsch das muntre Rehlein springt,
Das Rehlein springt,
Wo Tann und Fichte steh'n am Waldessaum,
Da hatt' ich meiner Jugend schönsten Traum . . .“

Sie gingen alle Strophen des Liedes durch, und als sie den Schluß gesungen hatten:

„Er nahm die Büchse, schlug sie an den Baum
Und sprach: das Leben ist ja nur ein Traum“ . . .

sagte das Mädchen: „Das ist ein schönes Lied. — Was sind Sie?“ fragte es unvermittelt.

Obgleich es den Aloys angeschaut hatte dabei, antwortete rasch der Seppel:

„D . . . hm, Wandervogel auch!“

Er schaute die zwei echten Wandervogel herausfordernd an. Hinter denen blieb er nicht zurück, wenn sie auch nur Handwerksburschen auf der Walz waren. Das Mädchen gab sich mit der Antwort zufrieden. Auf der Straße war man ein Wandervogel, zu Hause war man irgend etwas.

Sie kamen an einen größeren Ort und beschloßen, hier zu übernachten, da die Dämmerung schon eingebrochen war. Die Wirtin wies den vier Burschen eine gemeinsame Schlafkammer an, in der für jeden ein Bett stand. Die Tür zu dem Zimmer des Mädchens lag auf demselben Flur des alten weiträumigen Hauses. Sie blieben lange zu fünft an dem großen Tisch im Wirtszimmer sitzen, denn keiner wollte davongehen und dem andern das Alleinsein mit dem Mädchen ermöglichen. Und als dieses plötzlich einmal aufstand, kurz gute Nacht sagte und unverweilt zur Stiege ging, waren sie alle vier ebenfalls rasch auf den Beinen.

Das Mädchen hüpfte leichtfüßig die Treppe hinauf. Der eine der Wandervogel, der der Tür am nächsten gesessen, hatte vor den andern einen Vorsprung, und als Seppel, Aloys und der vierte oben ankamen, wurden sie grade noch Zeugen, wie das Mädchen an der Tür zu seiner Kammer dem, der ihm als erster gefolgt war, eine Ohrfeige gab.

„Na, Frölein!“ rief der Betroffene empört, rückte aber gleich zu seinem Kameraden und verschwand mit diesem gegen das Zimmer, das für die Burschen bereitet war.

„Dafür hatte ich Sie mit gehalten!“ sagte das Mädchen ihm nach. Es schaute auf Aloys. „Sockel, dreckerer!“ schimpfte der bei sich. Er hätte ihn verprügeln mögen. Er schaute ihm nach, die Augen voll Haß und Drohung. Plötzlich war er erregt und wollte etwas Gewaltfames beginnen. Bei den andern hatte der unerwartete Klatsch auf die Backe eine rasche Ernüchterung gebracht, und auch Seppel war bereits den beiden in das Zimmer gefolgt. Aloys, der als der letzte die Stiege hinangegangen war, stand zaudernd in der Mitte der Diele.

„Gute Nacht!“ hörte er das Mädchen sagen. Er drehte sich wieder zu ihm. „Gute Nacht!“ sagte es nochmals leise und ganz zart. Aloys zitterte es ein wenig in den Fußknöcheln. Bevor es die Tür zudrückte, schaute das Mädchen noch zu ihm her. Aloys ging nicht in das Zimmer zu den andern. Er stieg wieder hinab, verließ das Haus, und wie er um die Ecke in die Nebengasse trat, war über ihm ein helles Fenster. Das Mädchen lehnte heraus. Er blieb

erschrocken stehen. Das Stockwerk war nicht hoch über der Straße.

„Fräulein!“ sagte er tonlos hinauf. Das Wort wühlte ihm in der Kehle. Er griff an das eiserne Fenstergitter. Eigentlich hatte er sich irgendwo in seiner Brust ankralten wollen.

„Sie sind noch nicht schlafen gegangen?“ sagte von oben viel zu laut das Mädchen. Die Worte knallten in der engen Gasse. Aloys vergaß: nein zu sagen. Da hörte er: „Warten Sie. Ich komme auch!“

Im Augenblick hatte das Mädchen die Beine über das Fenstersims geschlagen, hielt sich mit den Händen drinnen am Brett, ließ sich auf das weitausgebuchtete alte Gitter des Fensters zu ebener Erde nieder. An den Stäben glitt es rasch hinunter und stand neben Aloys.

Aloys war verblüfft. Aber da das Mädchen so nahe neben ihm stand, kam auf einmal wieder das Gewaltfame auf, mit dem er droben über den andern hatte her wollen.

„Was wollte er Ihnen tun, Fräulein?“ fragte er mit einer Stimme, die vor innerer Hitze heiser war.

„Nichts! Kommen Sie!“ sagte das Mädchen einfach und klar.

Sie waren bald aus dem Dorf, und der Weg führte, erkennbar in der hellen Nacht, in ein Gelände mit Strauchwerk hinein. Das Rauschen des Rheins stand bis in die Sterne hinauf. Es war Aloys, als trete er mitten hinein. Er ging nicht mehr seine eigenen Schritte. Die einsame Nachbarschaft mit dem Mädchen in der rauschend schwellenden Dunkelheit trug ihn in einer von geheimen Kräften golden durchdunkelten Luft. Man konnte in ihr nur mit einer dumpfen Gütze atmen, und die Atemzüge hallten wie von allzu nahen Gewölben schallend zurück. Fast tat es weh vor Wonne. Auch das schwäzende Vorbeirauschen des Wassers tönte nahe. Dunkel und nah und in das Geräusch des Wassers wie in Schleier eingehüllt, ging das Mädchen neben ihm. Als eine glühende schwarze Formlosigkeit zerfloß es neben ihm in die Nacht hinauf. Zerfloß in das von tausend Stimmen unterwisperte Babbeln des Stroms. Wie ein brennendes Verknistern stiegen die Geräusche, die die Kleider des Mädchens machten, neben Aloys, hoben sich von den Gliedern und waren auf einmal Vögel, die immer wieder in der Nacht anschwoben und alle seine Nerven mit ihrem Flug streiften.

Er mußte etwas sagen, wußte, daß das verlangt werde. Aber konnte er Worte finden, die das bedeuteten, was in ihm war? Bestanden solche Worte? Er setzte an, aufs Geratewohl, und da kam aus seinem Mund: „Sapperment!“ Verwirrt horchte er dem Klang nach, der in der durchrauschten Einsamkeit der Nacht davonlief. Dann setzte er nochmals an und sagte: „Das ist wohl verdammt etwas Schwieriges allerweil, so ein Rekord? Oder?“

„Ach, wissen Sie“, antwortete das Mädchen, „ich will Ihnen genau erzählen, wie es war. Es war nämlich in Frankfurt am Main bei den deutschen Leichtathletikmeisterschaften am 20. August. Die Bahn war nicht gut. Denn es hatte geregnet nämlich, und daß es geregnet hatte . . . ich will sagen, wie es war, das war mein Glück. Weil wir in Lössach nämlich einen wirklich nassen Sommer gehabt hatten und ich an den aufgeweichten Boden gewöhnt war . . . Das war ein starkes Prae für mich. Ich sah es gleich nach

dem Start schon. Denn wissen Sie, man darf sich bei so was nicht nur mit sich allein abgeben. Man muß auch fleißig auf die Mitbewerber kiefen. Meine Gegner waren von Haus aus nicht ohne. Bei dem Sportfest Anfang August in Berlin hatte Leni Beil vom Sportklub Teutonia-Köln die Bestzeit mit 12,3 Sekunden. Das war damals ein Rekord. Und dann war vor allem auch noch die Hannoveranerin vom Maschklub 1900, Ilse Grüding, mit bei. Die ging gleich vom Start weg mit vollem Ausgeben in dem nassen Boden los. Ich kam hinter Ilse Grüding und Leni Beil zu liegen. Ich sah, wie Leni Beil verkrampfte und ungefährlich wurde. Sie fiel langsam zurück. Aber auch gegen Ilse Grüding holte ich auf. Der nasse Boden half mir. Ich muß sagen, wie es ist. In Hannover hatte es nicht soviel geregnet. Ich will nicht sagen, daß ich nicht schon gleich hinter dem Start vielleicht einen Vorsprung hätte herausholen können. Doch dachte ich mir: leg' lieber Kraftreserven an! Man weiß nie, was kommt. Aber vor allem geriet ich in eine prächtige Laune, als ich meine Möglichkeiten erkannte. „Gute Laune hat beträchtlichen Einfluß auf die körperliche Verfassung“, schreibt Nurmi. Daran dachte ich, und nun legte ich los. Noch bevor wir die weißen Striche erreicht hatten, begann ich aufzuspurten. Ich lag ganz außen. Ich setzte meine Reserven ein und flog an Ilse Grüding vorbei und schlug sie. Meine Zeit war 12,2. Ilse Grüding ging erst eine Sekunde nach mir durchs Ziel. Dann schrien sie: „Hoch, hoch, Hanna Kickers! . . .“ Denn es war ein Rekord, weil Leni Beil in Berlin 12,3 gebraucht hatte.“

Die Worte des Mädchens klingelten Mloys wild in die Ohren, als begehrten sie Einlaß. Aber es war keine Tür für sie da. Er lag in einem Schacht, und wie von der Esse einer Feuerung, auf der er selber brannte, stieg es durch den hohen Schlot aus ihm in die Nacht und zwischen die verlorenen Sterne.

„So mächtig hätten sie noch nie jemanden aufspurten sehen, sagten sie mir nachher, die vom S. V. Eintracht“, fügte Hanna Kickers noch hinzu, und sie legte ihm im erneuten Genießen des glorreichen Augenblicks selbstvergeben die Hand auf den Arm.

Diese Berührung durchtaumelte Mloys wie ein niedergeschossener Vogel die Luft. Sie schlug irgendwo in ihm auf, daß er die Augen zuquetschen mußte. Die Erzählung hatte er nicht verstanden, nur die verschwommene Vorstellung einer Leistung daraus erfaßt.

Da sagte er: „Gapperment! Großartig!“ Eigentlich hatte er das andere sagen wollen, das aufgerührt Schwebende, das in der einsamen Nachbarschaft mit dem Mädchen sein Inneres hoch über dem Erdboden hielt.

„Sind Sie ein Bayer?“ fragte Hanna. Mloys war durch die Berührung der Mädchenhand auf seinem Arm so aus sich selbst geraten, daß er mit Seppels Gewohnheit „Unbedingt!“ sagte.

„Ich hab's nämlich gleich gehört, weil damals in Frankfurt Kapp vom Eisenbahn-S. V. München nachher zu mir kam und

sagte: Fräulein Kickers, das ist ja ein Rekord, Gapperment! Und Kapp ist auch ein Bayer.“

Mehr geschah nicht in dieser Nacht, in der die Sterne so tief zur Erde herabsanken, als ob sie sich in Mloys' Brust einbetten wollten.

*

„Hoi, wo kommst so spät her, sakrischer Lump“, sagte Seppel sauer süß aus der Dunkelheit der Kammer heraus, als Mloys endlich ins Zimmer trat. Auch die beiden andern waren wach geblieben. „Du bist keinen falschen Bazen wert, du Sautürk! Hast mehr Glück gehabt als der andere Godel?“ fragte der Seppel und klappte mit den weißen Wimpern, weil einer das Licht angedreht hatte.

„Mach's aus!“ rief Mloys. „Ich find' auch ohne Licht aus der Hof!“

Er wühlte sich mit einem gewaltsamen Stoß tief in sein Bett ein, stopfte die Decke über den Kopf. Keine fremde Stimme hören! Keine Berührung mit einer fremden Luft! Er war bis an den Hals, die Haare und die Zehen voll von dem Mädchen. Dieses Erfülltsein mußte ihm bleiben. Die andern schliefen auch nicht. Sie blieben wach an der drückenden Luft, die Mloys mit ins Zimmer gebracht hatte. War er bei dem Mäd'el in der Kammer gewesen?

Ums Frühaufstehen entstand am Morgen ein Wettfeiser.



Kein strauchbewachsener Hügel in der Lüneburger Heide, sondern . . .

Sie warteten unten in der Wirtsstube auf das Mädchen. Sie warteten seit halb sechs. Weshalb kam es immer noch nicht? Eine Dienstmagd brachte den Kaffee.

„Die verdammte Sputtel!“ schimpfte Ceppel. Mloys ging mit verschwommenen Augen an der Tür. Als die endlich wieder aufging, war es aber die Wirtin, die hereinkam.

„Guten Morgen, hat der Kaffee geschmeckt?“ sagte sie.

Keiner wagte vor dem andern nach dem Mädchen zu fragen.

„Es ist nicht darum, daß ihr geht“, sagte die Wirtsfrau. „Aber wenn ihr das Fräulein einholen wollt, so wär's dennoch Zeit. Sie ist jetzt . . .“ Sie drehte sich gemächlich nach der Uhr um, und diese begann in dem Augenblick halb sieben zu schlagen . . . „über zwei Stunden unterwegs. Ich meine nur . . .“

Sie schauten wie Tröpfe die dicke Frau an.

„Sie hat dich ausgeschmiert, Lois“, sagte Ceppel. Sie zählten und brachen auf. Sie taten, als eilte es ihnen nicht, verweilten mit ihren Rucksäcken, Stöcken . . . und es war, als hätten sie sich von einem Kitt zu lösen, mit dem sie an das Haus festgeklebt waren. Aber kaum befanden sie sich draußen, so legten sie los. Weil keiner dem andern traute, blieben sie zusammen. Sie sprachen auch nicht miteinander, wie sie so das Sträßlein dahin hinter dem Mädels herrennten,

und in der stummen Hast sammelte sich bei jedem immer neu eifernder Aerger gegen den andern, neue Anklage, denn jeder sah in dem andern den Störenfried des süßen Abenteurers, das lockend genah und so hastig entflohen war.

Kurz hinter einem Dorf, nachdem sie seit Stunden schon das Tempo durchgehalten hatten, gabelte die kleine Straße, und nun liefen zwei wie Zwillingbrüder ähnliche Wege eine Strecke weit nah aneinander weiter, bis sie sich endgültig um einen Weinberg herum trennten. Vor dem Unerwarteten blieben die vier zögernd stehen und lasen unbekannte Dorfnamen auf dem Wegweiser. Aber in keinem Namen stand, wohin das Mädels gegangen war.

Da stellte sich der eine der Wandervögel, der die Ohrfeige bekommen hatte, an den Wegweiser, spuckte erst auf die Straße nach rechts, dann auf die nach links und rief:

„Was sollen wir so 'nem Weibsbild nachrennen!“

„Hast Weibsbild gesagt?“ fragte Mloys und stand auf einmal mit roten Backen nah' an dem andern.

„Paßt es dich nich?“ fragte der zurück.

„Naa“, sagte Mloys und schlug zu. Da war auch der Ceppel bald an seiner Seite, und es entwickelte sich an der Wegkreuzung eine Schlacht zwischen den beiden Heimholzern einerseits und den norddeutschen Wandervögeln auf der andern Seite. Es wurde mit aller Hingabe gekämpft, und die erste Niederlage erlitten die beiden mit so vielen Schildern benagelten Stöcke der Wandervögel, die gleich von Anfang an den Heimholzern ein Gegenstand des Aergernisses gewesen waren. Sie lagen beide mehrfach zerbrochen auf der Straße. Auch über die Heimholzer ging der Kampf nicht folgenlos dahin. Mloys sah seinen extra für die Wanderschaft gekauften Zumper wieder zu Garn werden, und Ceppel schwoh eine blutige Beule über einem seiner kiesblonden Augen.

Wie sie angefangen, hörten sie auch unvermittelt auf, der Erkenntnis nachgebend, daß sie ihre heile Haut um Luftgebilde drangesetzt hatten. Sie lösten sich rasch auseinander, und noch mit Zorn geladen entfernte sich jede Gruppe über ein anderes der beiden Sträßlein. Solange sie sich sahen, wanderte ein Austausch nordstämmischer mit südstämmischen Rosenamen unter den Bäumen durch von Straße zu Straße. Dazu fuchtelten die Norddeutschen drohend mit den Splintern ihrer plättchenbenagelten Stöcke. Als sie einander an dem Weinberg aus dem Blick verloren, blieb Ceppel stehen und sagte mit Galgenhumor:

„Vielleicht ist die Sputtel schon in Rotterdam! Weshalb haben wir uns geprügelt?“

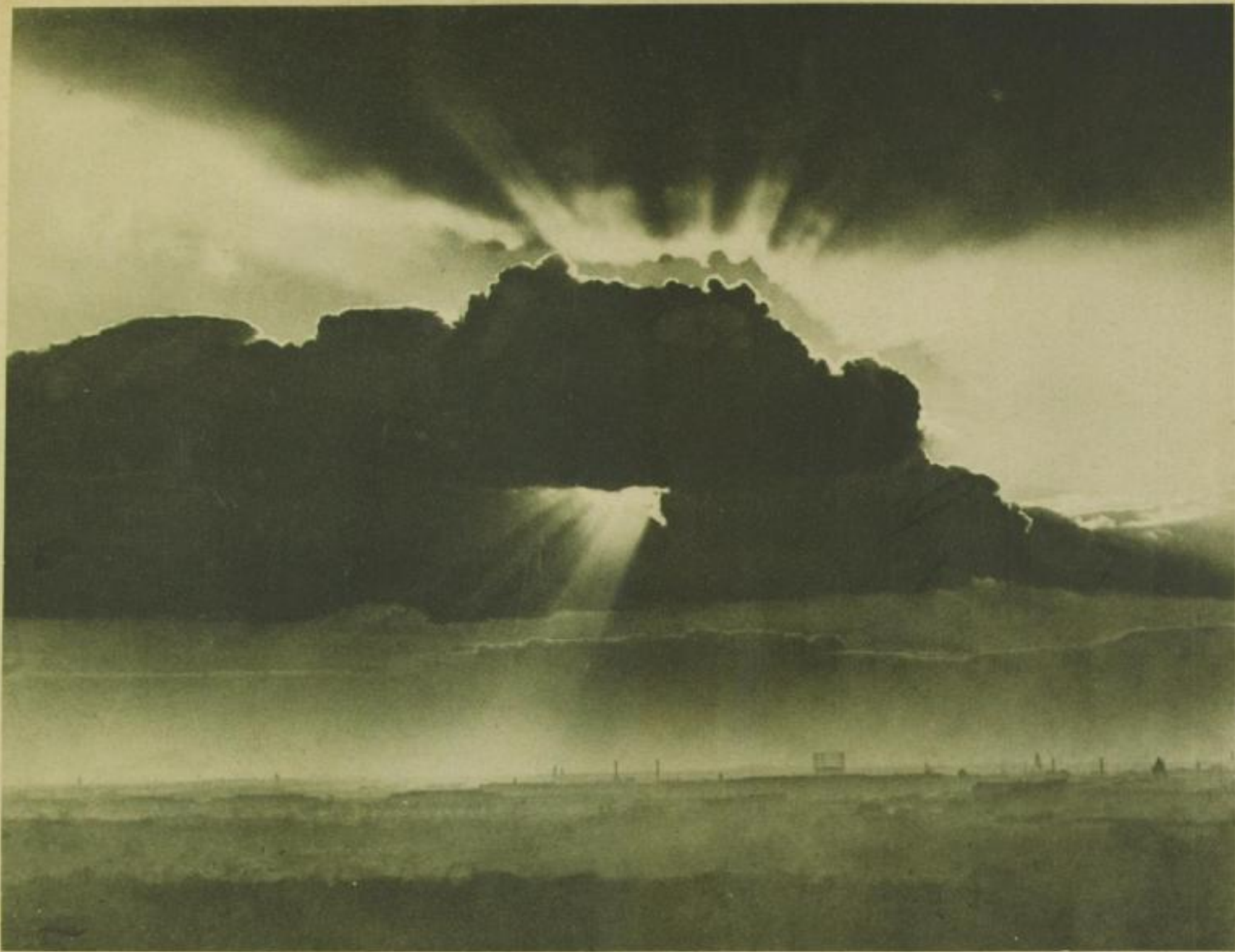
Mloys dachte nach. Ihm kam vor allem der Augenblick in den Sinn, an dem er in der Nacht unter dem Rauschen des Wassers und der Sterne mit unbegreiflichen Gefühlen die einsame Nachbarschaft mit dem Mädchen aus der Finsternis hatte steigen sehen. Aber davon sprach er nichts. Dafür gab der Mund keine Worte. Er sagte nur:

„Ihre Stöcke sind radikal kaputt.“



Aufnahmen Seidenstücker

. . . der verwilderte, von niedrigen Häusern umstandene dreieckige Platz am Bahnhof Friedrichstraße im Herzen Berlins



Gewitter über Berlin

Aufnahme Praeger

Gewitter

Nun ist ein Gewitter,
Von der Wölbung des Himmels
Verschlingend die zarten,
Lieblichen Farben,
Gebrochen auf beugende Bäume,
Nun steht das Gras
Grün wieder auf,
Und das Herz geht
Schön und frei
Auf lebendiger Bahn.
Nun rauscht und singet
Im Laube der Regen,
Und kindlich verweilend

Iren die Kinder im Tal
Ferne von Hirten.
Oh, in anstehenden Wolken,
Vom Lichte durchbrochenen
Töchtern der Meere,
Hält sich der Gott
Im flatternden Haare
Unendlich Gebärender.
Der beugt sich hernieder
Ueber die Ebene
Und schreiet besessen
Von blutender Schönheit
Hervor unter den Blitzen.

Ludwig Emanuel Keindl



Das Herbstkostüm

Es kehrt immer wieder, und immer wieder wirkt es elegant. In diesem Herbst besteht es aus knappgeschnittener Smokingjacke und engem Rock.

Modell: Annaliese Busch. Aufnahme Yva

Der Herbst ist die Jahreszeit des Straßenanzugs. Wieder einmal eröffnet das klassische Kostüm, mit seiner vornehmen, sehr streng geschnittenen Smokingjacke, die Saison. Man kann es den ganzen Tag tragen mit farbigen, der Tageszeit angepassten Blusen.

Daneben behauptet sich das Phantasielkostüm mit reicher Saumführung, interessant eingeschnittenen und aufgesetzten Taschen und rückwärtigen Patten und Kapuzeneffekten. Die überdimensionale Schulterverbreiterung macht einer stärkeren Ellenbogen-Garnierung Platz. Die Jacke wird von oben bis unten durchgeknöpft und hat oft einen einfachen, viereckigen Ausschnitt, durch den das bunte Halstuch geknotet wird. Breite Manschetten, Ellenbogentüten oder Blenden, aufgesetzte Schößchen, aparte Gurtverschlüsse, Pelerinenkragen — alles ist erlaubt, wenn die harmonische Einheit gewahrt bleibt.

Neben dem Kostüm behält der dreiviertellange Mantel seine Gültigkeit.

DIE HERBST- für die



Weicher Stoff, strenger Schnitt

Ein schöner, gerader Mantel aus weichem Wollstoff. Sein einziger Schmuck sind die breiten pelzbesetzten Manschetten.

Modell: Kühnen. Aufnahme N.Y.T.

MODE Straße

Zwei Grundformen haben sich durchgesetzt. Der offene Mantel mit den, unter der Schulterpasse weit und faltig hervortretenden Raglanärmeln, und der ganz enge, den Körper umschließende Mantel im Herrenschnitt — von oben bis unten durchgeknöpft, am Hals mit einem kindlichen Kollertragen abschließend. Er wird an kühlen



Kontraste

Dunkler glattgeschnittener Mantel bildet eine reizvolle Ergänzung des großkarierten Wollkleides

Modell: Jacoby. Aufnahme Schneider



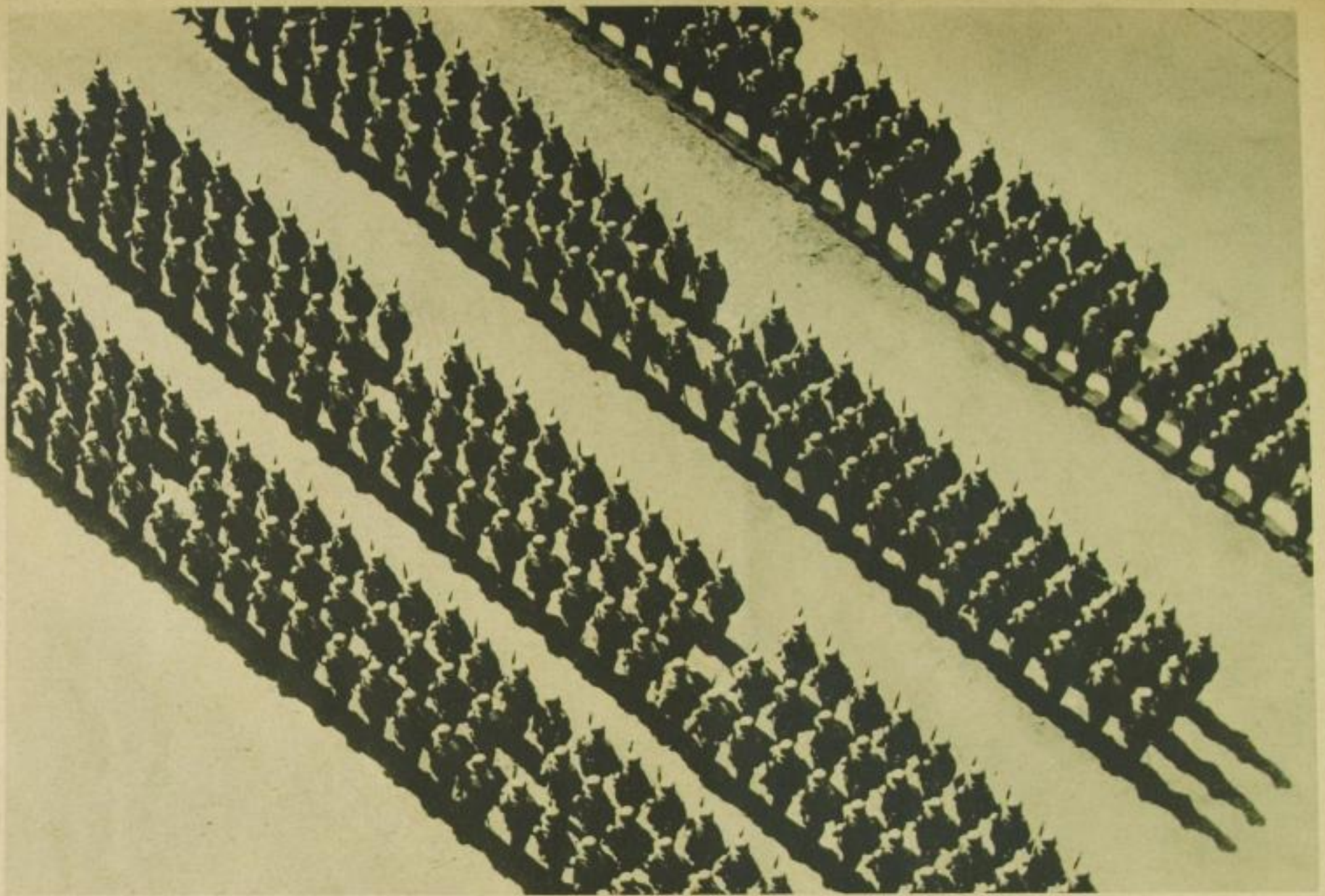
Tagen schützend über das karierte oder traversgestreifte Wollkleid gezogen, und sein Reiz besteht in der unvollständigen Länge, in dem „Nicht-genau-zum-Kleid-Passen“.

Pelze werden beim herbstlichen Anzug noch wenig verarbeitet, höchstens als schmal abschließende Blende des Kragens, als Halsrolle oder Manschetteneinfassung. Mäntel und Kostüme des Frühherbstes sollen einfach und sportlich wirken. Fuchs, Maulwurf, Biber und Persianer dürfen erst im Spätherbst zum Vorschein kommen.

Taschen als Garnierung

Herbstmäntel und Kostüme werden gern mit Taschen geschmückt. Dadurch erhalten sie einen jugendlichen, sportlichen Charakter.

Modell: Herpich. Aufnahme Yva



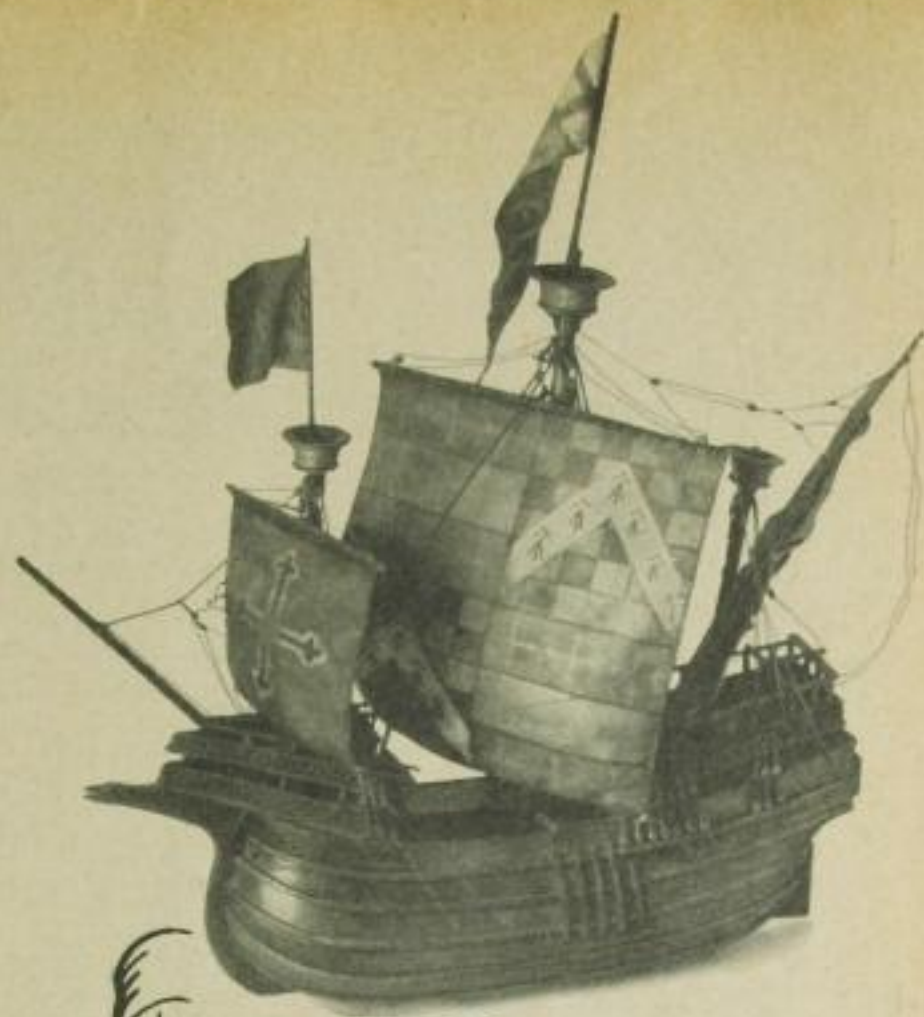
Ein Platz verändert sein Gesicht:
Reichswehr in Reih und Glied



Das Kommando „Wegtreten!“ ist verhallt, die Zuschauer zerstreuen sich

Aufnahmen Tröller

Seefahrt tut not!



NAVIGARE
NECESSE
EST
VIVERE
NON EST
NECESSE

Bilder aus der Geschichte des Seemanns

Wer wollte nicht die Schifffahrt / ihres so großen Nutzens halben / höchst aestimiren? Die Bequemlichkeit / viele Wahren mit wenig Mühe / Unkosten und in kurtzer Zeit von einem Ort zum andern zu bringen / ist ebenso considerable als der Profit den man von der Schifffahrt hat. Itzo nicht zu rechnen die Vergnügung / daß man so viel Länder und unzählige Raritäten zugleich mit zu sehen bekommt.

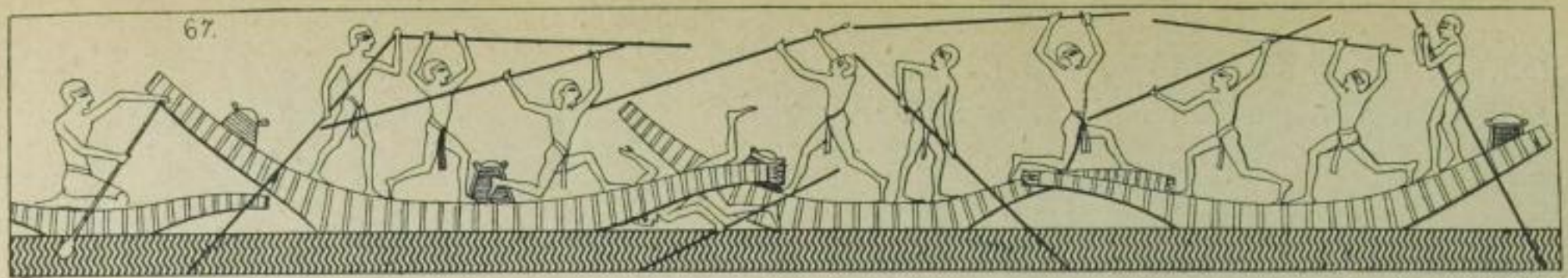
Kann man diesen treuherzigen Feststellungen eines ungenannten Autors aus dem Jahre 1706 widersprechen? Freilich lehrt uns die Historie, daß die Wertung der Schifffahrt im Altertum nicht überall die gleiche gewesen ist. Die Phönizier sind durch die Schifffahrt reich und durch die kühnen Entdeckungsfahrten, die sie durch das ganze Mittelländische Meer bis nach Spanien geführt haben, unsterblich geworden. Auch der Wohlstand der alten Griechen ist ohne Schifffahrt und Handel undenkbar. Das Schiffshandwerk selbst aber war in der Antike minderen Ranges. Es war ein Gewerbe der Unfreien. Die Antriebsmaschine der Schiffe bestand in der Körperkraft von Sklaven. Auch die Steuerleute und Kapitäne waren oft Sklaven. Noch im alten Rom war der Senatorenstand durch Gesetz ausdrücklich vom Reedereibetrieb ausgeschlossen.

Die Schifffahrt als ein Beruf der Freien ist nordischen Ursprungs. Das Lebens-element der Normannen, des ersten Seevolks des Nordens, war die See. Ethelstan, der König der Angelsachsen, erhob jeden Kaufmann in den Adelsstand, sobald er mit eigener Ladung auf eigenem Schiff drei Fahrten über die Nordsee gemacht hatte. Es hat viele hundert Jahre gedauert, bis die Schifffahrt, die auf freier Arbeit beruhte, auch das Mittelmeer erobert hatte. Erst im 10. Jahrhundert n. Chr. hatte sie sich durchgesetzt. Seit der Zeit fanden die Sklaven nur noch auf den Galeeren Verwendung.

Von den Nuschalen, mit denen Vasco da Gama nach

Ostindien segelte, mit denen Columbus Amerika entdeckte, mit denen Magelhaes die Erde umschiffte, haben wir alle gehört. Wir haben uns aber kaum klargemacht, daß bis zum Beginn des modernen Industriealters das normale Handelsschiff über jene Größe kaum hinausgewachsen ist. 150 bis 200 Registertonnen war so ein Schiff groß, das um 1800 den Handelsverkehr nach Ostindien oder Amerika vermittelte. Etwa 230 dieser Schiffe hätten in der „Bremen“ Platz gefunden. Weniger technische Gründe hatten die Größenentwicklung zurückgehalten als wirtschaftliche. Der Schifffahrtsverkehr war noch so gering, daß man für größere Schiffe nicht leicht eine ausreichende Fracht finden konnte.

Ein Hamburger Reeder, der die alte Segelschifffahrt noch miterlebt hat, erzählt: „Die großen Segelschiffe wurden mit einer gewöhnlichen Pinne gesteuert ohne jegliche andere mechanische Hilfe als bei schwerem Wetter einige Blöcke und Taljen. Das Volkslogis befand sich in dem vorderen Teil des Schiffes, der Hinuntergang vom Deck war nur durch eine niedrige Kappe geschützt. Und da selbst die größten Schiffe nach unseren jetzigen Begriffen sehr kleine Fahrzeuge waren, so stand das Verdeck bei schlechtem Wetter und auch schon bei mäßigem stets unter Wasser. Es war folglich fast unmöglich, das Hineindringen desselben in den Raum der Matrosen zu verhindern. Die Verproviantierung der Schiffe entsprach jenen Verhältnissen. Eiserne Tanks für die Aufbewahrung des Trinkwassers wurden nicht angewandt, sondern nur hölzerne Fässer, in welchen das Wasser bei längeren Reisen, namentlich wenn sie mit dem gewöhnlichen Hafenwasser gefüllt



Schifferstechen auf dem Nil

Sammlung Handke

Auf den Reliefs aus dem alten Orient werden Schiffe seit der frühesten Zeit dargestellt. Es sind zumeist einfache Boote und Rähne, mit denen man wohl die Flüsse befahren, aber sich nicht weit aufs Meer hinauswagen konnte. Die Wellen des Mittelmeeres westlich von der Insel Zypern haben erst die Kiele phönizischer Schiffe durchfurcht. Unser Bild, eine Malerei aus einem Grabe bei den Pyramiden, zeigt ein bei den alten Ägyptern sehr beliebtes Wettspiel auf Nilbooten.

worden waren, nicht selten verfaulte und, weil kein anderes Wasser vorhanden war, genossen werden mußte. Konserven und alle die jetzt angewandten nützlichen Vorsichtsmaßregeln gegen Skorbut kannte man nicht, jedenfalls kamen sie nicht

Krebschaden der Schifffahrt durch ein internationales Ueber-einkommen aufgehoben wurde. Aber durch legale friedliche Handelschifffahrt hat wohl noch nie ein Schiffsmann Reich-tümer erworben, wenn es auch nicht selten ist, daß ein Schiffer im Laufe eines langen Lebens zu einem bescheidenen Wohlstand kommt. Dreierlei ist offenbar dafür die Voraus-setzung: wirkliches Können, große An-spruchslosigkeit — und Glück.

Kapitän Jens Jacob Eschels war alles drei beschert. Er stammte von der Insel Föhr, die lange Zeit die ganzen Nordseeländer mit Kapitänen versorgte. Mit elf Jahren hatte er seine erste Fahrt auf einem Grönlandfahrer ge-macht. Sein Weg war dann der übliche: Schiffsjunge, Leichtmatrose, Vollmatrose, Steuermann, Kapitän. In seiner Lebensbeschreibung erzählt er, wie es einem Matrosen und seiner Familie so oft ging. 50 holländische Gulden hatte er als Kochmaat von einer Fahrt, die vier Monate und einige Tage gedauert



Normannen-Schiffe fahren nach England

Ausschnitt aus dem berühmten Teppich von Bayeux in der Normandie, der in 38 Gruppen die Hauptereignisse der Eroberung Englands durch Wilhelm den Eroberer zeigt. Vom 8. bis zum 12. Jahrhundert waren die Normannen überall als kühne Seefahrer und Eroberer bekannt und gefürchtet. Mit ihren kleinen wendigen Schiffen gelangten sie über Island nach Grönland, viel-leicht sogar nach Amerika, drangen sie über Russlands Flüsse bis zum Schwarzen Meer vor, eroberten sie Unter-italien, unternahmen sie Plünderungszüge die Flüsse hin-ab bis tief ins Innere des Fränkischen Reiches.

in Anwendung. Die Kost bestand im wesentlichen aus gepökeltem Rind- und Schweinefleisch, Mehl und getrocknetem Gemüse . . ."

Leicht war das Leben an Bord eines solchen Schiffes nicht, auch wenn nicht Seeräuber und Kaper, oder Krieg und Blockade, oder die Gewalten der Natur die normale Ordnung bedrohten. Ist nun je ein Seemann auf dem Wege des normalen Aufstiegs vom Schiffsjungen zum Kapitän reich geworden? Wir kennen die vielen Geschichten von Freibeuterkapitänen, die Schätze zusammen-geraubt haben. Die Kaperei, nichts anderes als eine durch Gesetz anerkannte Form der Seeräuberei, war ein sehr einträgliches Geschäft. Deswegen hat es ja bis zum Jahre 1856 gedauert, ehe dieser

90



Sammlung Handke

Kriegsfahrzeug der deutschen Hanse

Die Deutsche Hanse, Handel- und Schicksals-Gemeinschaft zahlreicher norddeutscher Städte an der See und im Binnenlande unter Lübeck's Führung, beherrschte vom 14. bis 16. Jahrhundert fast ganz Nord-europa. Ueberall durchquerten die Züge ihrer Kauffahrteischiffe das Meer, begleitet und beschützt von stark bewehrten Kriegsfahrzeugen.



Stich nach einem Gemälde von Yaden

Das Lotsen-Examen

So war es vor hundert Jahren, so ist es noch heute. Jede Untiefe, jede Eigenart des Fahrwassers, durch das er fremde Schiffe sicher hindurchleiten soll, muß der Lotse genau kennen. Wie der Steuermann legt er nach Beendigung der Ausbildungszeit vor einer Prüfungskommission ein Examen ab, bei dem er scharf auf Herz und Nieren geprüft wird. Der Lotse erhält dann sein Patent nur für ein bestimmtes Gebiet. Er macht Dienst auf der Lotsenstation und wird dort vom Kapitän des Schiffes, das seiner Dienste bedarf, abgerufen. Es gibt übrigens auch auf großen Binnenströmen Lotsen, so auf dem Rhein beim Binger Loch.

hatte, als Löhnung mitgebracht. „Ich dachte an den vorigen Winter, wo wir nichts als trockenes Roggenbrot gegessen hatten, und dachte, dies soll nicht wieder passieren, und so kaufte ich mir vier Stück Stapelkäse (die wohlfeilste Sorte Käse, die in Holland gemacht wird), fuhr nach Jöhr ab und kam gottlob gesund und wohl, bei meinen Eltern und Brüdern, zu Hause an, wo ich denn meine vier Käse und mein Geld, welches ich in Amsterdam in dänisch Geld umgewechselt hatte, zu Hause brachte. Von diesem meinem mitgebrachten Gelde mußten, soweit es reichte, Schulden bezahlt werden, um aufs neue Kredit zu bekommen und Roggenmehl und Brot zu erhalten. Diesen Winter hatten wir gottlob wieder satt Brot und Käse dazu, aber täglich nichts als gelbe Erbsen in Wasser gekocht, ohne Speck und Fleisch.“

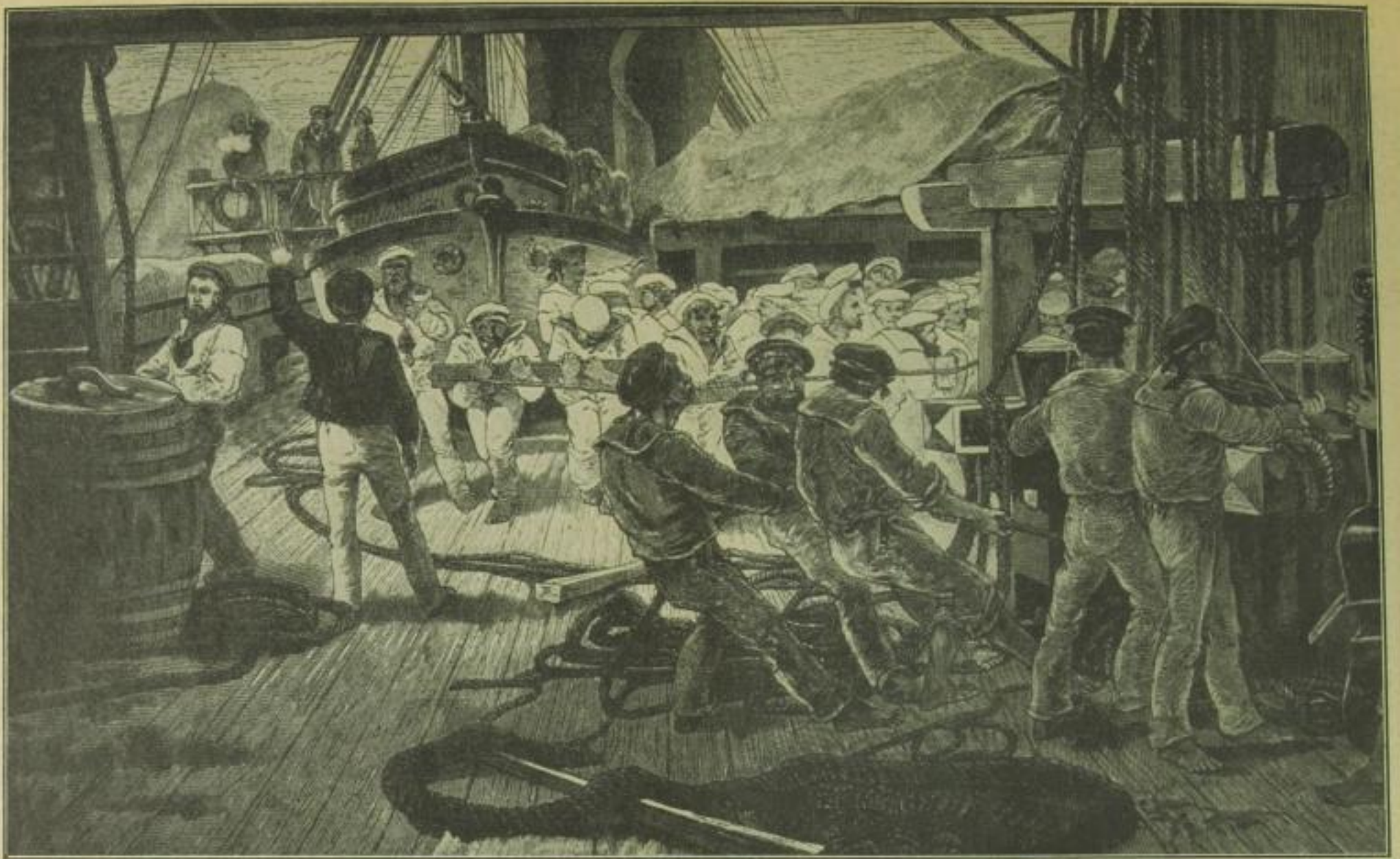
Es war nicht immer so schlecht. In guten Jahren war der Verdienst doch so, daß er für den Winter und für Frau und Kinder während der Zeit der Abwesenheit im Sommer ausreichte. Um 1800 verdiente ein Vollmatrose zwischen 18 und 30 Mark im Monat außer Kost und Logis.



Sammlung Köhler

Der Herr Seekadett fühlt sich

Vierzehn Jahre alt, gestern noch seekrank, heute schon strenger Richter über alte Vollmatrosen, die alle Weltmeere befahren haben. Es scheint aber, daß sie den kleinen Seeroggen, der ihr Sohn sein könnte, nicht recht ernst nehmen.



Sammlung Köhler

Schwere Arbeit am Gangspill auf einem deutschen Kriegsschiff um 1880

Das Lichten des Ankers war früher eine Herkulesarbeit. Sechzehn Matrosen waren nötig, um das Gangspill, zwei große, kreuzweise verlegte Balken über einer Winde, zu drehen. Langsam schwebte dann der dicke, ungesügte Anker vom Meeresboden empor. Um den Matrosen die Arbeit zu erleichtern, erklangen dazu Geige und Bass, wie überhaupt in früherer Zeit viel mehr als heute im Maschinenzeitalter jede Tätigkeit an Bord von Musik und Gesang begleitet war.

Die Fahrtzeiten der Schiffe waren lang. Früh im Jahre, sobald die Häfen eisfrei waren, ging es los. Gefahren wurde, solange die Witterungsverhältnisse es ge-



Beim holländischen Schlafbas vor hundert Jahren

Kein sehr bequemes Matrosenlogis an Land, man wundert sich, wie ein Mensch überhaupt in dieser Haltung schlafen kann. Aber die Matrosen verdienten in der „guten alten“ Zeit nur wenig und gaben den größten Teil ihres mühsam erworbenen Lohnes für andere Dinge aus, so daß für die Nachtruhe kaum etwas übrigblieb. Eine Nacht über dem Lau kostete 6 Pfennig.

statteten und solange Frachten zu haben waren. Im Verkehr mit der Südsee und Südamerika hatte das Schiff immer Sommer, nördlich des Äquators in der einen Hälfte des Jahres und südlich des Äquators in der anderen. Von einem Familienleben der Seeleute konnte unter diesen Umständen kaum die Rede sein. Der Aufenthalt zu Hause beschränkte sich oft auf wenige Tage im Jahr, und es war nichts Seltenes, daß die Frau ihren Mann zwischen Ankunft und Abfahrt des Schiffes im Hafen besuchte, um dann wieder für ein Jahr oder noch länger von ihm Abschied nehmen zu müssen. Und wie oft sah sie ihn überhaupt nie wieder!

Das 19. Jahrhundert hat die Seefahrt von Grund auf umgewandelt. Es hat tieferegreifende Umgestaltungen vollzogen als dreieinhalb Jahrtausende vorher. Im Altertum hatte das Ruder Schiff das Mittelmeer beherrscht. Das Segel Schiff der Nord- und Ostsee und des Atlantischen Ozeans hatte sich von den Wikingerschiffen der Skandinavier, den Koggen des Mittelalters und der Renaissance mit den hohen Deckaufbauten auf dem Hinterteil und den Rahen am Bugspriet zu den Schonern, Briggs, Barken und Fregatten entwickelt: die Grundprinzipien waren dieselben geblieben. Alle Schiffe früherer Jahrhunderte sind ausnahmslos aus Holz gebaut gewesen, das 19. Jahrhundert führte das Eisen als Baumaterial ein. Es brachte den Dampf, den mechanischen Antrieb. Es entfesselte die Kräfte der modernen Wirtschaftsordnung. Die „Bremen“ und die „Europa“ haben eigentlich nur noch den Zweck gemeinsam mit der „Santa Maria“ des Columbus, mehr nicht.



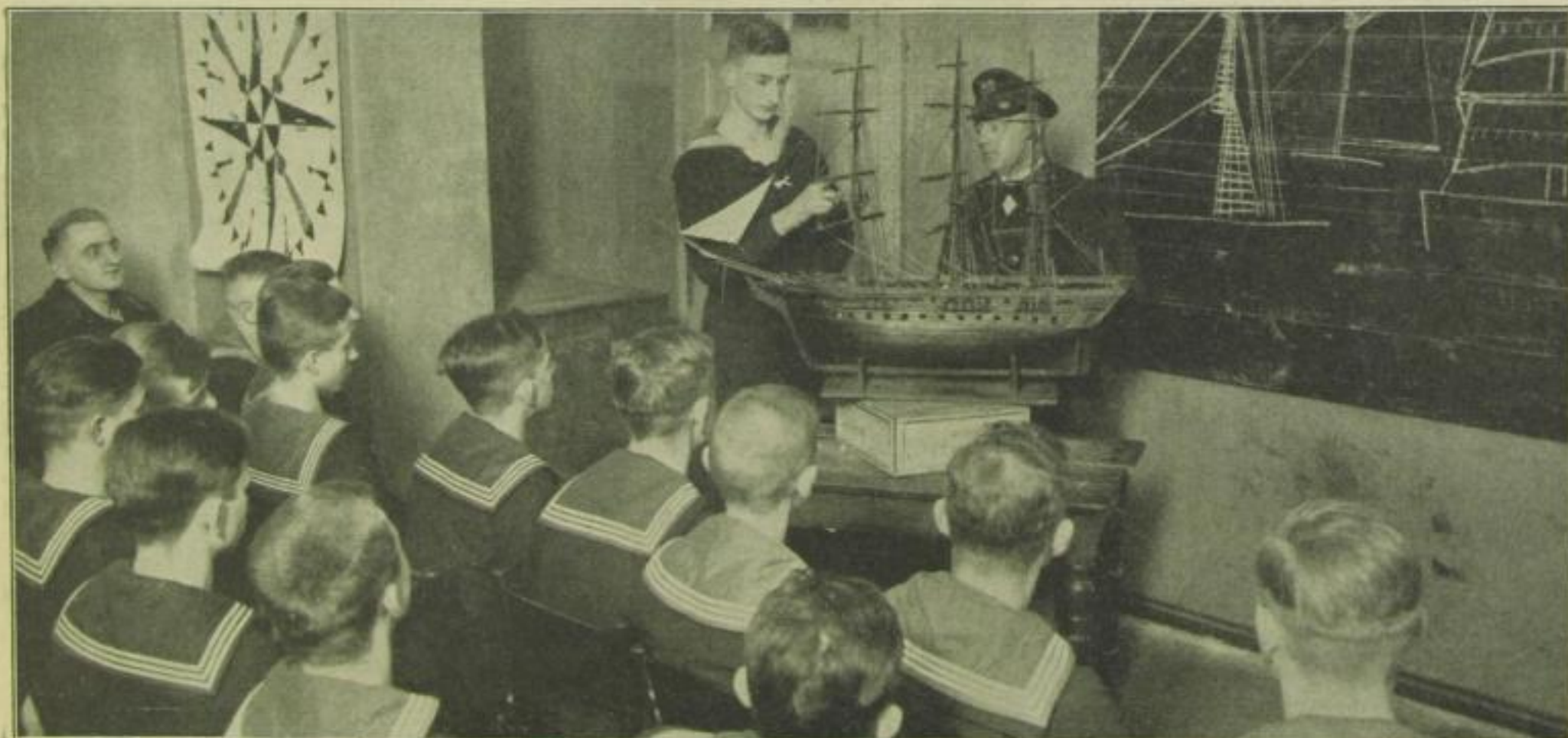
Fot. N. Y. T.

Die Arbeitsvermittlung der Hafenarbeiter und aller mit der Seefahrt zusammenhängenden Berufe hatte jahrhundertlang ihre festen, wenn auch durch keine Gesetze festgelegten Formen.

Engländerdeck, Wandrahmdeck, Pickdeck . . . waren tatsächlich die Bezeichnungen für Häuserdeck, an denen die „Lüd' von de Eck“ im Hamburger Hafen auf Arbeit warteten. Nicht jeder beliebige Gelegenheitsarbeiter konnte sich dort aufstellen. Die Lüd von de Eck mußten ehrbare Hamburger Leute sein. Sie mußten in aller Form um Aufnahme nachsuchen. Sie wurden in ein Buch eingetragen, das jede Ecke führte, nachdem ein Taler oder zwei als Aufnahmegeld bezahlt waren. Wenn ein Speichermeister — „Hausküper“ — die Arbeit mit seinen eigenen Arbeitskräften nicht mehr bewältigen konnte, dann ging er nach der Ecke, die für seinen Speicher „zuständig“ war. Erst wenn er dort niemand gefunden hatte, durfte er sich weiter umsehen. Die Ecken standen in Verbindung mit einer „Köminsel“, einer bestimmten Kneipe, wo der Hausküper zunächst nachzu-

Scheuerfest an Bord

Jeden Tag wird auf den Kriegs- und Handelsschiffen das Deck blühblank gescheuert. Sauberkeit ist dem Seemann gleiches Bedürfnis wie der Hausfrau, sie ist besonders nötig, wenn schwere Seen das Schiff überspült haben.



Fot. Henschke

Am Modell in der Matrosenschule

Ein angehender Seefahrer erklärt die Takelage an einem Dreimast-Schoner.

sehen hatte, wenn er an der Ecke niemand antraf. In der Köminsel wurde man handelseinig. Ein Schnaps besiegelte den „Arbeitsvertrag“ . . .

Auch diese Formen der Anmusterung hat das 19. Jahrhundert gesprengt. Das Berufsleben und das Sozialrecht der Seeleute hat neue Formen gefunden. Die großen Reedereien haben ihre eigenen Arbeitsvermittlungstellen errichtet, die ohne Entgelt Heuern vermitteln; die Arbeitsämter des Staates betreuen heute die Seeleute genau so wie die Industriearbeiter. Durch Tarifordnungen ist genau bestimmt, was jeder Matrose an Löhnung zu beanspruchen hat. Was in einem Heuervertrag enthalten sein muß, ist durch das Gesetz vorgeschrieben, und Arbeitszeit, Anmusterung, Abmusterung sind in der Seemannsordnung geregelt.

Die **S e e m a n n s ä m t e r** — es gibt in jedem größeren Hafen eins — sind die Spruchbehörden für alle Streitigkeiten aus dem Arbeitsvertrag, über Vergehen gegen die Pflichten, die Mannschaft und Offiziere durch das Gesetz zugewiesen sind. Wie alle Arbeitnehmer sind die Seeleute in Deutschland gegen Krankheit versichert; im Alter und bei Invalidität betreut sie die Invalidendversicherung. Die Berufsgenossenschaft wacht über die Sicherheitseinrichtungen des Schiffes, die Seeämter entscheiden über Schuld und Nichtschuld bei Havarien und Kollisionen.

In Hamburg aber residiert die Behörde, der die Kontrolle der Schiffsinstrumente anvertraut ist, die Zeitsignale gibt, die Ebbe und Flut berechnet, die den Wetterbericht macht, bei der überhaupt die ganze nautische Wissenschaft konzentriert ist: die **D e u t s c h e S e e w a r t e**. Die Aufzählung der verschiedenen Abteilungen der Seewarte deutet ihren riesigen Aufgabenkreis an: es gibt in Hamburg Abteilungen für Nautik, Eisdienst, Instrumentenprüfung, Erd- und Schiffsmagnetismus, Zeitdienst, Gezeitendienst, Meteorologie, Astronomie, Wetterdienst, Sturmwarnung, Seeflug, Flugwetterdienst, Klimaforschung, Ozeanographie. In den ersten drei Jahren ihres Bestehens prüfte die Deutsche Seewarte 523 Barometer, 1170 Thermometer, 268 Sextanten und Oktanten, 104 Kompassse und 219 Magnetstäbe. 1927 wurden von der Seewarte und ihren Nebstellen geprüft: 1348 Barometer, 91 Thermometer, 911 Sextanten und Oktanten, 2451 Kompassse und 13 047 Schiffslaternen. — Ihr Urteil über die Sichtweite einer Schiffslaterne, über ihre seitliche Streuung oder über die Farbe ihres Schutzglases ist ein Spruch über Sein oder Nichtsein, ihre „Zensuren“ bestimmen Wert oder Unwert eines Chronometers.

Mindestens ebenso wichtig wie die technische Seite des Schiffsbetriebes ist die berufliche. Der Staat kümmert sich heute sehr angelegentlich um die Ausbildung der Mannschaften und Offiziere. Die erste Steuer-

m a n n s s c h u l e der modernen Zeit leitete kein Geringerer als der berühmte Geograph Amerigo Vespucci, nach dem Amerika benannt worden ist. Er war der Präsident einer nautischen Hochschule in Sevilla, in der jeder einen Kursus von mindestens einem Jahr zu absolvieren hatte, der Steuermann in der spanischen Flotte werden wollte. Am Ende des Ausbildungsjahres hatte der Kandidat seine Kenntnisse durch eine Prüfung zu beweisen. Es soll dabei damals manchmal recht stürmisch hergegangen sein.

Die Hochschule des Amerigo Vespucci ist der Ahnherr aller Navigationschulen geworden. Wir haben in Deutschland jetzt zehn solcher Seefahrtsschulen, und zwar in Altona, Bremen, Elsfleth, Flensburg, Hamburg, Leer, Lübeck, Stettin, Wesermünde, Wustrow. Die Kurse dauern für das Examen des Steuermanns und des Kapitäns „auf kleiner Fahrt“ 14 Wochen, für das Examen des Steuermanns „auf großer Fahrt“ 60 Wochen und für das Examen des Kapitäns „auf großer Fahrt“ nach längerer Tätigkeit als Steuermann 25 Wochen. Die kleine Fahrt umfaßt die Ostsee, die Nordsee bis zu 61 Grad nördlicher Breite, den Englischen Kanal, den Bristol-Kanal, den St.-Georgs-Kanal und die Irische See; die große Fahrt alles, was darüber hinausgeht. 50 Monate muß der angehende Steuermann auf See gefahren sein, davon mindestens 18 Monate auf Segelschiffen, bevor er sich zur Prüfung melden kann. Er muß ein ausreichendes Hör-, Seh- und Farbenunterscheidungsvermögen nachweisen und im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sein. Prüfungsfächer sind Nautik, Gesetzeskunde, Deutsch, Mathematik, Wetterkunde, Seemannschaft, Schiffskunde, Signalwesen und Gesundheitspflege.

*

Seit Jahrhunderten sind Millionen von Seeleuten, Ingenieuren, Arbeitern am Werke, um Einrichtungen zum Schutze von Schiff und Schiffahrt zu schaffen. Den beharrlichen Bemühungen ist es gelungen, die Sicherheit in ungeohnter Weise zu steigern. Dennoch: 90 Schiffe sind in dem Zeitraum von Oktober bis zum Dezember vorigen Jahres verlorengegangen. Viermal im Jahr wird eine Liste der Schiffe veröffentlicht, die auf See geblieben sind. Es wird registriert, welcher Art die Schiffe sind, wie sie verlorengingen, ob die Mannschaft gerettet wurde.

Seit den Zeiten, da das erste Kaufahrtsschiff den Ozean überquerte, hat sich viel geändert. Die Schiffahrt ist eingegliedert in das System einer rechnenden Wirtschaft, ist geleitet und behütet von unzähligen Gesetzen des Staates und der Staaten. Die Romantik der Flibustier-Zeiten ist längst vorbei.

Am Wesen aber hat sich nichts geändert. Zur See fahren, das ist Freiheit, Ferne, Weite, das beflügelt Phantasie, Wagemut, das erfordert Disziplin, Einsatzbereitschaft, Mannestugenden.

Richard Winners.



Hamburgischer Admiral
als Gallionsfigur

Dieses prachtvoll geschnitzte Kunstwerk war einst die Gallionsfigur an dem Convoy-Schiff „Admiralität von Hamburg“, das von 1691 bis 1728 zahlreiche Kauffahrtsschiffe zum Schutz gegen Seeräuber über das Meer begleitete. Alle Segelschiffe trugen früher solche Figuren, meist vorn unter dem Bugspriet, oft auch am Heck dort, wo die Kapitänskajüte dem Deck aufgesetzt war. Sie sollten das Schiff schützen und ihm Glück bringen.



„Ein halbes Pfund von denen zu dreißig, bitte . . .“

Fot. Sonja Walter

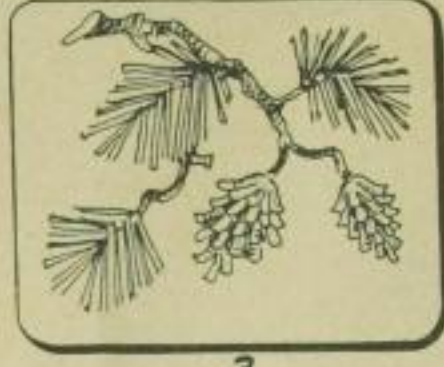
Für RÄTSEL



1



2



3



4



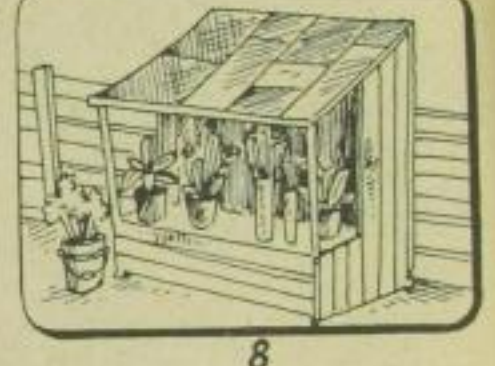
5



6



7



8

An Stelle der Definitionen sind Bilder gegeben, deren Bedeutungen zu erraten sind unter Benutzung der beigefügten Silben. — Bei richtiger Lösung nennen die dritten und ersten Buchstaben der Lösungswörter, beide von oben nach unten gelesen, die erste Zeile unseres Garten-Rätsels.

Silben: ap — aus — bei — ben — blüm — bu — chen — de — del — der — e — erb — erd — ern — fel — fen — fuß — gän — ge — gen — heit — ho — Holz — leim — lun — maul — na — rin — saat — se — se — te — tau — trop — un — wa — wurf —

Die untere Zeichnung dient zum Eintragen der Lösung.



9

Was der Gärtner durch Karren beseitigt!

10



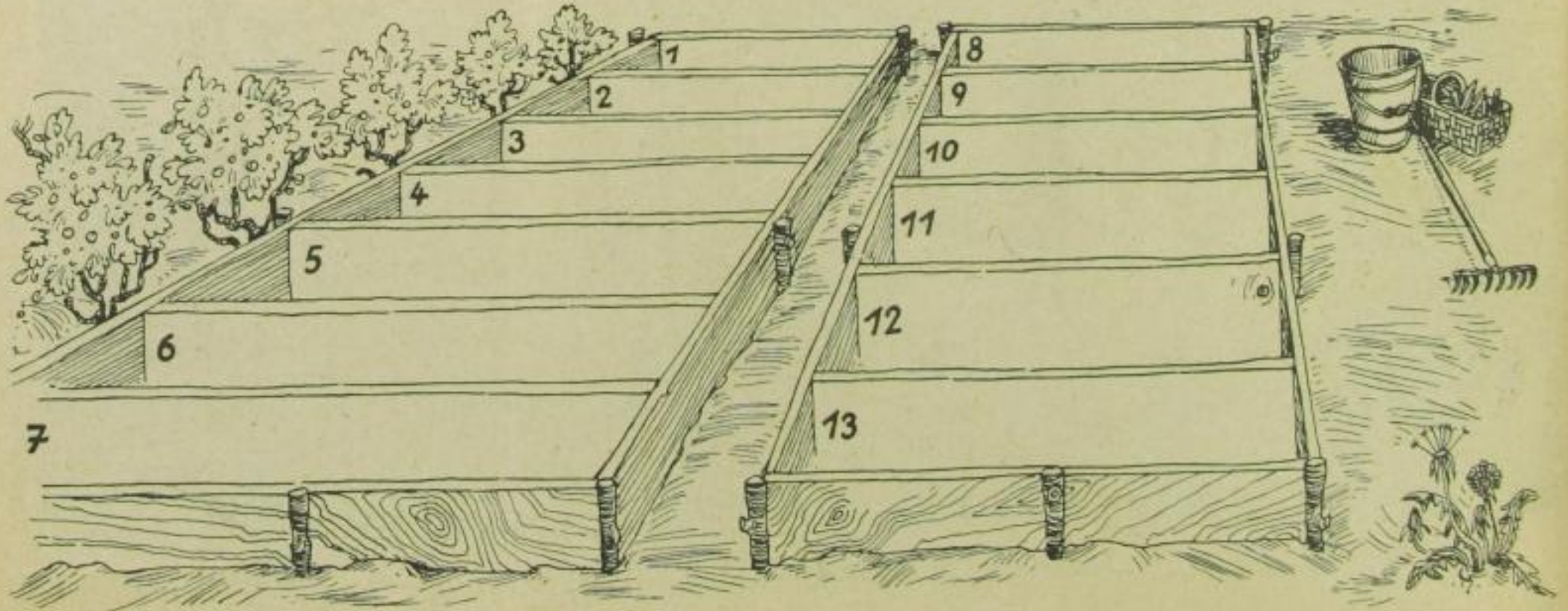
11



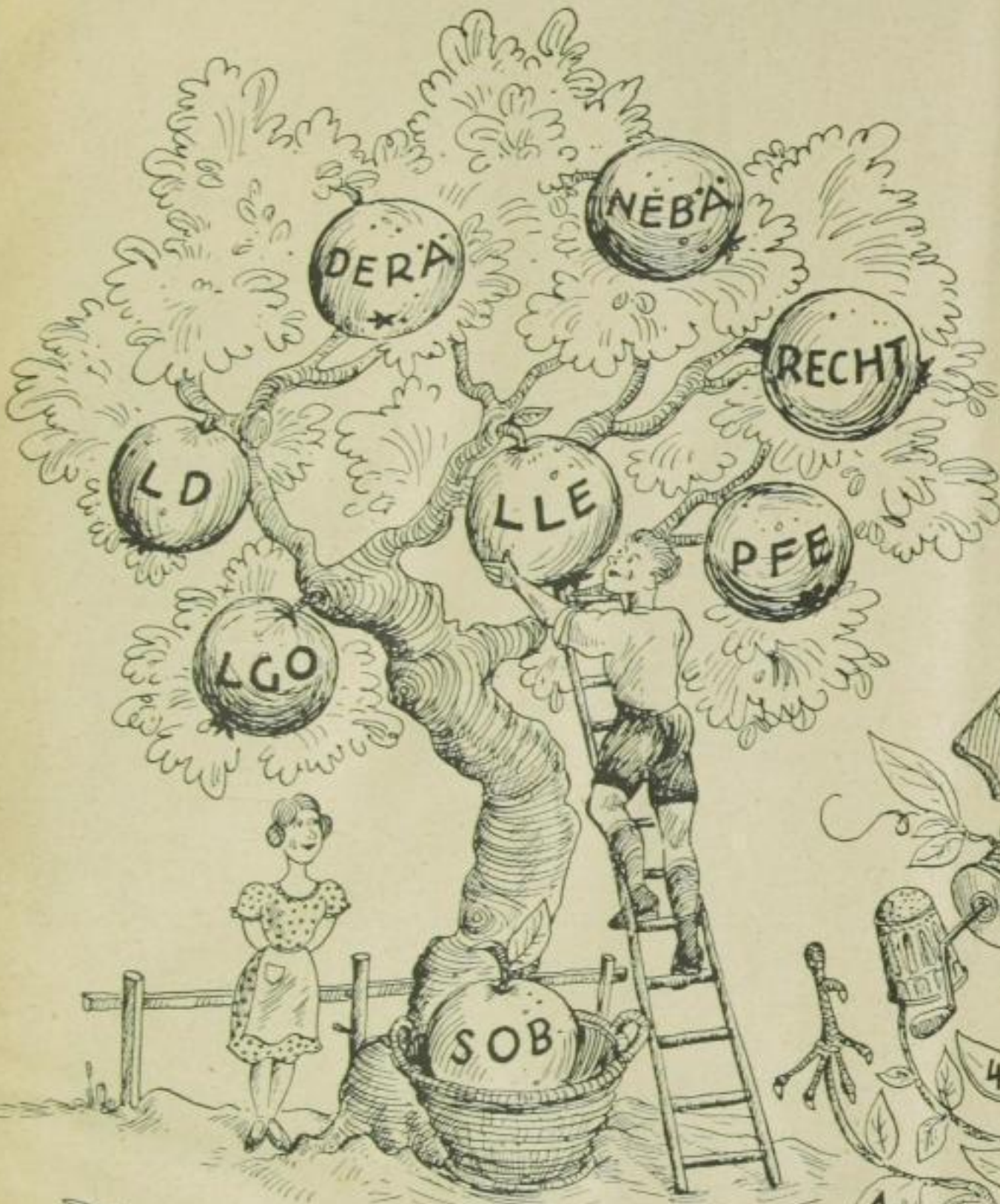
12



13



GÄRTNER



Werden die Äpfel in der richtigen Reihenfolge gesammelt, so ergeben ihre Aufschriften die zweite Zeile des Garten-Rätsels.



Wie heißen wohl die Blumen in unserm Bukett? Jeder Name ist, wenn auch in übertragenem Sinn, angegeben. — Sind die Namen richtig geraten, so ist der bezeichnete Buchstabe aus-zuzählen. Werden diese Buchstaben an Stelle der Striche in den angedeuteten Spruch eingetragen, so entsteht, nach sinn-gemäßer Worttrennung, die dritte Zeile des Garten-Rätsels.
— in — st — ie — ei — de — sch — ärm — re —



Jeder Strahl trägt die Buchstaben eines Wortes. — Wer die Buchstaben richtig ordnet, erhält so die letzte Zeile unseres Garten-Rätsels.

Triumphe in Dur und Moll

Die drei Sträuße

Zweimal Johann

Als Chopin 1830 nach Wien kam, um zu konzertieren, fuhr er sogleich wieder fort und schrieb den mürrischen Satz nach Hause: „Lanner, Strauß und ihre Walzer beherrschen alles.“

Ja — der „alte Strauß“, der beim ersten Auftreten seines Sohnes (1844) erst vierzig Jahre alt war, war nach Lanners Tode (1843) Alleinherrscher in Wien. Selbst von seinen Söhnen, Johann und Joseph, schien er keine Konkurrenz zu wünschen, obwohl er sich von der Musikalität beider immer wieder überzeugen konnte — etwa als Johann in die Tasten griff und dem komponierenden Vater einen lange gesuchten Uebergang zeigte: „Wie wär's denn, Papa, wennst Du's so machen möchtest?“, worauf der Vater brummte: „Malefizkerl! Beinah wär's besser, Er machte meine Walzer und ich seine Schulaufgaben!“ Einmal riß er dem Jungen sogar die Geige fort — die die Mutter ihm dann wiederbrachte — und konfiszierte sie wütend.

Johann muß in der Sparkasse als „Praktikant“ arbeiten, obwohl er an nichts denkt als an seine heimlichen Stunden beim Domkapellmeister Drechsler, der ihm Kompositionslehre beibringt. Immer wieder gibt es heftigen Streit zwischen den Eltern, wegen der Buben, die Musik machen und es nicht sollen — und nicht nur darum! Denn der „alte“ Strauß hat sich in ein „Frauenzimmer“ verliebt mit dem sonderbaren Namen Trampusch, und die Mutter muß es erleben, daß ihr Mann das Hirschenhaus in der Ladorstraße verläßt und zu „der Person“ zieht. Aber das ist ein Wink vom Himmel für den jungen Johann. Er verläßt sofort die Sparkasse und stürzt sich in die Musik. Er geigt und geigt, er arbeitet Harmonielehre und Kompositionslehre, er sucht fünfzehn Musiker zusammen, die er als sein Orchester drillt, und dann sehen die verblüfften Wiener eines Tages das folgende Plakat an den Ecken kleben: „Ankündigung. Einladung zur Soiree dansante, welche Dienstag, 15. October 1844 selbst bey ungünstiger Witterung in Dommayers Casino in Hiesing Statt finden wird. Johann Strauß (Sohn) wird die Ehre haben, zum 1. Male sein eigenes Orchesterpersonale zu dirigieren . . . der Gunst und Huld des hochverehrten Publikums empfiehlt sich ergebenst Johann Strauß (Sohn).“

Welche Sensation! Der Sohn des einzigen, umjubelten Strauß, neunzehn Jahre alt, wird — gegen den Willen des Vaters — sich zum ersten Male auf dem Podium zeigen — und noch dazu bei Dommayer, wo sonst der Vater seine Triumphe feiert! Hunderte von Wagen fahren an dem angekündigten

Tage vor, vornehme Kaleschen, Fiaker, Einspänner und „Zeißerlwagen“ kommen aus der Stadt, um den jungen Herrn zu sehen! Sogar die Wiener Theaterzeitung hat einen Referenten geschickt! Vater Strauß grollt — er hat zwei Abgesandte hinausgebeten: seinen Freund, den „Lampelhirsch“, der soll achtgeben, wie der Bub sich blamiert; und seinen andern Freund, den Musikverleger Haslinger, der soll Stimmung gegen den Frechling und Mistbuben machen! Aber da der schlanke, rabenschwarze junge Mensch, Geige in die Hüfte gestützt, auftritt, werden die vereinzelt, von Haslinger geführten Zischer rasch niedergeklatscht. Strauß führt sich „anständig“ ein: Ouvertüre der „Stimmen von Portici“ — gut dirigiert! Dann aber dirigiert er eine eigene Komposition: „Sunstwerberwalzer“ heißt sie. O — er braucht nicht lange um Gunst zu werben! Der schöne Mensch mit den anmutigen Bewegungen und den funkelnden Augen fasziniert dieses verwöhnte Publikum. Seine nächste Komposition ist ein Walzer: „Sinngedichte“, der noch mehr einschlägt als der erste, man applaudiert wie verrückt, und er muß den Walzer nicht weniger als neunzehnmal wiederholen. Als er dann noch den „Loreleerwalzer“ des Vaters Strauß, eines der Lieblingsstücke der Wiener, „draufgibt“ — da sind die Leute wie rasend! Man schlägt sich die Hände wund, man wirft Taschentücher und „Schals“ auf die Bühne, Buketts und Bonbons. Johann Strauß, der Sohn, ist in drei Stunden der vergötterte Liebling der Wiener geworden — und war doch vor einem Monat noch ein Sparkassenbeamter, war gestern noch völlig unbekannt im Schatten des Vaters. Man geht heim, niemand hat an diesem Tanzabend getanzt. In der letzten Reihe sitzt noch lange eine vergräunte Frau, deren sonst so traurige Augen selig lächeln: die Mutter.

Als der „Lampelhirsch“ am nächsten Morgen zum Vater Strauß kommt und zwinkernd sagt: „Ja — also . . . es is sehr guat 'gangan, der Mistbua hat großartig gefallen“ — da glaubt der Freund es in den grimmigen Augen des alten Walzerkönigs feucht aufblincken zu sehen!

Der Joseph

Nur wenige Jahre war es den beiden Johanns vergönnt, gemeinsam den Wienern ihre Walzerschöpfungen darzubieten. Der Sohn ist nicht nur kein Konkurrent geworden — er hilft den Ruhm des Vaters ins Unermessliche steigern. Aber schon ein Jahr nach der Revolution von 1848 stirbt dieser, und die Last des großen Namens ruht auf den Schultern des nervösen Sohnes. Denn Joseph, der jüngere Bruder, scheint nur Sinn für seine Bauzeichnerei zu haben. Der Vater

SHELL-STADTKARTEN
SHELL-STRASSENKARTEN
SHELL-TOURENKARTEN
SHELL-SEENKARTEN
SHELL-WETTERKARTEN

Auf Wunsch an vielen
SHELL-Stationen, die durch
Streifen-Plakate mit die-
sem Zeichen kenntlich sind

SHELL REISE-
DIENST



**Im Rückspiegel
sieht man den
anderen immer
kleiner werden.**

Sie haben Gas gegeben und holen aus Ihrem Motor das Äußerste heraus. Trotzdem arbeitet der Motor gleichmäßig weiter, wenn Sie den richtigen Kraftstoff und das speziell für Ihre Maschine geeignete Öl verwenden. SHELL AUTOÖLE werden in deutschen Fabriken in 7 Qualitäten hergestellt, die in jahrelanger Zusammenarbeit mit den Kraftfahrzeugfabriken auf alle Motortypen abgestimmt sind und sich in Zuverlässigkeit, Ausdauer und Wirtschaftlichkeit immer gleichen.

SHELL AUTOÖLE

ebenso hochwertig wie SHELL BENZIN

wollte ihn Soldat werden lassen, und dann mußte der Joseph, der das nicht mochte, Lehrling der Steinmetzunft werden. Später ist er Betriebsleiter in einer Spinnerei und erfand eine Straßenreinigungsmaschine — „ein bißl narrisch“ scheint er zu sein, mit seinen langen straffen Haaren und seinem hageren spanischen Gesicht. Für den Sommer 1853 hat er eine Menge Pläne, der Joseph: er soll zwei Neubauten leiten und will einen Kurs über Wasserbau hören.

Da muß Johann dringend für kurze Zeit wegfahren und bittet — anfangs halb scherzhaft — Joseph, er möge ihn vertreten. Vertreten? Joseph, der so selten lacht, verzieht das bleiche Gesicht: er könne doch nicht einmal Geige spielen, und ein Dirigent ohne Geige, nur „mit'n Staberl“ — das lieben die Wiener nicht. Auch habe er keinerlei theoretische Kenntnisse, habe nur so ein wenig sich im Komponieren versucht, wenn er Muße dazu fand. Aber der Bruder und auch die Mutter reden dem sich Sträubenden so lange zu — bis er, der Wasserbauingenieur, wirklich für den verhinderten Johann im „grünen Zeisig“, einem beliebten Lokal, auftritt. Das Publikum ist über den totenblaffen neuen Strauß an-

fangs entsetzt, zumal er wirklich nur mit dem „Staberl“ auftritt — bald aber beginnt seine Faszination zu wirken, und als er kurz darauf bei seinem zweiten Erscheinen, am 23. Juli 1853, seine erste Komposition, einen Walzer mit dem bescheidenen Titel: „Die ersten und die letzten“, dirigiert, jubelt man dem „interessanten“ und „romantischen“ Joseph schon zu. Und als Johann zurückkehrt und die Walzer ansieht, sagt er bedeutsam: „Du bist an echter Strauß“! Joseph läßt den Ingenieur Ingenieur sein, läßt alle anderen Pläne fallen — und wird der dritte große Strauß. Dieser düstere und kranke Mann komponiert in den wenigen Jahren seines Lebens (er stirbt schon mit dreißig) über 250 Werke, darunter viele geniale Walzer, die man immer wieder für solche des Bruders oder des alten Strauß hält, etwa „Dorfschwalben“ oder den „Delirienwalzer“. Moll war die Stimmung seines Lebens und seiner Musik — so wie Johanns Lebenskraft sich meist in Dur-Tönen ausdrückte. Dennoch hat uns Joseph, der finstere, traurige Pessimist, einen der strahlendsten Walzer der Welt hinterlassen, dem er voller Selbstverleugnung den Titel gab: „Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust“!

Wagner erträumt Rheingold

Be merkwürdige Einblicke in das intuitive Schaffen des Genies gibt das Selbstbekenntnis eines unserer Größten: Richard Wagners. Auf seiner italienischen Reise im Jahre 1853 befand er sich in Spezia in einem durch Fieber, Seekrankheit und Schlaflosigkeit völlig erschöpften Zustand. Sein Hotel gewährte ihm nicht die nötige Erholung, weil es mitten im Lärm der Straßen lag. Er streifte daher trotz seines Zustandes in der Hoffnung auf Ruhe in der Umgegend umher und wurde durch das hügelige Gelände nur noch matter und elender. „Am Nachmittag heimkehrend, streckte ich mich todmüde auf ein hartes Ruhebett aus, um die langersehnte Stunde des Schlafes zu erwarten. Sie erschien nicht. Dafür versank ich in eine Art von somnambulen Zustand, in welchem ich plötzlich die Empfindung, als ob ich in ein stark fließendes Wasser versänke, erhielt. Das

Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klang des Es-dur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahinvogte. Diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Es-dur, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchesterpiel zum „Rheingold“, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war. Und schnell begriff ich auch, welche Verwandnis es durchaus mit mir habe: Nicht von außen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufließen.“

Verschieden Wort, verschieden Ding

Von Bismarck wird folgende Anekdote erzählt: Ein unfähiger Gesandter kam von einer mißglückten Mission zurück und entschuldigte sein Versagen mit der Schwierigkeit der Sprache. Die deutsche Sprache sei so schwer; immer bedeuteten zwei Wörter das gleiche, speisen und essen, springen und hüpfen, schlagen und hauen, senden und schicken.

Bismarck hörte sich die Klagen des Gesandten ruhig an und erwiderte: „Das stimmt nicht, Herr Kollege. Eine Volksmenge kann man speisen, aber nicht essen. Eine Tasse springt, aber sie hüpfet nicht. Die Uhr kann schlagen, aber nicht hauen. Und Sie sind ein Gesandter, aber kein — geschickter.“

Diese Anekdote erledigt in heiterer Weise die Sage von den sogenannten „Synonymen“. Als Synonyme galten lange Jahrhunderte hindurch die Wörter, die das „Gleiche“ aus-

drücken sollten. Man hat, diese „gleichen“ Wörter zu sammeln, ganze „Synonymenlexika“ geschaffen, schön alphabetisch geordnet. Sie waren nicht einmal ganz nutzlos, weil sie zur Sammlung und Kenntnis der Sprache beitrugen. Es war eine wissenschaftliche Einbildung, daß es in einer Sprache auch nur zwei Wörter gebe, die das „gleiche“ bedeuteten, also wirklich „synonym“ wären. Die moderne Sprachwissenschaft hat einen neuen Begriff für die Synonyme geschaffen. Das Wort ist geblieben, aber sein Inhalt ist anders geworden. Synonyme sind, nach den neuesten Erkenntnissen der Sprachwissenschaft, bedeutungsnah, nicht bedeutungsgleiche Wörter. Man hat eingesehen, daß es gradezu zum Wesen der Synonyme gehört, nicht synonym zu sein.

Mit jedem Satz, den man spricht, trifft man eine „Synonymenauswahl“. Diese Auswahl gibt dem Satz

seinen persönlichen Wert und kennzeichnet die Persönlichkeit, die ihn geprägt hat.

*

Ein großer Gelehrter, der eben dabei ist, das neueste Synonymenlexikon fertigzustellen, leitet sein Werk mit dem Bekenntnis ein: „Synonyme gibt es nicht; es ist also irrsinnig, sie zu sammeln. Dieses Buch würde danach besser nicht versucht sein.“ Da er es dennoch nicht nur versucht, sondern zu drei Vierteln schon vollendet hat, so hat er damit etwas anderes bezweckt. Sein Werk hat die Absicht, den Nuancenreichtum der deutschen Sprache vor Augen zu führen und dabei nachzuweisen, wie die Wahl der sogenannten Synonyme von Anlaß, Stimmung, Stil, Herkunft, Erziehung und noch vielen andern Bedingungen abhängig ist.

Der Sprachgelehrte, der dieses Riesenwerk zu schaffen unternommen hat, ist der Greifswalder klassische Philologe Professor Franz Dornseiff. Er gab seinem Werk, von dem schon mehrere Lieferungen vorliegen (im Verlag Walter de Gruyter und Co.) den Titel „Der deutsche Wortschatz. Synonymisch geordnet“. In der Einleitung bezeichnet er das Werk ausdrücklich als ein „nationales Erbauungsbuch“, und das ist Grund genug, dem Werk eine möglichst große und weite Resonanz zu verschaffen.

*

Dieses Lexikon ist kein Lexikon im herkömmlichen Sinne. Es ist ein Wörterbuch, das man hintereinander lesen kann. Die Wörter der deutschen Sprache sind hier nicht stumpfsinnig alphabetisch angeordnet, sondern nach Sachgesichtspunkten — das Werk ist nichts weniger als eine „Einteilung der Welt und sämtlicher Vorgänge in ihr“ nach ihrem Niederschlag in der deutschen Sprache.

Wie sieht dieses interessante Werk nun aus?

Der gesamte deutsche Wortschatz — und das heißt, um es noch einmal genau zu betonen: die gesamte Welt im Abbild der deutschen Sprache — ist in zwanzig Hauptabteilungen gebracht worden. Das fängt mit Raum und Zeit an, geht über Menge, Zahl, Grad, Wesen, Beziehung, Geschehnis zu Sichtbarkeit, Licht und Farbe, Schall, Temperatur, Gewicht, Geruch, Geschmack und von da aus zur anorganischen Welt, zu den Stoffen, dann zu den Pflanzen und Tieren (wobei es ganze botanische und faunistische Speziallexika abgibt), und zum Körper des Menschen. Es folgen die Gruppen der Ortsveränderung, von Wollen und Handeln, der Sinnesempfindungen, des Fühlens, der Affekte, der Charaktereigenschaften, des Denkens. Dann kommen die Abteilungen der Zeichen, der Mitteilung, der Sprache selbst, Schrifttum und Wissenschaft, Kunst, die sozialen Beziehungen, Geräte und Technik, die Wirtschaft, Recht und Ethik und zum Schluß die Religion und das Uebersinnliche.

So steigert sich das Werk vom Stofflichsten zum Geistigsten. Die Aufzählung dieser Urgruppen gibt ungefähr ein Bild, wie hier tatsächlich der Gesamtinhalt der Welt, der Gesamtinhalt unseres Wissens von der Welt in der Bezeichnung durch die Sprache erfaßt worden ist.

Jede der angeführten Gruppen ist in eine Anzahl von Untergruppen — bis zu hundert — eingeteilt. Von der sachlichsten Sache bis zum geistigsten Begriff ist das Weltganze in seine Sachzusammenhänge gebracht worden. Vom alltäglichsten Wort, der Scheidemünze der Sprache sozusagen, bis zu den feinsten Unterschieden der Bezeichnung durch die Mundarten und die Berufs- und Ständejargons sowie den engsten Abzirkelungen durch die Einzelwissenschaften ist,



In eine SEHR SCHÖNE Frau

Sie, die Sie so viel bewundert werden, gnädige Frau, und so gut verstehen Ihre Schönheit zu natürlicher Geltung zu bringen, wissen es am besten, daß eine Frau nur dann wirklich schön und reizvoll wirkt, wenn ihr Teint rein und klar, ihre Haut zart und geschmeidig ist. — Jede Frau kann ihrem Teint die zarte, durchsichtige Reinheit der Kinderhaut bewahren oder wiedergewinnen, wenn sie nur die richtige Pflege anwendet. — Kaloderma-Seife wird als Spezialseife zur Pflege der Haut nach besonderem Verfahren zubereitet. Ihr sahniger, milder Schaum erwirkt eine tiefdringende Reinigung der Poren, belebt die Hautatmung

und durchtränkt die Gewebe mit dem hautpflegenden, hautnährenden Kaloderma, dessen spezifische Wirkung dem Teint Transparenz und Frische gibt und die Haut jung und elastisch erhält. * Machen Sie einmal folgenden Versuch: Waschen Sie morgens und abends das Gesicht gründlich mit Kaloderma-Seife und warmem Wasser und spülen Sie mehrmals abwechselnd warm und kalt nach. Augenblicklich werden Sie die erfrischende Wirkung dieser einfachen Behandlung spüren. Wiederholen Sie diese Behandlung mehrere Wochen lang und beachten Sie die auffallende Verschönerung Ihrer Haut und Ihres Teints.

KALODERMA
DIE Seife NACH DER IHRE HAUT VERLANGT
Stück RM — .55

F · W O L F F & S O H N · K A R L S R U H E

vom jeweiligen Sachpunkte aus, der gesamte Bestand der deutschen Sprache aufgenommen worden.

Ja, da muß man staunen. Da stutzt man und wundert sich. Da reißt man Mund und Nase auf, schüttelt den Kopf, traut den eigenen Augen nicht und zweifelt am eigenen Verstand. Da ist man baff, hin, perplex und platt und möchte versteinert werden. Da findet man keine Worte mehr, greift sich an die Stirn und verliert die Sprache. Da fällt man vom Stengel und von einem Erstaunen ins andere, ist bestürzt, betroffen, betucht, entgeistert, fassungslos, geschmissen, erschossen, steht wie der Dachs vorm Scheunentor, wie vom Donner gerührt und zur Salzsäule erstarrt.

Aber schließlich überwindet man die „Verwunderung“ — aus welcher kleinen Untergruppe diese Auswahl entnommen ist — und beginnt sich für die Lektüre dieses herrlichen Werks zu begeistern. Es gehört keine besondere Phantasie dazu, um die Folgen dieser Gruppen und Untergruppen wie

spannende Novellen zu lesen. Aus jeder Zeile dieses „Lexikons“ schießen die Anregungen zum Nachdenken und Mit-schaffen und Nachprüfen der eigenen Sprachdürftigkeit.

Die deutsche Sprache ist eine der reichsten Sprachen des Planeten. Wir kennen ihren Reichtum nur zu wenig und begnügen uns meist mit ein paar tausend Wörtern. Hier kann man schöpfen und seinen Sprachschatz erweitern und verfeinern. Der emsige Gelehrte, der in jahrzehntelanger Sammelarbeit diesen Schatz zusammengebracht und so sinnvoll geordnet hat, ist bescheiden genug, sein Werk nicht für vollkommen und abgeschlossen zu halten. Er bittet jeden, der in seinem Buch liest, die Nuance, die er nicht findet und die eine Bereicherung sein kann, aus seiner Herkunft, aus seiner Mundart, aus seinem Berufs- und Ständekreis, ihm zuzuleiten, damit dieser deutsche Wortschatz von Auflage zu Auflage, die er hoffentlich erleben muß, vollkommener werde.

Otto Ernst Hesse.

Die Welt jenseits der Grenze

Achtundvierzig Eherechte in Nordamerika

Das große „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ hat in seinen 48 Unionsstaaten achtundvierzig verschiedene Ehe-rechte. Nicht nur, daß das Heiratsalter in den Staaten vollkommen verschieden ist — es schwankt für die Frau zwischen 12 und 21 und für den Mann zwischen 14 und 21 Jahren. Das wäre noch zu verstehen, da wirklich die Klimate die Menschen verschieden schnell reifen lassen. Vollkommen unbekannt aber dürfte sein, daß der Staat Oklahoma den geschiedenen Gatten, einerlei welchen Geschlechts, die Wiederverheiratung nach der Scheidung vor Ablauf von sechs Monaten ausnahmslos verbietet, weil er das gesetzlich für Bigamie erklärt. Immerhin kann man in Oklahoma geschieden werden. In South-Carolina, dem großen Neger-, früheren Sklavenstaat, ist eine Scheidung unmöglich. Es ist in den mehr als 150 Jahren, die dieser Staat als Glied der Union besteht, ganzen Generationen von Volksvertretern nicht gelungen, jene Fessel der Eheleute, die auseinander wollen und müssen, zu brechen. Das Gesetz in South-Carolina kennt weder die Ungültigkeit noch die Annullierung, geschweige denn die Trennung einer Ehe. Wer in South-Carolina heiratet, wird allerdings auf diese Schwierigkeit aufmerksam gemacht. Aber da die anderen 47 Unionsstaaten auch Bürger von South-Carolina scheiden, wenn sie nur zahlen und die Wohnvorschriften richtig erfüllen, so kann auch denen aus South-Carolina geholfen werden. Nur dürfen sie, wiederverheiratet, nicht nach der Heimat zurück. Dann würden sie wegen Bigamie im Geschwindschritt ins Gefängnis kommen. Die Sheriffs verstehen darin absolut keinen Spaß.

Alle 500 Meter ein Bahnhof

Der Wettbewerb des Autos wird den ägyptischen Staatsbahnen, obwohl oder weil sie nicht sehr viel Kilometer haben, sehr unangenehm. Da sich der Bau von vielen neuen Haltestellen nicht ohne weiteres lohnen würde, so ist der kluge Eisenbahnminister auf einen sehr brauchbaren Ausweg verfallen. Alle 500 bis 1000 Meter wird zwischen den schon bestehenden Stationen der Boden neben dem Gleis festgestampft, ein Namensschild wird gemalt und angebracht, eine Laterne aufgestellt und an die Lichtleitung des nächsten Ortes angeschlossen. Will ein Reisender, meist ja wohl einer der geduldigen Beduinen, einsteigen, so betätigt er selbst ein Haltesignal, das 250 Meter vor der „Station“ aufragt, und der Zugführer bremsst. Die Fahrkarte bekommt er im Zuge. Wenn sich die Station bewährt und über eine bestimmte Zahl von Reisenden im Monat hinauswächst, dann bekommt sie nach und nach alle Requisiten eines richtigen Bahnhofs: also Sperre, Automaten, Gepäckhalle und Bahnsteige. Es ist ziemlich sicher, daß diese Angleichung an die Fähigkeit des Autos, überall zu halten, wo es gewünscht wird, der Bahn neue Kunden zuführt. Denn auch das Aussteigen auf solchen Sandstationen soll den Reisenden ermöglicht werden. Sie brauchen nur dem Zugführer rechtzeitig vorher den Wunsch kund zu tun, der Lokomotivführer sucht sich dann in der Wüste den besten Platz aus, wo er den Wüstenohn aussteigen läßt. Wie sich die Pünktlichkeit der Züge bei diesem Individualfahrplan gestalten wird, das muß man den ägyptischen Eisenbahnminister nach Jahresfrist vertraulich fragen.



Bad Mergentheim

KARLSQUELLE • ALBERTQUELLE • WILHELMSQUELLE

KURANSTALT HOHENLOHE

Geöffnet
Februar - November

HOTEL KURHAUS

Geöffnet
April - Oktober

Ab 1. September ermäßigte Kurtaxe, Bäder- und Pensionspreise • Ganzjährige Pauschal- und Vergünstigungskuren

Das Kleid der Chinesin

Die Regierung der großen chinesischen Provinz Kiangsi hat neue Richtlinien für die Kleidung der Chinesin herausgegeben. Alle Kleider müssen bis an die Knöchel reichen. Der Kragen muß mindestens 6 Zentimeter hoch sein. Die Ärmel müssen mindestens bis zu den Ellenbogen reichen. Enge Kleider sind verboten. Der traditionelle Rockschlitz darf höchstens bis zum Knie reichen. Immer sollen lange Strümpfe getragen werden. Das Haar muß zurückgekämmt sein und darf nicht über die Nackenlinie fallen. Ponys sind ganz besonders streng untersagt. General Tschiang-Kai-Schek will mit diesen Vorschriften der zunehmenden Europäisierung der Chinesin entgegenarbeiten.

Die Straße des Cellisten

Der berühmte Cellist Pablo Casals hat die für einen lebenden Musiker wohl einzig dastehende Auszeichnung erfahren, daß eine große Stadt eine Hauptstraße nach ihm benannt hat. Barcelona, wo Casals zuerst vor die Öffentlichkeit getreten ist, hat ihn zum Ehrenbürger ernannt, und an demselben Tage mit großen Feierlichkeiten eine der schönen breiten Straßen in einem neuen Stadtviertel „Calle Pau Casals“ getauft. „Pau“ ist das katalanische Wort für Pablo. Als das Straßenschild enthüllt wurde, spielte eine Musikkapelle aus Casals' katalanischer Geburtsstadt. Der Musiker ist in Barcelona besonders populär. Wenn er nicht auf Gastspielreisen ist, spielt er dort mit seinem eigenen Sinfonieorchester, das neben der Oper den Hauptanziehungspunkt Barcelonas als Musikstadt darstellt.

Ein europäisches Land ohne Radio

Das klingt ganz unglaubwürdig, aber tatsächlich gibt es in Europa ein Land, das noch nicht über einen eigenen Rundfunksender verfügt. Und es ist nicht einmal ein Zwergstaat, sondern — Griechenland. Jetzt hat sich Italien entschlossen, von seinem Sender in Bari aus, dreimal in der Woche ein Nachrichten- und Unterhaltungsprogramm in griechischer Sprache zu senden.

Der Geishändler

Es war vor achtzehn Jahren — ich entsinne mich ganz genau. Ich liebte und achtete meinen Freund B. überaus, denn er war eine unserer größten Hoffnungen auf dem Gebiete der modernen Musik; er war siebenundzwanzig Jahre alt, erfüllt von Begeisterung und Glauben.

Auch an jenem Nachmittag bildete die Musik unser Gesprächsthema. Zwei Wochen vorher war von meinem Freund zum erstenmal eine Suite aufgeführt worden, — unter der aufpeitschenden Wirkung des Erfolges erwachten neue Pläne in ihm. Er sprach von der Oper, deren Umrisse sich zu jener Zeit auf den Saitenschwingen seiner Seele entwickelten.

So gelangten wir, fast unbewußt, in die Au. Mein Freund erklärte mir mit lauter Stimme, wobei seine Augen funkelten und sein Gesicht glühte; er suchte mit den Armen und dirigierte mit dem Spazierstock die im Entstehen be-



Bauhaus-Tapeten

erleichtern die Arbeit und verbürgen zufriedene Kundschaft wie alle „Rasch“ Erzeugnisse. Aus der Tapetenfabrik Rasch, Bramsche, stammen auch die neuen Weimar-Tapeten nach Prof. Schultze-Naumburg, und May-Tapeten nach Entwürfen von Maria May. 3 verschiedene Geschmacksrichtungen, aber alle 3 Spitzenerzeugnisse deutscher Tapetenindustrie. Künstlerisch hochstehend, technisch vollendet, in Qualität führend. Preise: Bauhaus von 75-109 Pfg. Weimar von 83-118 Pfg. May von 90-109 Pfg. je Rolle. Nur echt mit den Worten Bauhaus, Weimar oder May am Rande jeder Rolle.

Das klüge Alphabet



Das jüngste und aktuellste Konversations-Lexikon in 10 reichbebilderten Bänden. 50.000 Stichwörter, 5.000 Bilder im Text. Zahlreiche Kunstdrucktafeln, viele Vierfarbendrucke und Landkarten. Jeder Band in Ganzleinen

3 Mark

Soeben erschien Band IV

(Fremdenheim-Hohenberg)

DER PROPYLÄEN-VERLAG, BERLIN

Nordsee-Sonne, Seeluft, Sand, Salzwasser geben Lebensfreude und Spannkraft. Dort finden Sie Erholung und auch Heilung bei Überempfindlichkeit der Haut und der Schleim-

häute, bei Asthma, Rachitis, Störungen der endokrinen Drüsen usw. Auskunft: LANDESVERKEHRSVERBAND OSTFRIESLAND, EMDEN, SCHWECKENDIEKPLATZ 1

griffene Duvertüre, gleichzeitig die Stimmen von fünf verschiedenen Musikinstrumenten summend, singend, donnernd und trillernd, — der ganze Mensch brannte und flammte, wie eine zum Himmel emporstrebende Arie. Begeistert sah und hörte ich ihm zu. Da ließ er plötzlich die Arme sinken, wurde nachdenklich und verstummte. Auf mein verwundertes Befragen, was denn plötzlich in ihn gefahren sei, — antwortete er ganz unwirsch.

„Ich weiß selbst nicht, was es ist“, begann er schließlich. „Plötzlich erfaßte mich aber eine unaussprechlich schlechte Laune . . . Du wirst mich gewiß auslachen: hast du jenen italienischen Eisverkäufer gesehen, der uns hier auf dem Weg vor ungefähr zwei Minuten mit seinem Karren entgegenkam?“

„Ja“, entgegnete ich nachdenklich, „wir haben ihm sogar Platz gemacht, damit er an uns vorbei könne.“

„In jenem Augenblick wurde es mir so schwer ums Herz. An sein Gesicht kann ich mich schon nicht mehr erinnern, — es war auch ein ganz unbedeutendes, uninteressantes Gesicht. Wie er aber an uns vorbeiging, war es mir, als hätte ich plötzlich von rückwärts einen Schlag aufs Hinterhaupt erhalten, all meine frohe Laune verslog im Nu . . .“

Er fuhr sich über die Stirne.

„Ach was . . . Unsinn! . . .“

Ich versuchte es ihm auszureden. Wenn er glaubte, daß sich diese plötzliche Niedergeschlagenheit im Zusammenhang mit dem italienischen Eisverkäufer seiner bemächtigt hatte, dann sah dieser Mann offenbar jemandem ähnlich, oder er wurde durch ihn an jemanden, an irgendeine Situation erinnert, die vielleicht in seiner Vergangenheit eine Rolle gespielt haben mochte. Wir plauderten noch eine Weile von alltäglichen Dingen, dann trennten wir uns.

Damals habe ich mit ihm zum letzten Male gesprochen. Einen Monat später brach der Weltkrieg aus und er zog mit den ersten Truppen ins Feld.

*

Im vergangenen Sommer mußte ich in Padua eine Stunde auf den Anschlußzug warten. Ich trat in eine in der Nähe des Bahnhofs gelegene Osteria, bestellte einen

Fisch, trank Chianti und plauderte in meiner Langeweile mit dem Kellner, einem schwarzhaarigen Sizilianer, der mich aus irgendeinem Grund an einen Bekannten erinnerte. An der Eigenart meiner italienischen Aussprache erkannte er alsbald, daß ich ein Ungar sei, und sagte auch selbst einige ungarische Worte; als ich ihn voll Ueberraschung anblickte, erzählte mir der redselige Kellner, daß er im Jahre 1914 ein halbes Jahr lang in Budapest als Eisbändler beschäftigt gewesen war. Nachher hatte er fünf Jahre lang als Soldat gedient, hatte am Szonzo gekämpft — wann? Anfang 1917.

Ich richtete einige Fragen an ihn, darunter auch eine kindisch zynische Frage:

„Sagen Sie . . . haben Sie getötet?“

Er zuckte die Achsel.

„Wir haben geschossen . . . ob auch meine Kugel getroffen hat, das kann ich nicht behaupten. Nur von einem einzigen Soldaten weiß ich sicher, daß er von mir getötet wurde. Wir gruben bei Nacht eine Kaverne. Da überraschten uns die Kaiserjäger mit den grünen Aufschlägen. Wir flüchteten. Bei Morgenrauen erblickte ich, mich hinter einen Felsen duckend, auf dem Gipfel des Berges einen ungarischen Offizier mit einem Feldstecher in der Hand. Unser Korporal winkte mir — ich schoss. Der Offizier stürzte den Abhang hinunter, doch blieb er an einer vorstehenden Wurzel hängen. Am nächsten Tag eroberten wir die Stellung zurück. Wir fanden den Leichnam des Offiziers und bargen ihn. Seine Namenskapsel übergab ich unserem Kommandanten, — von diesem erfuhr ich, daß der gefallene Offizier dabei ein berühmter Musiker gewesen war. Der Arme tat mir sehr leid, er hatte ein so sympathisches Gesicht. Ich selbst habe ihn begraben und auch ein Kreuz auf seinen Grabhügel gesteckt.“

Jetzt wußte ich schon, wieso mir dieser Kellner so bekannt vorgekommen war. Mit versagender Stimme und geballter Faust fragte ich ihn, ob er sich nicht an den Namen erinnern könne?

Und der Italiener nannte nach langer Ueberlegung — den Namen meines Freundes B., der im Jahre 1917 am Szonzo gefallen ist.

Friedrich Karinthy.

Das große
65000RM
Preisausschreiben über



Thagee Exakta

Das Ende des Blind-Photographierens!
Exakta-Prospekt mit Preisausschreiben
Beding. gratis durch alle Photogändler
oder vom



DRESDEN-STRIESEN 732

Solländerin
BUTTERMILCH-SEIFE

SPARSAM. REIN UND MILD

1 STÜCK 27
3 STÜCK 80

Alleinhersteller: Günther & Haußner A.-G., Chemnitz 16

Dr. Möllers Sanator. **Schroth-Kur** Große Erfolge
Dresden-Loschwitz MäB.Preise-Prosp.

Die deutsche Volksuhr
FÜR DIENST, BERUF
u. SPORT




THIEL

Taschen- u. Armbanduhren
sind zuverlässig und preiswert
zu haben in den Uhrenfachgeschäften

Arbeit an der Jugend

Fortsetzung von Seite 63

Lebensschulung im neuen Deutschland

Glücklich die Jugend, die aus der ländlichen Umwelt der Schulgemeinde nicht in die dumpfen Städte zurückkehren braucht, sondern ihren Lebensweg in freier Luft weiter verfolgen kann. Unsere Zeit tut alles dazu, nicht nur den Bauern dem Land zu erhalten, sondern auch den Städter wieder, wo es angeht, zurückzuführen zur Scholle. Wie man daran arbeitet, den ländlichen jungen Menschen für seinen Beruf zu schulen, schildert unsere Mitarbeiterin Else Probenius in ihrem Bericht über einen Besuch in der Dithmarscher Landesschule.

Sie ist die einzige Heimvolkshochschule in Holstein. „Unsere Aufgabe ist, die Verbindung von Stadt und Land herzustellen“, erklärt der noch junge Direktor, — „vor allem, dem Lande seine eigene Kraft zu zeigen. Wir wollen das Vertrauen auf den eigenen Lebensinhalt und die führende Bedeutung des Landes als völkische Kraftquelle heben.“

„Sind alle Ihre Schüler Jungbauern?“ „Wir haben hauptsächlich zwei ständische Gruppen: junge Bauern und Bäuerinnen, junge Handwerker und Handwerkerstöchter. Die meisten kommen vom flachen Lande und aus Kleinstädten. Außerdem haben wir als Grenzvolkshochschule eine besondere Aufgabe. Wir haben starke Beziehungen zum abgetretenen Gebiet Nordschleswig und zu den Grenzkreisen Südtöndern und Flensburg Stadt und Land.“

„Was leisten Sie für das abgetretene Gebiet?“

„Wir stehen in enger Zusammenarbeit mit den deutschen kulturellen Stellen Nordschleswigs und nehmen an allen ihren wichtigen Veranstaltungen teil. Vor allem nehmen wir Bauernstöchter und Bauernsöhne aus Nordschleswig in unsere Schule auf. Wir haben besondere Nachschulkurse für sie eingerichtet und schaffen ihnen so engere Verbindung zur deutschen Kulturgemeinschaft.“

„Wie lange dauert die Lehrzeit hier?“

„Wir haben von Anfang Mai bis Ende September Sommerkurse für junge Mädchen und von Anfang November bis Ende März Winterkurse für junge Männer. Daneben geht ein getrennter Mädchenkursus im Winter in unserem zweiten Hause, dem Dithmarscher Landesheim.“

„Es muß schwer sein, ihnen in so kurzer Zeit ein haltbares Wissen einzuprägen.“

„Wir erstreben keine Wissensschulung, auch nicht in betriebstechnischen Dingen, sondern eine Charakter- und Lebensschulung. Vor allem die Erziehung zu Heimatgefühl und Heimatliebe. Diese suchen wir durch Einführung in die Schleswig-Holsteiner und Dithmarscher Geschichte, Landschaft, Dichtung zu wecken. Wir lesen Heibel, Storm, Groth, Timm Kröger, Gorch Fock, Liliencron und junge Dichter wie Kinan, Lau, Mühl. Von der Heimat ausgehend, führen wir die Schüler dann auch in die große deutsche Kunst und Literatur ein.“

Der Direktor führt mich in die geräumige, mit den Wappen alter Bauerngeschlechter geschmückte Aula. Dort erteilt eine Rote-Kreuz-Schwester grade Unterricht in der Gesundheitspflege. Die Mädchen müssen eine Puppe wie einen Säugling ankleiden. Man sieht eifrige Gesichter, tatbereite, aber noch ungeschickte Hände.

Weiter geht es durch Hof und Garten. Rote Kopftücher leuchten zwischen Gemüsebeeten. In den Wirtschaftsgebäuden gehen junge Gestalten aus und ein.

„Wird hier nur Dithmarscher Küche gelehrt?“

„Damit fangen wir an“, sagt eine Schülerin. „Wir kochen Mehlbeutel, Grügen, Quarkspeisen, so wie sie bei uns zu Hause gegessen werden. Dann lernen wir feines Gebäck backen, Früchte einmachen, das Fleisch behandeln. Kochen macht viel Spaß.“

„Welches theoretische Fach mögen Sie am liebsten?“

„Geschichte. Heute hat uns Herr Direktor von der Schlacht bei



„Als Kind war ich wundervoll lichtblond. Jetzt wird mein Haar immer dunkler.“

„Das nennt man heute ‚Pigmentierung‘, mein Kind. Aber dieser Zustand läßt sich jetzt korrigieren.“

„PIGMENTIERUNG“

macht BLONDES HAAR dunkel

„Pigmentierung“ ist Veränderung der Pigmentbildung des Körpers, die mit Beendigung der Kinderjahre einsetzt und die Ursache ist für das Nachdunkeln naturblonden Haares: das Haar verliert die goldene Schönheit der Kinderjahre. „Nurb blond“ verhindert die Nachteile der „Pigmentierung“, weil es besonders zu diesem Zweck geschaffen wurde. Es reinigt nicht nur die Kopf-Epidermis gründlich, sondern es verhütet auf Grund seiner wissenschaftlichen Zusammensetzung die „Pigmentierung“ (das Nachdunkeln des Haares) und gibt dem Haar seine ursprüngliche lichte Farbe wieder. „Nurb blond“ enthält keine Färbemittel, keine Henna und ist frei von Soda und allen schädlichen Bestandteilen. Es wirkt so milde, daß Millionen Mütter es regelmäßig für ihre kleinen Lieblinge benutzen.

NUR-BLOND

Das Spezial-Shampoo für Blondinen
Nicht für gebleichtes, sondern nur für echtblondes Haar.



Sie schlafen besser

mit OHROPAX-Geräuschschützern im Ohr. Versuchen Sie gleich! Sie sollen mal sehen, wie das hilft. 12 formbare Kugeln nur RM 1.90. Überall erhältlich. Die reichen lange Zeit.
Max Negwer, Apotheker, Potsdam 94



Männliche Spannkraft, verscheuchte Müdigkeit, produktive Stimmung, gesteigerte Gedächtniskraft, überwundene Hemmungszustände, ein starkes Nervensystem, alles das erreichen Sie, wenn Sie Ihrem an Hormonen verarmten Körper die lebensnotwendigen Hormone in Form von „Titus-Perlen“ zuführen. Daß alle unsere geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte von unserem Hormon-Haushalt abhängen und daß man Hormonmangel durch geeignete Hormonzufuhr ausgleichen kann, ist bekannt. Die Wissenschaft weiß aber auch, daß ferner eingenommene Hormone die Hormon-Eigenbildung im Körper erheblich steigern und so den ganzen Menschen umstimmen. — Hormon-Präparate gibt es viele, doch nach einem besonderem Verfahren gelang es, das Regenerations- und Hypophysen-Hormon so rein zu gewinnen, daß sie in vollster Aktivität den „Titus-Perlen“ einverleibt werden. Die ständige wissenschaftliche Sicherung bezw. Standardisierung, d. h. der genau gemessene Gehalt an wirksamem Hormon, wurde zum erstenmal bei den „Titus-Perlen“ angewandt. Deshalb wirken sie meist auch da, wo andere Mittel versagten. — Wer „Titus-Perlen“ noch nicht kennt, erhält gegen 40 Pfennig in Briefmarken eine Probe. Preis 100 Stück „Titus-Perlen“ für Männer Mark 9.80. „Titus-Perlen“ für Frauen Mark 10.80. Zu haben in allen Apotheken!

Gutschein

Fried.-Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 7/172, Luisenstr. 19
Senden Sie mir eine Probe sowie wissenschaftliche Abhandlung gratis. 40 Pfennig in Briefmarken für Porto füge ich bei.

Frau/Fräulein/Herr:

Ort:

Straße:

Wie man
5 cm
Fettschicht
leicht loswerden
kann

Nehmen Sie es sich nicht nur vor, sondern machen Sie einmal wirklich Ernst damit. Die Forschungsergebnisse des bekannten **Universitätsprof. Dr. med. H. MUCH** geben Ihnen in Form von „Dragées Neunzehn“ ein ebenso wirksames wie ungefährliches Mittel an die Hand. Neben dem wissenschaftlichen Material liegen die Mitteilungen aus den Kreisen des Publikums selbst vor. Es zeigt sich, daß in vielen Fällen Fettleibige schon in ein paar Tagen mehrere Pfund abgenommen haben. Tun Sie etwas für Ihre Figur und nehmen Sie **4 bis 8 Wochen lang regelmäßig nach den Mahlzeiten 1 bis 2 Dragées „Neunzehn“**. Die Wirkung von Dragées „Neunzehn“ liegt darin begründet, weil Fettleibigkeit in erster Linie als fehlgeleitete Verdauungsarbeit betrachtet werden muß, und Dragées

Neunzehn

sind ein natürliches Verdauungs-Regulativ. Preis: Packung à 40 Stck. RM 1.50, Packung à 150 Stück RM 4.20

Zu haben in allen Apotheken



Sie sind **Enthaart**

nach einmaliger Benutzung mit Pipetta. Sofort verschwinden mit der Wurzel **Damenbart u. alle lästigen Haare**. Viele Dankschr. Keine Reizung d. Haut. Gar. un-schädlich. Seit 1912 über 100.000 Packg. verk. Preis jetzt RM 5.-. Institut für Schönheitspflege Frau Erna A. Richter, Berlin W 105, Umlandstr. 158



Kosmetische Chirurgie

Höchste Auszeichnungen in Frankreich, England, Italien für unsere künstlerischen Ausführungen plastischer Operationen. Zahllose anerkennende Briefe dankbarer Patienten aus dem In- und Ausland.

Hemmingstedt erzählt und hat uns eine Ballade von Albert Mühl vorgelesen: „Die Schlacht beim Tausenddüwelswarf“. Da wird vom Sieg der Bauern erzählt. Die Fluthege, die Watthege und die Nebelhege unterhalten sich. Am Schluß heißt es immer: „Uns hört de Marsch und uns hört de See“. Ich mag gern so alte Sagen aus unserem Lande . . .“

Wir gehen weiter in den Werkunterricht. Ein Mädchen sitzt am Webstuhl und webt ein nordisches Muster nach einer Vorlage aus der benachbarten Meldorfer Volkskunstschule.

„Singen Sie auch Volkslieder?“

„Selbstverständlich“, antwortete man mir lachend. „Jeden Morgen und jeden Abend. Auch beim Wandern wird immer gesungen.“

Die Lehrzeit soll die Schülerinnen zu beseeelter Lebensgestaltung und zur Mütterlichkeit führen. Durch einen Rasenplatz von der Schule getrennt, hebt das breit und lustig angelegte „Dithmarscher Landesheim“ seine Backsteingiebel. Eine große, moderne Jugendherberge, die der Landeschule gehört und der Schauspiel ungezählter Freizeiten und Tagungen ist . . . Jungbauern, Junglehrer, Schulklassen, Jugendorganisationen kehren hier in Gruppen bis zu 50 Personen ein. Indem man das Grenzmark empfinden pflegt, stärkt man auch den deutschen Geist, der die Landesjugend erfüllen soll, damit die Dithmarschen ihre Stammesreinheit und Bodenerbundenheit bewahren.

Arbeit an der Jugend — Glaube an die Jugend

Fernerstehende glauben zuweilen, Arbeit an Kindern und Arbeit mit Kindern sei schwer, undankbar, ja zermürbend. Es gibt tatsächlich manche Lehrer und Erzieher, die sich aufreiben, früh ihre körperliche Spannkraft verlieren; ihr Nervensystem zerreiht an den Ansprüchen, die an sie gestellt werden. Ueberraschend ist es, andere Pädagogen wieder zu beobachten, die scheinbar sich in ihrer Arbeit von Jahr zu Jahr verjüngen. Sie bewahren sich eine eigene Jugendlichkeit.

Eine pensionierte Volksschullehrerin, die in 56 Jahren Dienst weder müde noch resigniert geworden war, sagte: „Ich habe es nie erlebt, daß ein Kind böse war.“ Ja, sie war der Ansicht: „Es gibt keine bösen Kinder“: diese Ansicht verfocht sie als 86jährige, die gelähmt in einem Rollstuhl saß, aber ein Lächeln hatte, das schelmisch und gutmütig war wie das eines zehnjährigen Schulmädchens. Noch ihre Erinnerung wurde verschönt, wenn sie von einem der vielen tausend Kinder erzählte, die sie mal betreut hatte. Ihr war der Glaube an die Jugend nicht verloren gegangen, und das scheint das Kennzeichen des geborenen Erziehers zu sein.

Udebar gewinnt mit Längen

Fortsetzung von Seite 75

galoppieren — einen kurzen Kanter über 800 m, ein paar hundert Meter Schritt, dann einen guten Galopp über anderthalb Kilometer und wieder Schritt. Die übrigen Tage sind Grastage, an denen die Pferde genau für die Rennen trainiert werden, in denen sie laufen sollen.

„Es gibt soviel Methoden, wie es Trainer geben mag —“

meint er. „Die Amerikaner zum Beispiel haben eine glänzende Methode, indem sie die Rennstrecke in verschiedene Abschnitte unterteilen und jede dieser Teilstrecken getrennt abstoppen, so daß die Leistung des Pferdes ganz klar wird und danach gesteigert werden kann. Andere wieder verfahren vollkommen anders. Aber immer kommt es darauf an, jedes Pferd im Rahmen seines Könnens auf die Höchstleistung zu bringen. Ob zuviel oder zuwenig, muß man allerdings in den Fingerspitzen haben . . .“

Hafer und Heu

Im Schritt sind die Pferde in den Stall geführt worden, werden abgeschwammt, gestriegelt, gebürstet, eingedeckt.

Verjüngung des Gesichtes, Beseitigung jeglicher Falten, Ohren-, Lippen- und Nasenfehler, Hebung gesunkener Wangen, Brüsteberichtigung usw. Schmerzlos und narbenunsichtbar. Drucksache frei. Falls Briefantwort gewünscht, Rückporto, Broschüre, reich illustriert, 50 Pfennig in Marken. Zahlungserleichterung. Sprechzeit nach Vereinbarung.

Bihlmaiers Institut

BERLIN W 15 · KURFÜRSTENDAMM 38-39
Fernspr. J 1 Bismarck 960 · Ältestes Institut dieser Art

Dann wird die Stren aufgelockert, werden die Stalleimer gefüllt. Jedes Pferd bekommt seine drei Arten Heu, am meisten das leichte Timothy-Heu, dazu Esparsette und Luzerne. Die Hauptnahrung ist natürlich Hafer, von dem starke Fresser bis zu 16 Pfund täglich bekommen.

Früher war Füttern eine schwierige Wissenschaft, bis die Amerikaner mit diesem Glauben aufräumten. Sie verfütterten einfach Heu und Hafer und — erzielten die besten Leistungen. Der naturgemäße Weg ist immer der beste.

Abuentafeln an der Stalltür

„Wie ist die Fresslust? Gut?“ Von Box zu Box geht der Trainer, streicht mit der Hand die Fesseln der Pferde ab — bei einem Gewicht von zehn Zentnern und einer Geschwindigkeit von einer Minute für den Kilometer ist jeder Galopp eine Sorgenfalte mehr auf dem Gesicht des Trainers. Dann ist alles ruhig, nur noch das gleichmäßige Mahlen, mit dem die Pferde ihr Heu fressen, dringt hinter den geschlossenen Boxtüren hervor, an denen kleine weiße Täfelchen kleben: Name, Geburtsdatum, Mutterstute, Deckhengst. Und darunter wieder in kleinerer Schrift die Großeltern des Pferdes, die Urgroßeltern, ganz klein zum Schluß die Ur-Urgroßeltern. Ein Name fällt auf: Festa.

„Festa“ als Stute und „Dark Roland“ als Deckhengst wurden vor dem Krieg als das Beste vom Besten aus England importiert —, erklärt der Manager. „Die meisten Vollblüter in Deutschland gehen auf eines dieser beiden Pferde zurück.“

In dem englischen Bestiärbuch von der Größe eines Riesenatlanten ist jede Seite fünfzig, hundertmal in kleine Rechtecke eingeteilt, in denen die Namen der besten Vollblüter der ganzen Welt stehen.

„Alle gehen zwanzig und fünfundzwanzig Generationen bis 1728 und noch früher auf eine der 60 englischen Stamm-Mütter und einen der drei arabischen Vollbluthengste zurück, die damals nach England eingeführt wurden, und auf denen heute die Vollblutzucht der ganzen Welt beruht!“ erklärt der Manager des Rennstalls.

25 Generationen. Auf menschliche Verhältnisse umgerechnet entspricht das einer Zeitspanne von 750 Jahren. Und jedes dieser Pferde ist nicht nur mit Haarfarbe und besonderen Kennzeichen, sondern auch mit jeder seiner Leistungen verzeichnet —

Daß diese lange Zuchtreihe, die durch die arabische Zucht viele hundert Jahre zurückreicht, keine Degeneration, sondern Leistungssteigerung brachte, ist Erfolg des Rennsports, der die Zerreißprobe für jeden sachgemäß trainierten Vollblüter bildet.

Die Fliegengewichte

Ein gesuchter Jockey muß 50 Kilo einschließlich Sattel reiten können. Der jüngste der Lehrlinge bringt ganze 36 Kilo mit. Sofort, wenn er mit der Schule fertig ist, tritt der Jockeilehrling ein. Am dritten Tag bereits setzt er sich auf das Pferd, und nach Ablauf des ersten Lehrjahres darf er mit Erlaubnis seines Lehrherrn an den Start gehen. „Sechs Rennen habe ich schon geritten — dreimal Platz —“ meint der Lehrling nachdenklich. Er wartet nur auf die nächste Gelegenheit, um endlich einen Sieger reiten zu können. Es ist die einzige Chance, unter der Schar von Lehrlingen nach vorn zu rücken und sich einen Namen zu machen.

Laufen ist besser als Schwitzen

Mit Schinken und Eiern, dunklem Bier und Schweinebraten können aus 50 Kilo eines Jockeys leicht 56 und mehr werden — so begnügt er sich mit ein paar Schnitten Weißbrot und Kaffee zum Frühstück. „Normal leben, keinen Alkohol und viel laufen, lieber Holz hacken als Skat spielen — das ist besser als römisch-irische Bäder und Schwitzkuren, die nur das Herz angreifen!“ meint der Jockey. „Außerdem bekommt man nach Bädern nur Durst und holt mit dem Trinken das Gewicht, das man glücklich verloren hat, sofort wieder ein!“

Meine Damen! Das Geheimnis

zur Erhaltung
der jugendlichen
Büste

ist gelöst

durch den

Wundm-Lüftaufrollen

Wegen

nach Frau Dr. Klopfer

Geben Sie uns Ihre genaue Adresse und Ihr Obermaß auf. Wir senden Ihnen franko eine Auswahl. Ohne jede Verbindlichkeit für Sie..

CORSET
Neumann
Gegründet 1878

ZENTRALE BERLIN SW19, ALTE JACOBSTR. 77

Dr. Lahmanns
Laboratorium Weibler Hirsch
DRESDEN
PHYSIKALISCH-
DIÄTETISCHE
HEILANSTALT
Ihr Ferientaufenthalt! Wald-
golfplatz, Schwimmbad, Tennis



Begehrte Frauen

Kein Wunder - sie weiß, daß die Männer in erster Linie durch das „Reine“ - „Gepflegte“ der Frau gefesselt werden. - Eine ungepflegte Frau, die „sich gehen läßt“, zerstört oft alle Illusionen. Es ist jetzt so leicht, sich durch einfaches Waschen mit der neuen „Punkt-Seif“ von jedem lästigen Körpergeruch zu befreien. „Punkt-Seif“ ist ein ausgezeichnetes Desinfektionsmittel für die intime Körperpflege der Frau (auch in kritischen Tagen). Der keimtötende Schaum der „Punkt-Seif“ ist besonders für die zartesten Gewebe geeignet. Die desinfizierenden Bestandteile der „Punkt-Seif“ wirken noch in einer Verdünnung von 1 : 25000 keimtötend. „Punkt-Seif“ gibt Ihrem Körper die „Frische“, - das „Reine“, - „Gepflegte“ - und „Anziehende“



50 Pfg. in allen einschlägigen Geschäften zu haben

Die Sonne
genießen mit

Leokrem

... so wird man
schneller braun!

Dosen zu 22, 50 und 90 Pfg.



Unser Kleiner Markt

die Rubrik der günstigen Gelegenheiten, verdient Ihre ständige Beachtung. Für den Sammler, den Tierfreund, den Sportler, für Fotoliebhaber, für den Haushalt, für Küche und Keller bringt er immer interessante Angebote, gute Tausch- und Verkaufsgelegenheiten und nützliche Hilfe. Die Gebühren für eine Ankündigung im Kleinen Markt sind äußerst niedrig bemessen: wer sich zu beteiligen wünscht, sende den Text seiner Ankündigung unverbindlich an die Anzeigenabteilung der „Neuen Monatshefte“, Berlin SW, Kochstr. 22

Halbe Ration vor dem Rennen

Drei Tage noch bis zum Rennen — die Pferde bekommen ihren Rennbeslag: Aluminiumhufeisen, jedes so schwer wie vier Normalhufeisen — 86 Gramm. Mit Reifefuttermeister und Pflegern rollen sie in Extrazügen der Reichsbahn zum Ort, wo das Rennen angetragen wird, in gefederten Transportautos zum Rennplatz — meist schon ein oder zwei Tage vorher, um in ein paar Probegalopps über die Bahn gehen zu können. Am Renntag selbst gibt es als Morgenfutter nur eine Handvoll Heu, ein paar Pfund Hafer, einen dritten Eimer Wasser — die Pferde sollen nicht mit vollem Magen an den Start gehen. Als Morgenarbeit einen kleinen „Spritzer“ über 1000 Meter, dann Ruhe —

Während die Tribünen sich füllen, schlüpfen die Jockeys in ihren bunten Renndress. Dann werden sie mit ihren Rennsatteln gewogen. Gewichts-differenzen werden mit Bleiplatten ausgeglichen.

Die rote Scheibe geht hoch

Beim Hinausgehen zieht jeder Jockey aus einem Apparat eine Holzklugel, der eine Nummer eingebrannt ist. Die Startnummern — die höchste ist Außenbahn, eine Innenbahn und am günstigsten.

Draußen im Führerzug werden die Pferde von Stallmännern schon im Kreis geführt. Waageschluß — am Aufzugsturm geht die rote Scheibe hoch, die den Totalisatorbeginn anzeigt; durch Rohrpost ist ein Zettel mit den Startnummern der einzelnen Pferde zur Totozentrale, von dort zu den einzelnen Schaltern geflüßt, die Verkäufer richten in den einzelnen Häuschen ihre Verkaufsmaschinen ein. Ganz links kommen die Nummern der Pferde, neben jede Nummer der Schlitten mit je fünfzig Tickets, deren erstes die Zahl 00 trägt. Der Kontrollleur geht noch einmal die Reihen durch — ein Hebel-druck, und die bisher blockierten Stempelmaschinen sind frei — Wett-scheine von zwei Mark fünfzig bis zu hundert Mark werden verkauft.

Start mit der Maschine

Im Führerzug hat inzwischen der Richter den Befehl zum Auf-sitzen gegeben, der bunte Zug reitet in die Bahn ein, paradiert an den Tribünen vorbei und setzt zum Aufgalopp an. Noch immer kann gewettet werden — am Hundert-Mark-Schalter stauen sich die Zaungäste und suchen den hohen Wetttern Taps abzulaufen, um sie mit einem Ticket von 2,50 Mark gewinnbringend auszuwerten.

Quer über die Bahn ziehen Arbeiter die Gummigurte der Startmaschine. „Wenn ich auf den Knopf hier drücke —“ erklärt der Starter, „schnellen die Bänder zur Seite und rollen sich innerhalb der Pfosten in Trommeln auf — das ist die sogenannte französische Startmaschine. Sie ist nicht teuer und transportabel. Bei den großen Galopprennen wird jedoch mit der australischen Maschine gestartet, deren Bänder senkrecht in die Höhe fliegen. Das macht zwar etwas Lärm, und die Zweijährigen müssen sich erst daran gewöhnen, aber es gestattet einen übersichtlichen Start. Allerdings ist die Anlage kostspielig.“

Es dauert einige Minuten, bis die Jockeys ihre Pferde in der richtigen Startfolge auf die Plätze gebracht haben. Ein Druck auf den Knopf, das Feld saust los . . .

Rohrpost und laufendes Band

Im selben Augenblick, da der Starter das Feld abläßt, schrillt im Richterhäuschen die Klingel, ein Beamter schlägt die Glocke an, der Richter drückt einen Kontakt nieder, der das Klingelzeichen der Totozentrale weiterleitet — dort wirft der Aufsichtsbeamte einen Hebel herum, der sämtliche Stempelmaschinen der einzelnen Verkaufsstellen blockiert — der Verkauf von Wett-scheinen ist beendet.

Der Verkäufer stellt jetzt die Zahl der auf die einzelnen Pferde gewetteten Tickets fest. Mit Rohrpost geht der Rapport an die Rechenzentrale, fliegt auf ein laufendes Band und wandert zu den einzelnen Beamten, die sich die perforierten Rapportstreifen nur in die dafür bestimmten Tabellenfelder einzukleben, querezurechnen und dann zu addieren haben, um sowohl den Gesamtumsatz, der auf jedes einzelne Pferd fällt, als auch das Gesamtgeld des ganzen Rennens zu haben. Inzwischen hat jeder Verkäufer seine Bareinnahme schon durch ein Schiebefenster zusammen mit einem Rapportdurchschlag an den Auszahler auf der anderen Seite der Bude weitergegeben, der jetzt seinerseits nur noch auf den Quotenzettel und das Signal zum Auszahlen wartet.

Kopf — Kopf — Hals

Rot, grün, gelb, blau, weiß stürmt das Feld durchs Ziel — im Richterhaus lehnt der Richter und visiert die durch zwei Pfosten markierte Ziellinie, erfasst in Bruchteilen von Sekunden Einzelheiten — Farben des Siegers, die Nummer des Zweiten, Kappe des Dritten, Vierten und wirft das in abgerissenen Buchstabenfetzen aufs Papier — „G“ heißt Gradig, „Sh“ Schlanderhan, „K“ ist Kopflänge, „H“ Halslänge, „L“ Pferdelänge. Noch bevor der Sieger zurück zur Waage reitet, ist der Richterspruch zum Waageraum und zur Totozentrale weitergegeben und auf einem Durchschreibeformular niedergelegt, das zu den Akten als Beweisstück kommt. Dann geht die Nummer des Siegers an den Aufzugstürmen hoch —

Aus eins mach zehn und zwei laß gehn . . .

„Nr. 8 102 : 10 Sieger“ erscheint an den Tafeln.

„Pech —“ stöhnt einer, „wollte auch Nummer 8 setzen und bin schon unterwegs, als mich Otto unterm Arm faßt und überredet, auf 9 zu setzen!“

22 000 Mark war der Gesamtumsatz an Siegwetten für

dieses Rennen, nach Abzug von 16% Prozent Steuer kamen 18330 Mark zur Verteilung; 18330 dividiert durch die 1800 Mark Gesamtgeld, das auf die Nummer des Siegers gewettet wurde, ergab die Quote von 102 Mark auf den Zehnmarkschein.

„112 Mark verloren! Nämlich die verlorenen zehn Mark und die 102, die ich hätte gewinnen können —“ seufzt der verhinderte Gewinner.

„Hättest auf Platz wetten sollen!“ meint ein Tröster. Aber auch das ist riskant — jeder Jockey ist verpflichtet, sein Pferd voll auf Sieg auszureiten, aber nicht auf Platz. Zudem kommt bei Platzwetten meist nicht sonderlich viel heraus . . .

Angenommen, auf Platz liegen 39 600 Mark, so bleiben nach Steuerabzug ca. 33 000 Mark. Auf dem Pferd, das den ersten Platz belegt hat, liegen 5000 Mark, auf dem zweiten 3000 Mark, auf dem dritten 8000 Mark. Diese 16 000 Mark, die auf den ersten drei Plätzen liegen, werden von den 33 000 abgezogen, und der Rest von 17 000 durch 3 dividiert. Die Summe von 5650, die sich daraus ergibt, wird dann, entsprechend dem Einsatz, auf die drei Platzpferde verteilt:

$$\begin{aligned} 5650 : 5000 &= 11 : 10 \\ 5650 : 3000 &= 18 : 10 \\ 5650 : 8000 &= 7 : 10 \end{aligned}$$

Das wären die Platzquoten, wenn nicht die Gesamtsumme der Einsätze auf die drei Platzpferde von den 33 000 Mark abgezogen worden wäre. Daher zählt der Totobeamte zu jedem Divisionsergebnis 10 als Grundeinsatz zu und erhält dann die endgültigen Platzquoten:

$$\begin{aligned} 21 : 10 \\ 28 : 10 \\ 17 : 10, \end{aligned}$$

schreibt die Quotenzahl für Sieg und für Platz aus und heft sie per Rohrpost an die Auszahler, vor deren Schaltern schon die glücklichen Gewinner Schlange stehen.



Sammlermarkt

Gesuche

Münzen

Ankauf, Vert., Tausch.
Julius Neumann,
Dresden, Reudorfstr. 65

Perfer- Brücke

Mit besonders schönem
Muster, 70—90 cm
breit, 170—200 cm lang
zu kaufen gesucht. Ge-
wünscht wird jedoch nur
ein echtes, eventuell
altes Stück. Preisange-
bote mit 376333 Ziffer-
dienst Neue Monats-
hefte, Berlin SW 68,
Kochstraße

Indianische Pfeife

(Calumet) wenn mög-
lich ungebraucht, zu
kaufen gesucht. Es
kommt nur eine garan-
tierte echte Pfeife in
Frage (keine Fremden-
industrie). Angebote
unter 378 333 Ziffer-
dienst Neue Monats-
hefte, Berlin SW 68,
Kochstraße.

Autogramme

berühmt, deutscher Mu-
ster gesucht. Angebote
unter 375 333 Ziffer-
dienst Neue Monats-
hefte, Berlin SW 68,
Kochstraße.

Angebote

Rußlandsammlung

Eine prächtige
mit 60 versch.
Kal.-Wert, M. 8.
gratis und eine
schöne und un-
verbindl. Ausw.
Jos. Wendt, Neumarkt/Opl.

Briefmarken

saubere Ware, Danzig,
Bosen und viele andere
Länder, mit Flugpost,
Bohntätigkeit usw.
100 g RM 2,50 porto-
frei. Postfachkonto:
Hamburg 72 857.

M. Wagner
Danzig-Neufahrwasser,
Vergstraße 12 b.

Mikroskope

alte, vor 1850 herge-
stellt, sammelt und
erbittet Angebote

Otto Thiers
Dresden A.
Schandauer Straße 1 a

Glückstüte

ca. 1000 Missions-
marken vieler Länder
1.— u. —15 M. Porto.

Emil Seidkamp

Vab Mergentheim
Württemberg 69.

1000

Missionsmarken
und Porto M 1.15. Julius
Sallmann, Cannstatt 23

Holzsammlungen

„von der Fichte bis zum
Schlangenholz“. 120
Hölzer in Natur auf 12
Taf. in Leinenfutteral
M 8,90 p. Nachnahme.
Georg Seider, Fürth
(Bay.), Lange Str. 20.

12 500 Briefmark.

alle verschied.
send. i. 5 Bief.
3. Ausfuden.
Stückpreis
3 1/2 Pf. Bei
größ. Entz. Ermäß. b. 3.
1 Pf. Markenhaus
Schneider, Neut-
lingen 7. Probetief.
g. Ref. o. Staudesang.

Notgeldsammlung

preiswert zu verkaufen.
S. Knabe, Nordhanien
a. Harz, Harz-Besfel-
Mlee 34b.

Sonder - Angebot!

7 verschied. Kakteen
mit neuem aus Stahl
hergestellt. Kakteen-
ständer (DRGM.).
Werbepreis nur 1.80.
Fr. Paul Werner,
Naumburg a. Saale 140 Nm.

Briefmarken à Stk.

2 Pf., i. Ausw.
verf. W. Wegwerth
Leopoldshall

Briefm.-Zeitung gratis!

Sammler-Post, München 9 M

Münzen- Notgeld-

Banknotensammler
verl. Probe-Nr. „Das
Notgeld“ v. Verlag in
Reutenburg, Oldenburg

Tausch

Tauschzentrale

für alle Sammler und
Liebhaber. Gerhard
Schmidt, Guhrau, Bez.
Dresden, Tobfmarkt 14

Briefm. - Tausch

bessere Europa gedr.
Deutschl. auch ungebr.
Bes. gesucht: Deutsche
Vorkriegsausg., Infla-
tionsabart., Abstim-
mungsgeb. sowie Luft-
post u. Wohlfahrt ab
1924. Erfindungen an
Dr. Conradt, Neuba-
belberg, Boedmann-
straße 14.

Wertauschzigarettensbild?

NurPortogeg. Porto. Angeb. u.
371 N. M. Zifferd. Neue Monats-
hefte, Berlin SW 68, Kochstr.

Zurückwiegen und — umziehen

Wie sie vom Pferd kommen, das sie bis vor die Tür des Waageraums geritten haben, schweißglänzend und mit Sattel und Vorderzeug unter dem Arm, steigen die Jockeis noch einmal auf die Waage — kein Reiter darf beim Zurückwiegen mehr als ein Pfund Fehlgewicht haben, ein Uebergewicht bis zu 2 kg nur nach Hindernisrennen, falls er stürzte und einen anderen Jockei für sich weiterreiten ließ.

Dem Jockei, der den Sieg steuerte, strecken sich im An-

kleideraum Hände entgegen. Er erhält das doppelte Reitgeld, das in Flachrennen 35, in Hindernisrennen 45 Mark beträgt, dazu noch in vielen Fällen einen kleinen Prozentsatz des Geldpreises. Doch schon zieht sich der kleine Mann hastig die bunten Farben vom Körper, rückt das Medaillon gerade, das er als Talisman auf der Brust trägt, und schlüpft in den neuen Dreß, der schon bereitgehalten wird, und in dem er in knapp zwanzig Minuten wieder an den Start geht...

Werner Zibaso.

Briefmarken-Sammler erzählen...

Erwachsene Männer sitzen beisammen, nehmen kleine Papierchen vorsichtig mit Pinzetten auf, prüfen sie durch die Lupe und kleben sie endlich behutsam in ein Heft. Der Laie, der den stillen Zuschauer spielt, könnte leicht zu der Ansicht neigen, diese Männer — leidenschaftliche Briefmarkensammler — wüßten nur trockene Gespräche über Wasserzeichen, Bogenträndernummern, Zähnungs- und Farbunterschiede zu führen. Das ist ein Irrtum. Wie Diamantensucher von faustgroßen Edelsteinen, Jäger von kapitalen Sechzehnerndern, Angler von überarmlangen Hechten zu berichten wissen, so erzählt der Sammler ergötzliche Geschichten von seiner ständigen Jagd nach der Briefmarke. Lauschen wir jenem älteren Herrn, dessen Erzählungen die jungen Sammlerfreunde immer wieder gern zuhören:

Es war in Rostock. Viele Jahre vor dem Krieg. Ein ehrenwertes Mitglied unseres Vereins, Kanzleirat B., starb plötzlich, unerwartet, unvorbereitet. Er besaß die beste Sammlung von uns allen. Hatte glänzende Tauschverbindungen, knappte sich jeden Pfennig ab, um fehlende Werte anzuschaffen. Mit 10 000 Mark Kauf-, nicht Katalogwert wäre die Sammlung zu niedrig geschätzt gewesen. Wir kondolieren, stellen eine Abordnung zur Beerdigung. Und erst nachdem vier Wochen vergangen sind, unternehmen wir bei der Witwe den ersten leisen Versuch, von der verwaisten Markensammlung zu sprechen, um sie für sie nutzbringend zu verwerten:

„Ach, die Papierschnipselchen. Ja, da hat mein seliger Mann mächtig dran gehangen. Es war seine einzige Liebe,



auch Sie können ZEICHNEN

und die auch in Ihnenschlummernende künstlerische Fähigkeit für sich nutzbringend verwerten • Durch die praktische Fernunterrichtsmethode des Heimstudio können Sie bei sich zu Hause, unabhängig von Zeit und Ort, das Zeichnen u. Malen erlernen • In schneller Folge werden Sie die Technik des Bleistiftes, der Feder und des Pinsels meistern lernen und sich eine neue, freudebringende Tätigkeit schaffen.



Sportmarkt

Wer ein Fahrrad braucht, spart Geld durch dir. Bezug vom Hersteller. Katalog gratis. Carl Buschkamp Brackwede 168



Direkt kaufen-Geld sparen

Katalog kostenlos, Garantie, Niedrige Preise, Qualität. Tögl. Dankschreiben. E.&P. Stricker

Fahrradfabrik, Brackwede-Bielefeld 463

Paddelboot

Zer. sehr gut erhalten, 80,- M. zu verkaufen. Angebote unter 373 999. Zifferdienst Neue Monatshefte, Berlin S28 08, Kochstraße.

Verschiedenes

Siedenburg's Sumatra-Zigarren bereiten Hochgenuß große, volle Formate 10 Pf. Bremer Roland 12 „ Siedenburg's Hausm. 13 „ La Caoba Fahlfarbe zur erstmaligen Probe 1 Kiste — 50 St. einer Sorte frei Haus Nachn. R. Siedenburg Wwe. Bremen 60, gegr. 1850

Der echte Bremer Rauchtabak rein übersee Pfund 1.50 RM.

Bremer Zigarren volles Format (Sumatra) 100 Stück 6.- RM. Ab 6 Pfd. franco Nachnahme. Preisliste frei. Carl Strodschhoff Bremen 101 Begründet 1888.

25 Zauber- und Karlenrings mit Spiel und Riesenschild nur 2,- M. Horster Berlin 68 U

Heiratsauskünfte, Beobachtungen überall zuverlässig durch Detektiv-Auskunftsbüro STENSCH Berlin W34, Frankenstraße 13, Pallas 6382. Viel. Erfolg! Langjährig. Erfahrungen!

Silber-Bestände



und Bestecke m. 100 g Silberaufgabe ohne Anzahlung gegen Monatsraten liefert Ihnen direkt die Stahlw.-Fabrik Gebr. Krumm, Solingen 61 Katalog unverbindlich

Original-Vulkan-Platin-Dauerfeuerzeug u. and. Neuheiten lief. O. Zumt Metallwarenfabr. Breslau 21

Teppiche

Preiswertest. Eink.-Quelle! Gelegenheitsstücke m. kl. Fehlern! 2x3 nur 11.75, 2 1/2 x 3 1/2 nur 16.75, 3x4 nur 24.50, r. Welle, 2x3, durchgewebt, nur 25.00, Bouclé, fester Rück, 2x3 17.50, 2 1/2 x 3 1/2 29.00. Bei Nichtgef. voll. Betr. zur. G. Friedländer Breslau 5, gegründ. 1876

Alle Musikinstrumente



ab Fabrik bez. vom g.-Eisen Spezial-Verlänger-Teile direkt an Private Katalog kostenlos. Omnia Monatszahlungen. Heinel & Herold Klingenthal Nr 93

Handschrift-

deutung auf wissenschaftlicher Grundlage, anerkannt trefflicher. Honorar RM 2.-. Graphologin E. Drahms, Breslau, Kopisch-Strasse 86.



Sie kennt keine kritischer Tage mehr! Melabon wirkt schnell gegen die lästigen Leib- u. Rückenschmerzen u. beseitigt die härtesten Kopfschmerzen ohne zu schaden. Klein- u. groß. 93 Pf. i. Apotheken. Befolgen Sie sich gleich Melabon, vielleicht brauchen Sie es schon morgen. Interessante Broschüre kostenlos. DR-RENTSCHLER & CO. Laupheim 12 (Württ.)

Uhrenmarkt

Taschenuhr



mit geprüftem 33 stünd. deutsch. Ankerwerk Garantienschein für 1 Jahr Nr. 3 Herrentaschenuhr, vernickelt M 2.10 Nr. 4 versilb. m. Goldrand, Scharnier u. Ovalb. M 2.90 Nr. 5 dieselb. m. bess. Werk, kleine flache Form M 3.70 Nr. 6 Sprungdeckeluhr, 3 Deckel, vergold. M 5.40 Nr. 7 Damenuhr, stark versilbert, 2 Goldrd. M 3.00 Nr. 8 Armbanduhr m. Lederriemen M 2.70 Nickelkette M 0.25 Doppelkette, vergoldet M 0.80, Kapsel M 0.20, Wecker, gutes Messingwerk M 1.85 Versand gegen Nachnahme. Katalog gratis. — Jahresumsatz über 15 000 Uhren.

Uhrenhaus Fritz Heinecke Braunschweig Am schwarzen Berg

Uhren-Energostifte für Wiederverkauf, gratis. Offiziell & Co., Breslau 1

die er neben mir hatte. Eine harmlose Spielerei, die ich ihm gönnte, weil er keinen Pfennig dafür ausgab. Ich hab' ihm die Bildchen mit in den Sarg gelegt."

*

Diese Geschichte spielt in Berlin. Ich bekam von einem Kutscher hin und wieder alte Briefumschläge mit den herrlichsten altdutschen Marken: Oldenburger Doppelstücke, Mecklenburger Dohsenköpfe, Prachtstücke. Alle trugen die Aufschrift einer bekannten Eisenwarengroßhandlung, bei der der Kutscher beschäftigt war. Meine Lauterkeit zwang mich, den Besitzer aufzusuchen, um rechtmäßig die vorhandene alte Korrespondenz zu erwerben. Schweigend hörte mich der alte Herr an. „Kommen Sie morgen nachmittag wieder.“ Das waren seine einzigen Worte. Pünktlich zur festgesetzten Zeit fand ich mich ein. Auf dem Hof brannte ein Feuer lichterloh. Züngelnde Flammen verzehrten vor meinen Augen die erlesensten Seltenheiten. Reslos hatte der alte Herr seine Skripturen verbrannt. Er wollte nicht, daß sie in fremde Hände kommen.

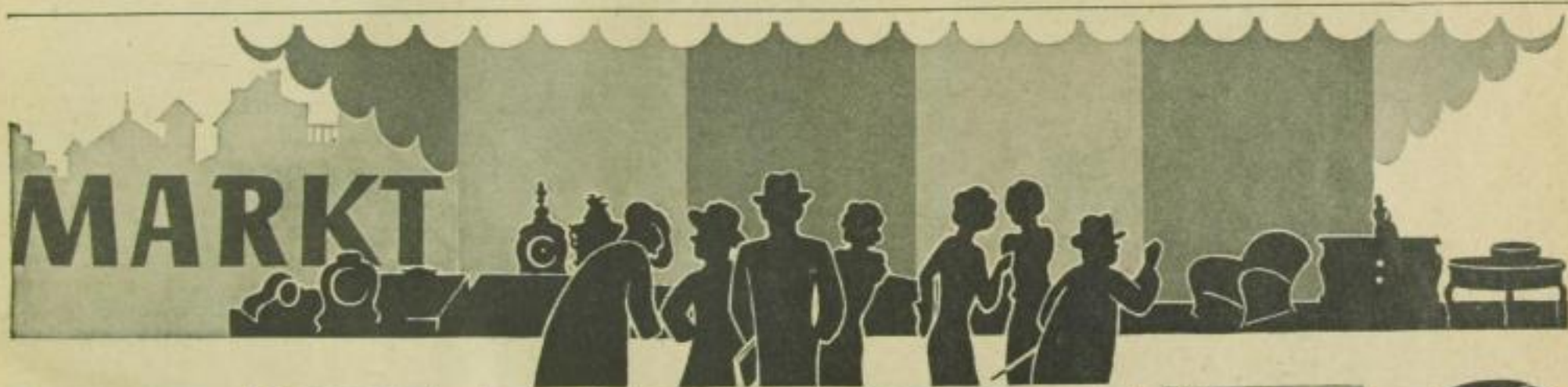
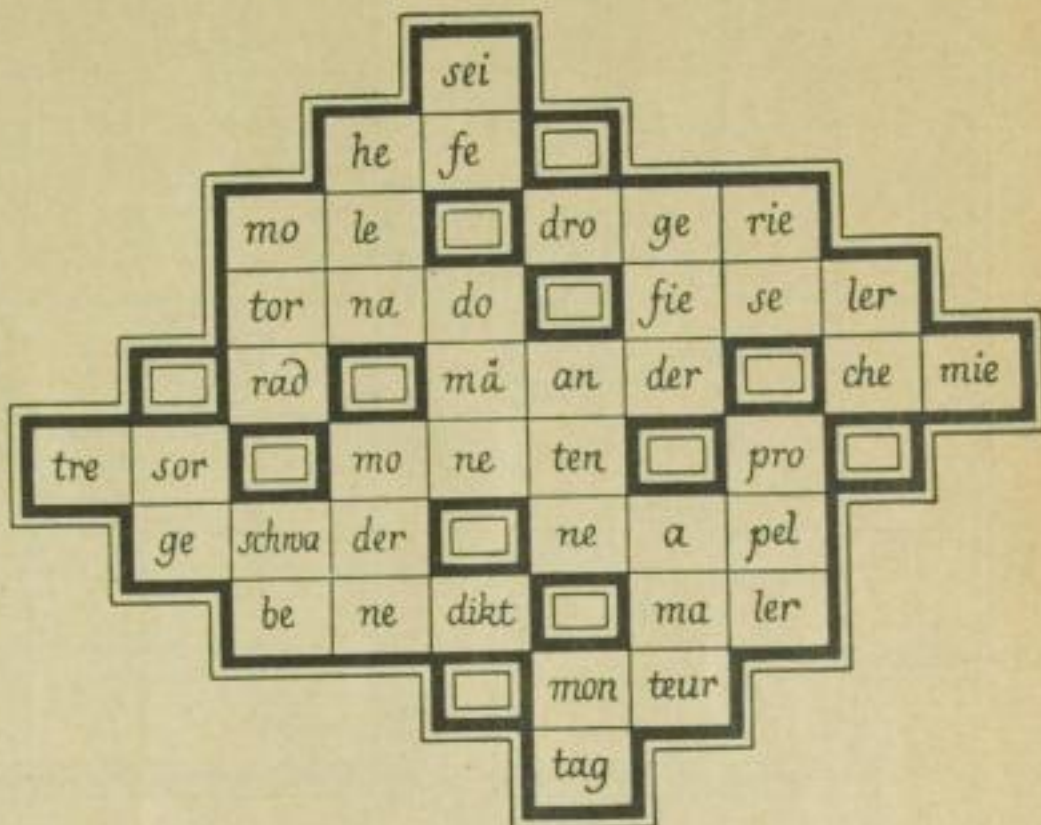
*

In einer amerikanischen Sammlerzeitung las ich — so fuhr der alte Herr fort —, daß man in den Rocky Mountains eine zerfallene Höhle entdeckt habe. Beim Nachgraben fand man ein Tier- und ein Menschenskelett, außerdem einen Postfach mit Briefen, frankiert mit den seltenen ersten ameri-

kaniischen Ausgaben. Ein Bote der damaligen Dispatch Post hatte auf dem Ritt mit einem Maultier in der Höhle Unterschlupf vor einem aufziehenden Unwetter gesucht und wurde dabei verschüttet. Der Inhalt des Postfaches war kaum in Mitleidenschaft gezogen. Ganz seltene Marken wurden so tatsächlich ausgegraben.

Peter J. Bohr.

Auflösung des Kreuzworträtsels aus der vorigen Nummer



395
kostet diese wirklich reizende, 20 cm hohe geschnitzte Schwarzwalduhr. Unt. Dach 2 ständig ums Nest fliegende Vögel. Balkon, Fenster, Blumenbretter geschmackvoll bemalt. Genau gehend, 1 Jahr Garantie! Kuckucksuhr 1/4 stündl. ruhend nur 5,85! Nachn.-Zusend. zugänglich Porto. Nicht-gefallene Rücknahme! K. W. BEHRENS Berlin W30, Fach 90/14

Tiermarkt
Hunde all. Rassen
Verk. nach all. Weltteil. Ill. Prachtat. m. Preisliste u. Beschreib. RM 1.— (Marken). Best. 1904. Arthur Schwarzth. Bad Köstritz 49.
Ihr Hund braucht Nagut
d. bekannt. Backmischfutter Sanitätarat Dr. Veith, Göttingen, schreibt a. 6.12.32: „Ich bin mit Ihrem Keks sehr zufrieden. Mein Bulli frisst ihn sehr gern und er bekommt ausgezeichnet. Besonders schön ist das Aussehen des Keks, appetitlich und wohlriechend, so daß man Lust bekommt, selbst hineinzubeißen, was bei anderen Hundekuchen nicht der Fall ist.“ Nagut Kraftfutterfabrik. Lage I. L. 12 Kostproben gratis.

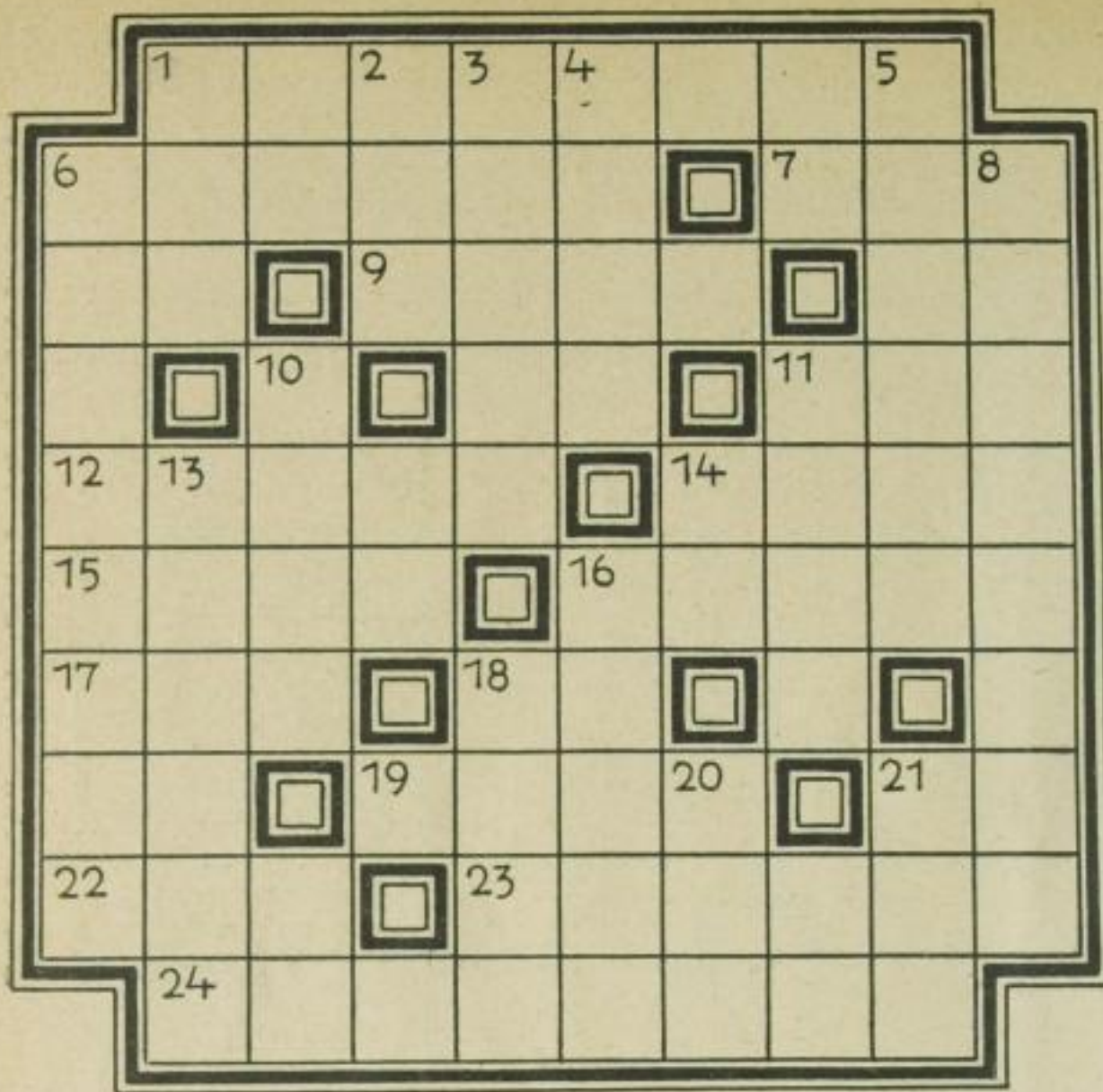
Lebensmittelmarkt
Kaffee-Schröder
fährt durch seine Qualitäten. Überzeugen Sie sich durch Probeflieferung. Santos unverf. 1.98 Santos-Perl 2.04 Santos rein verf. 2.08 Guatemala 2.24 Salvador 2.58 Costarica ff. 2.72 3 Pfd. fr. Haus d. Nachn.
Schröder & Co.
Großrösterei Bremen K 3
Cogu - Kaffee der gehaltvolle
Überzeugen Sie sich durch einen Versuch 2 Pfd. Cogu-Konsum 3.80 1/2 Pfd. Cogu-Haushalt 1.10 1 Pfd. Cogu-Hausmk. 1.20 3 Pfd. frei Haus 6.10 Nachnahme nur Cogu-Kaffeeverand Bremen 11 C
Kaffee-Meher
seit 1813 an der Spitze Sonderangebot für Kenner: Roland-Mischung 3 Pfund zur Probe franko 6.30 Nachn. RM. August Meher Bremen M.
Rügenwalder Wurstwaren
feinste Qualität, die zu Fabrikpr. 4 Pfd.-Päckchen enth.: 7 Fabrikate 5 RM. (Porto u. Verp. frei) d. Briefmarken. Nachn. 20 Pf. mehr. Rügenwalde 3, Postf. 29
Sant. - Guatemala
Mischg. 3/4 Pfd. a. Probe fr. Nachn. Pfd. M 2.10. Johann Ehler Meher, Bremen 11, Postf. 534. Vertreter gesucht.
Bremer Röstkaffee
Qualität entscheidet! Costa Rica 2.70, 2.40, 2.20 Guatemala 2.40, 2.15, 1.90 Hotel-Misch. 2.30, 2.10, 1.85 ff. coffeinfrei . . . 3.00 Tee, Kakaos, Schokolade laut Liste 3 1/2 Pf. fr. Nachnahme, bei 5 Pf. 1 hübsche Dose 35 Pf. Schneider & Müller, Bremen 27. Wiederverk. Sondbel.
33er Mittlerer
naturreiner Mostel zu RM 0.80 die Flasche ab Trier. Reichhaltige Preisliste m. raffigen, eleg. Mostelweinen verbend. franco Weinstellereien Gärten & Reis, Trier a. d. Mosel
Rheinwein eign. Wacht. 20L. 16. M. Nachn. Sch. Guth, Weinbau, GauWeinheim Rheinh.

Möbelmarkt
Wer eine Bett-Couch Raum sparen Miete sparen Siedlungs-Möbel will
fordere Katalog von Patent-Jaetel Berlin SW, Marktgrafen-, Ecke Kochstr.
Kronleuchter Ampeln usw., alles echte Hirsch- u. Rehstangen ff. Arbeit
Ferner Hirsch- und Rehgeweihe viel Arten. III. Preis. franko.
Fritzmann Lichtenfels 36 (Bayern) Geweihhaus
Fotomarkt
Photo-Neuheit!
Fabelh. Roll-Film-Kamera 8 Aufn. 2x2 cm, m. Film, M. 3.50 Gar. Geld zurd. J. Ortmann, Nürnberg 60

Photographieren jetzt ermöglicht
durch günst. Gelegenheitskäufe, erleichterte Zahlungsbedingungen, Ansichtssendung, Tausch Ihrer alten Kamera, Fernberatg. und kostenlose Zusendung des über 300 Seiten starken PHOTOHELPERS E 17 von der Welt größtem Photospezialhaus „Der Photo-Porst“ NÜRNBERG-A. N.W. 17
Photo-
Apparate, Platten, Papiere, Filme konkurrenzlos preiswert. Liste D gratis. Teilzahlung. Photohaus Max Albrecht, Berlin SO 36, Kottbusser Str. 3

Optik
Brillen • Feldstecher für Jagd, Wehrsport, Luftfahrt, Reise ab 39.50 an (8x24, Led.-Etui) Katalog fr. Ratensabg. Dr. F. W. Böhler Opt. Fabrik • Köstritz 29

Rassehunde jed. Alters
f. alle Zwecke Reichh. Katalog RM 1 i. M. Vers. i. all. Ld. R. Alfr. Rieß, Gera-6.
Junge Siam-Katze
zu kaufen gesucht. Angebote unter 374 RM. Biffendienst Neue Ronats • Seite, Berlin SW 68, Kochstraße.
Rassehunde
Vers. n. a. Länd. Gar. leb. Ank. Katalog 30 Pfg. Fr. Jentsch Bad Köstritz 25



Acht berühmte Seerführer im Kreuzworträtsel

Die Namen von acht berühmten Seerführern sind in folgende Reihen einzusetzen:

Von links nach rechts: 1 (Spartaner), 6 (Preuße), 23 (Preuße), 24 (Österreicher);

Von oben nach unten: 6 (Preuße), 8 (Franzose), 13 (Römer), 21 (Franzose).

Die übrigen Reihen haben folgende Bedeutung:

Von links nach rechts:

7 russischer Strom, 9 Staatshaushalt, 11 Vorgebirge, 12 Baumfrucht, 14 Verkehrsmittel, 15 Stadt in Nordfrankreich, 16 Pelztier, 17 nordische Göttin der Unterwelt, 19 Faserpflanze, 22 Teil des Wagens;

Von oben nach unten:

1 Schiffsseite, 2 niederdeutscher Mämnernamen, 3 Rechtsbeamter, 4 Zarenname, 5 Tonstück, 10 Abscheu, 11 westindische Insel, 16 Scheitelpunkt des Himmels, 18 durchsichtiges Gewebe, 20 orientalische Kopfbedeckung (weniger gebräuchliche Schreibweise).

Gespräch mit einem Winzer

(Wortteile)

„Draußen zwei = drei neue Trauben —
Komm, nimm einen guten Eins
Aus dem Humpen! — Alle glauben,
's wird ein Prachtjahr längs des Rheins!
Ganzes mußt du auch beim Essen,
Denn das soll man nie vergessen.“

Segler-Erlebnis

Wort ist das Wetter, Sturm kam auf:
Ich lenkte heim des Schiffes Lauf,
Ein Windstoß hat es doch erfasst —
Wort ist es mit gebrochnem Mast!

Rundfunk meldet:

„Beachten Sie die Zeitverschiebung:
Der Keinerlös in einer Uebung,
Den man vom Opernhaus aus sendet,
Wird erst um 11 Uhr 10 beendet.“

Auflösungen aus der Augustnummer:

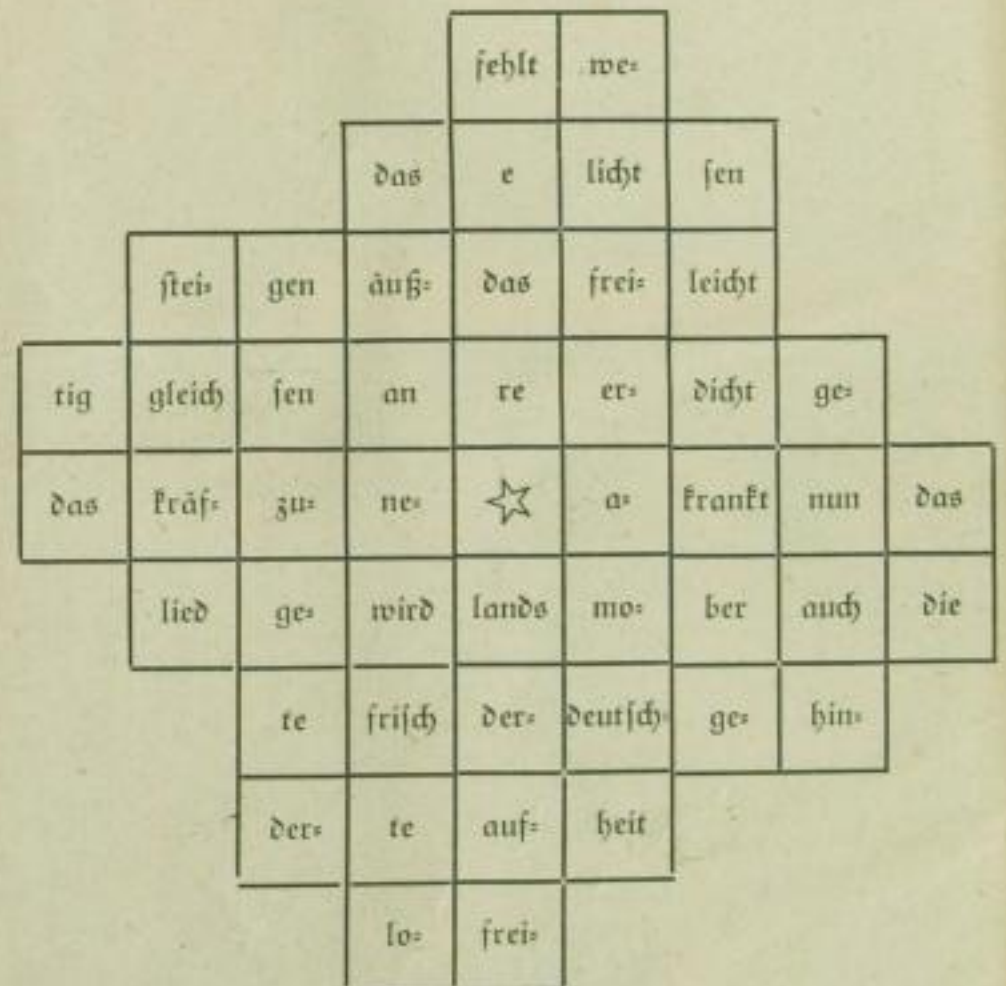
Magisches Quadrat:

S K L A V E
K A O L I N
L O R E N Z
A L E X E I
V I N E T A
E N Z I A N

Beim Pläneschmieden: Radou(s)flug
Stadttrand-Siedler: Eugen heim, Eigenheim
Verwandte Seelen: Elisabeth, behalte sie
Treppenrätsel: Absprung, Barkasse, Baseball, Seeleute, Reiterei.

Königszug

Der Zug dieses Rätsels verläuft wie der Zug des Königs beim Schachspiel, also stets in ein benachbartes Feld.



Den Holzschnitt auf Seite 54 veröffentlichen wir mit der Genehmigung des Amnesta-Verlages aus dem Buche „Wudu-Feuer auf Haiti“ von Richard Loederer.

Die Zeichnung „Das Lieblingsbuch“ auf Seite 49 ist „The Glynas Williams Book“, Verlag Doubleday, Doran u. Company, Inc., entnommen.

Das Gedicht „Gewitter“ auf Seite 37 stammt aus: Ludwig Emanuel Reindl „Landschaften“, erschienen bei Heinrich J. S. Bachmair, Pasing bei München.

Hauptredakteur: Clara Bith, Berlin.
Anzeigenleiter: Dr. Kurt Eichler, Berlin-Wilmersdorf; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Hermann Krieg, Berlin SO 16. Die Neuen Monatshefte uhu erscheinen monatlich einmal. D. A. II. B. J. 72 322. — Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste, ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Geschäftsstelle. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Verantwortlich in Österreich für die Redaktion: Alexander Steinrück, Wien XIX, für Herausgabe: Ullstein & Co., Ges. m. b. H., Wien I, Rosenburgenstraße 8. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Reumann, Prag. — Verlag und Druck: Ullstein A. G., Berlin SW 69. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt.



Zum Sonntag Die Grüne Post!

Jede Nummer bringt auf vielen Seiten: Artikel über wichtige Fragen des Lebens / Ereignisse der Woche, Moment-Aufnahmen aus Sport, Spiel und Leben / Naturschilderungen und Jägergeschichten / Abenteuer in Fortsetzungen / Berichte über ferne Länder / Verständliche Darstellungen technischer Neuigkeiten / Populäre Wirtschafts- und Marktberichte / Berliner Brief Gedanken-Austausch der Leser / Gute, reich illustrierte Romane und Geschichten für den Sonntag-Abend / Ernste und heitere Skizzen, Bilder aus Stadt und Land / Ratschläge für den Gartenfreund und Landwirt / Das Grüne Feld, Mein Stückchen Garten, Winke überm Gartenzaun / Humor in Wort und Bild, eine große Rätsel-Ecke, eine Jugend-Beilage und vieles mehr

20 Pfennig. Bestellen Sie bei Ihrem Buch- und Zeitschriftenhändler (bei Zustellung ins Haus zuzüglich Bestellgeld), Ihrem Postboten oder durch den Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22/26



In 5 Minuten glatt

macht eine Rasur mit PERI RASIER-CREME! PERI schenkt jedem Freude, weil das Rasieren selbst des stärksten Bartes so flott, bequem und gründlich vonstatten geht. PERI RASIER-CREME erweicht auch den stärksten Bart schnell und dringt bis in die Haarwurzeln in die Haut ein. Auch ein Mißgelaunter wird guter Dinge — wenn er jeden Morgen einige PERI-Minuten zum Rasieren verwendet. Die PERI-Rasur bedeutet keine Last, sondern eine Erleichterung, besonders dann, wenn auch die handgeschliffene, extradünne PERI RASIER-KLINGE benutzt wird. Durch PERI glatte, gepflegte Haut. Zeit- und Klingenersparnis. Perianer sind gut gelaunt!

PERI RASIER-CREME

DR. M. ALBERSHEIM, FRANKFURT AM MAIN

Neuheit für die Hautpflege: PERI HAMAMELIS-HAUTCREME, Dose 25 Pf.

XIV/1368

67-10-11